

de Mahieu

DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE



Die Wikinger
in Brasilien

Jacques
de Mahieu

DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE

Jacques de Mahieu

Des Sonnengottes heilige Steine

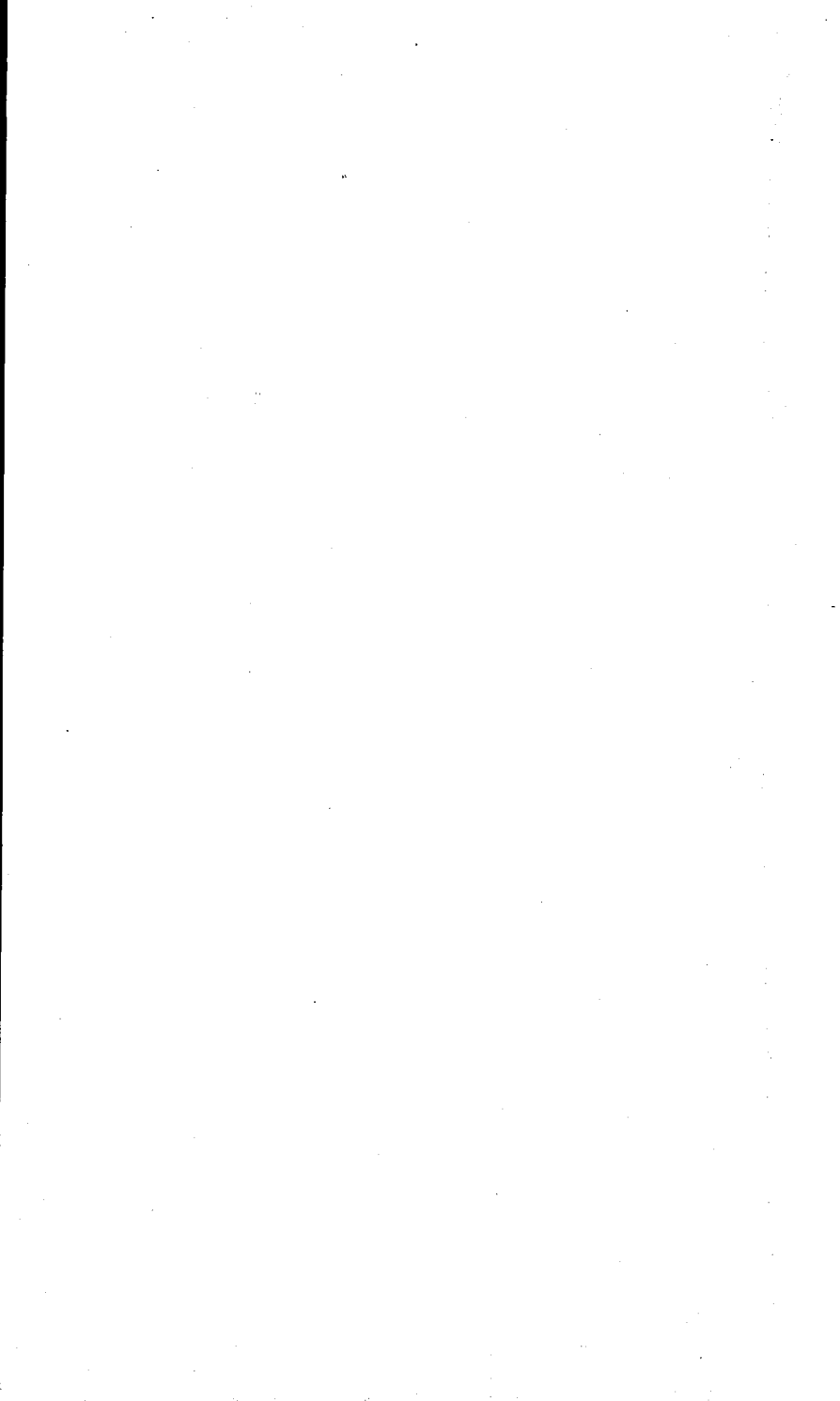
Die Wikinger in Brasilien

Wer waren die Amazonen, denen der gewaltige Strom Brasiliens und sein in weiten Teilen noch heute unerforschtes Einzugsgebiet ihren Namen verdanken? War es ein Zufall, daß diese kühnen Frauen, die — nachweislich bis in unser Jahrhundert — nur einmal im Jahr und ausschließlich zum Zweck der natürlichen Fortpflanzung mit Männern zusammenlebten, in nahezu sämtlichen Eingeborenen-Überlieferungen als blond und bläulich beschrieben werden? Waren sie die Überlebenden der Schlacht auf der Sonneninsel im Titicacasee, die im 13. Jahrhundert dem von Wikingern gegründeten Tiahuanacu-Reich ein Ende setzte? Was suchten sie, die Kriegerwitwen vom Hochland der Anden, in den Niederungen des später nach ihnen benannten Stromes? Diesen Fragen ging Prof. Jacques de Mahieu nach, als er bei einer der Expeditionen seines Instituts für Menschheitswissenschaft in Buenos Aires südlich des Amazonas-Stromes, im brasilianischen Staat Piaui, eine altgermanische Kultstätte entdeckt hatte, deren Mittelpunkt eine den Externsteinen im Teutoburger Wald zum Verwechseln ähnliche Felsgruppe ist. Die hier wie auch an zahlreichen anderen Stellen des Amazonas-Gebietes und bis in die unmittelbare Nähe von Rio de Janeiro gefundenen, entzifferten und einwandfrei übersetzten Runeninschriften runden das Bild ab, das de Mahieu in seinen jahrzehntelangen Forschungen vom Wikinger-Reich Tiahuanacu entworfen

GRABERT-VERLAG TÜBINGEN

Jacques de Mahieu

Des
Sonnengottes
Heilige
Steine



JACQUES de MAHIEU
DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE

JACQUES de MAHIEU

Des Sonnengottes heilige Steine

Die Wikinger in Brasilien

Aus dem Französischen übersetzt von
Wilfred von Oven



1975

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Druck: Gulde-Druck, Tübingen
Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Abbildungen und Bildtafeln:
Graphische Kunstanstalt Künstle, Tübingen

Unter wissenschaftlicher Mitarbeit von
Hermann Munk, André Selon und Pierre Krebs
Zeichnungen im Text von Jorge Russo
Sämtliche Fotografien vom Verfasser, wenn nicht anders angegeben

Internationale Standard-Bestellnummer
ISBN 3 87847 032 0

© 1975 by Grabert-Verlag, 74 Tübingen
Alle Rechte der Verbreitung durch Film, Funk, Fernsehen, foto-
mechanische Wiedergabe, Tonträger aller Art oder durch auszugs-
weisen Nachdruck sind vorbehalten. Ausgenommen ist die französi-
sche Originalausgabe.

INHALTSVERZEICHNIS

I. Kapitel

DIE AMAZONEN

1. Die weißen Kriegerinnen	9
2. Eingeborene bekunden	14
3. Das Land der Amazonen	20
4. Die wiedergefundenen Amazonen	26
5. Aufschlußreiche „Tätowierungen“	32
6. Die Herkunft der Amazonen	34

II. Kapitel

DAS REICH DES GROSSEN PAYTITI

1. Der Trug des Goldes	40
2. Die Hüter der Straßen	47
3. Die Mythen vom Orinoko	54
4. Die Felsinschriften Guayanas	58
5. Spuren an den Zugängen zum Reich	66
6. Berg und Tal	72

III. Kapitel

DIE ÜBERLEBENDEN DER WEISSEN WACHE

1. Die „weißen Indianer“ vom Amazonas	79
2. Die weißen Wächter Guayanas	85

3. Eine Untersuchung in Píquia	98
4. Die blonden „caboclos“ von Piaui	107
5. Die Wikinger des Urwalds	113

IV. Kapitel

DIE „SIEBEN STÄDTE“ VON PIAUI

1. Die wunderbare Phantasie der Natur	117
2. Schiffe in Felsmalerei	122
3. Die „Bärtigen der Ebene“	125
4. Der Hüter des Heims	127
5. Eine Drohung	130
6. Auf Menschen bezogene Steinmalereien	131
7. Rat und Spott	135
8. Einige nordische Symbole	137
9. „Externsteine“ im brasilianischen Urwald	139
10. Der Erzhafen von Parnaira	143
11. Die Landkarte von „Sete Cidades“	155
12. Eine Weihestätte des Westens	158

V. Kapitel

SPRECHENDE STEINE

1. Heilige Heine und Grabhügel	162
2. Das Drachenschiff von Inhamuns	168
3. Phönizische Spiegelfechtereien	172
4. Botschaften im Urwald	176
5. Forscher und Soldaten	180

VI. Kapitel

DIE HAFEN AM ATLANTIK

1. Die Insel der Töpfer	183
2. Posten und Mauern	185

3. Der „Weg des weißen Mannes“	188
4. Der Felsen von Gávea	196
5. Das Wunder des Goldes	205
6. Die dänische Küste	207

VII. Kapitel

WIKINGER UND NORMANNEN

1. Bilanz einer Forschung	211
2. Der Ursprung der Wikinger von Tiahuanacu	215
3. Das normannische Erbe	219

Bibliographie	223
---------------	-----

Abbildungen	229
-------------	-----

Bildtafeln	271
------------	-----

I. DIE AMAZONEN

1. Die weißen Kriegerinnen

Man schreibt das Jahr 1542. Siebenundfünfzig Spanier unter dem Befehl des Hauptmanns Francisco de Orellana fahren den großen Fluß hinunter, den einige Marañón nennen, und von dem man weiß, daß er in den Atlantik mündet. Es ist das erste Mal seit der Konquista, daß jemand dieses Abenteuer unternimmt. Sie verfügen über zwei Bergantinen, große primitive Kanus ohne Aufbauten, von denen das größte etwa 20 Meter lang, zwei Meter breit und einen Meter tief ist. Unter Segel und mit Rudern kommt man trotz günstiger Strömung nur langsam vorwärts. Es sind keine indianischen Führer an Bord. Man verfährt sich häufig in dem Labyrinth von Nebenarmen des riesigen Stromes. Seit einigen Tagen hat man auf der Insel der Tupinambás, die unsere Landkarten Santa Rita nennen, Lager bezogen. Wieder greifen die Eingeborenen an. Aber heute sind sie nicht allein.

„Man muß wissen“, schreibt der Pater Gaspar de Carvajal^{1*}, der Kaplan der Expedition, „daß sie (die Angreifer) Untertanen und Tributpflichtige der Amazonen sind,

* Die hochstehenden Zahlen bezeichnen die bibliographischen Anmerkungen am Ende des Buches.

daß sie in Kenntniss unseres Kommens diese um Hilfe gebeten haben, daß zehn oder zwölf von ihnen, die wir mit eigenen Augen sahen, an der Spitze der Indianer als deren Anführerinnen kämpften, und zwar so wild, daß die Indianer nicht wagten, kehrtzumachen, und daß sie diejenigen, die es dennoch taten, vor unseren Augen totschlugen, was der Grund dafür war, daß die Indianer so hartnäckigen Widerstand leisteten. Diese Frauen sind sehr weiß und groß und haben sehr langes Haar und gehen nackt, nur die Scham bedeckt, Pfeil und Bogen in den Händen und kämpfen jede wie zehn Indianer . . .“

Dieses ist die erste Kunde über jene geheimnisvollen Kriegerinnen, deren sich die Legenden der Eingeborenen bemächtigt haben. Wir müssen vierhundert Jahre warten, bis wir eine zweite erhalten. Aber Pater de Carvajal ist glaubwürdig. Dieser Dominikaner war eine Ausgeburt von Pedanterie. In seinem Bericht findet sich nicht die Spur von Phantasie. Er schmückte ihn nicht einmal mit Angaben über die Flora und Fauna der durchstreiften Gegenden aus. Der Kaplan Orellanas begnügte sich damit, eine Art Logbuch zu schreiben, in dem nur von Entfernungen, Richtungen, Versorgung und Kampfhandlungen die Rede ist. Andererseits war er nur der Sprecher seiner Kameraden und besonders seines Hauptmanns. Uns liegt nur ein Zeugnis vor, aber es ist gewissermaßen im Namen von 57 Zeugen abgegeben.

Ohne auch nur von dem Pater zu sprechen, der in dieser Schlacht ein Auge verlor, scheint den Spaniern der Überfall dieser weißen Frauen im Evaskostüm unvergeßlich geblieben zu sein, die einen Regen von Pfeilen über sie niedergehen ließen. Die Überraschung war so groß, daß

sie nach der Schlacht die gefangenen Indianer eingehend über die weißen Kriegerinnen vernahmen. Lassen wir dem Pater de Carvajal das Wort, auch wenn es so schwerfällig und genau wie der Schriftsatz eines Notars ist:

„Der Hauptmann fragte ihn (einen Kaziken), was das für Frauen seien; der Indianer sagte, es seien Frauen, die sieben Tagereisen von der Küste (des Flusses) landeinwärts ihren Wohnsitz hätten, und die die Bewachung der Küsten übernommen hätten, da der (vernommene) Herr Couynco ihr Untertan sei. Der Hauptmann fragte, ob diese Frauen verheiratet seien. Nein, antwortete der Indianer. Der Hauptmann fragte weiter, von was sie lebten. Der Indianer antwortete, sie lebten, wie gesagt, landeinwärts. Er habe wiederholt sehen können, wie sie lebten und was sie machten, wenn er als ihr Untertan den Tribut bei ihnen ablieferte. Der Hauptmann fragte, ob diese Frauen viele an Zahl seien. Ja, antwortete der Indianer, ihm seien siebzig von ihnen bewohnte Dörfer dem Namen nach bekannt . . . In einigen von ihnen sei er selbst gewesen. Ob sie ihre Siedlungen aus Stroh errichten, wollte der Hauptmann wissen. Nein, sagte der Indianer, aus Stein und mit Türen. Von einem Dorf zum anderen führten Wege, auf einer Seite eingezäunt und bewacht, weil niemand sie betreten dürfe, ohne eine Abgabe zu bezahlen. Der Hauptmann fragte, ob diese Frauen auch Kinder bekämen. Ja, sagte der Indianer. Wie denn, wollte der Hauptmann wissen, wenn sie doch nicht verheiratet wären und keine Männer unter ihnen lebten. Gelegentlich seien sie mit Indianern zusammen, lautete die Antwort, wenn sie aber die Lust dazu überkomme, stellten sie einen großen Kriegs-

haufen zusammen, um einen großen Herrn zu bekriegen, dessen Gebiet an das Ihre angrenze. Mit Gewalt holten sie sich von dort die Männer und behielten sie so lange bei sich, wie es ihnen gefiele. Und wenn sie schwanger seien, schickten sie sie wieder nach Hause, ohne ihnen irgend etwas Böses anzutun. Wenn es dann ans Gebären ginge, werden die Söhne getötet oder* zu den Vätern geschickt, die Töchter aber mit großer Sorgfalt aufgezogen und in der Kriegskunst unterwiesen. Er sagte weiter, daß es unter all diesen Frauen eine Herrin gäbe, der alle anderen untertan seien, denen sie Befehle und über die sie Recht spreche. Sie heiße Coñori. Er sagte, es gäbe einen riesengroßen Reichtum an Gold und Silber, und die Herrinnen von Stand und Bedeutung hätten kein Geschirr, das nicht aus Gold und Silber wäre, die gewöhnlichen benutzten solches aus Holz, außer dem, das aufs Feuer kommt, das sei aus Ton. Er sagte, in der Hauptstadt, wo die Herrin residiere, gäbe es fünf sehr große Häuser und Häuser, die der Sonne geweiht sind, die sie Caranain nennen, und im Inneren seien diese Häuser vom Fußboden bis zu halber Höhe der Wände mit starken Platten verkleidet, die mit Malereien in verschiedenen Farben geschmückt seien. Auch gäbe es in diesen Häusern viele Götterbilder in Frauengestalt aus Gold und Silber und viele Krüge aus purem Gold und Silber für den Sonnenkult, und sie gingen in Kleidern aus feiner Wolle, weil es dort viele Schafe von jener Art wie in Peru** gäbe; ihre Kleidung bestehe

* Im Originaltext heißt es „und“, was jedoch ein Übertragungsfehler sein muß, wie wir weiter unten sehen werden.

** Als „Peru-Schaf“ wurden Lamas, Alpacas und Vicuñas bezeichnet.

aus übergeworfenen und gegürteten Tüchern von der Brust bis unten; andere seien wie Tücher, die hinten durch Schnüre zusammengehalten werden; das Haar trügen sie offen bis zur Erde und oben drauf Kronen aus Gold, wohl zwei Finger breit. Weiter sagte er, daß es in jenem Land Kamele* geben soll, die mit Lasten beladen werden, auch andere Tiere, sagte er, gäbe es, die ihnen unbekannt seien, von der Größe eines Pferdes mit Haar von einem „jeme“** Länge und mit zweigeteiltem Bart; sie würden gefesselt, und es gäbe nur wenige davon. Er sagt, es gäbe in diesem Land zwei Salzlagen, aus denen sie Salz gewönnen.“

Diese Frauen unterwarfen sich zahlreiche benachbarte Stämme „und es gibt andere, mit denen sie Krieg führen, besonders mit demjenigen, von dem wir sprachen, und von dem sie sich Männer zu bestimmten Zwecken holen; diese, sagt man, seien von sehr hohem Wuchs und weiß“.

Die Spanier können von den Aussagen ihrer Gefangenen nicht sonderlich überrascht gewesen sein. Denn: „Alles, was dieser Indianer sagte, und noch mehr hatten wir schon sechs „leguas“*** von Quito entfernt gehört, wo über diese Frauen viel geredet wurde, die zu sehen die Indianer von weither flußabwärts über 1400 „leguas“ kommen, so daß, wie uns die Indianer oben sagten, jemand, der in das Land dieser Frauen gelangen will, als ein Jüngling aufbrechen muß, damit er als alter Mann zurückkehren kann.“

* Das als Lasttier benutzte Lama gehört zur Gattung der Kamele.

** Eingeborenen-Maß, das dem Abstand zwischen dem gespreizten Daumen und Zeigefinger einer Hand entspricht.

*** Spanische Meile = 20 000 Fuß, etwa fünfeinhalb Kilometer.

Der Hauptmann war von seiner Begegnung mit den weißen Kriegerinnen so beeindruckt, daß er, als die Kartographen den Marañón als „Orellana-Fluß“ zu bezeichnen begannen, darum bat, ihn „Amazonas-Strom“ zu nennen. Er heißt noch heute so.

2. Eingeborene bekunden

Francisco de Orellana und seine Männer gelangten am 24. August 1542 nach Gran-Pará (heute: Belém), und wir dürfen annehmen, daß sie einige Zeit ausruhten, ehe sie ihre Reise zur Insel Tobago fortsetzten, von wo aus sie nach Spanien zurückkehrten. Es ist also sehr wenig wahrscheinlich, daß die Nachrichten und jedenfalls die Einzelheiten über ihre Expedition in Paraguay bekannt waren, als sich hier im Jahr 1543 der General Irala und der „Adelantado“ Nuñez Cabeza de Vaca auf dem Paraguay-Strom einschifften, um den auf dem Weg nach Potosí verschollenen Juan de Ayolas zu suchen. Trotzdem hörte Irala auf dieser Expedition von „Frauen, die wie Männer kämpfen, sehr mutig und kriegerisch sind und Herrinnen über viel Gold und Silber . . . und daß alles Gerät in ihren Häusern aus Gold und Silber ist wie die Krampen, die sie für ihre Häuser verwenden . . .“².

Als Irala auf einer zweiten Reise einige Jahre später „Perus Kordillere durchmessend“ in die gegenwärtige bolivianische Provinz Santa Cruz im Amazonas-Becken gelangte, und von einem großen Fluß hörte, der von Süd nach Nord, also dem Rio de la Plata entgegengesetzt, verlief, glaubte er, es handele sich um den Marañón.

Von den Indianern hörte er auch von „einer Provinz mit vielen Menschen und Siedlungen an den Ufern einer großen Lagune, und daß es dort viel Gold gäbe, dessen die Menschen sich bedienten, weshalb die Spanier dieser Lagune die Bezeichnung ‚el Dorado‘ gaben. Die Bewohner dieser Gegend, sagt man, sind Nachbarn einiger Dörfer, in denen nur Frauen leben. Sie haben nur eine Brust, auf der linken Seite, weil sie sich die rechte künstlich entfernt haben, um mit Pfeil und Bogen besser kämpfen zu können, worin sie geschickt und ausgebildet sind, wie die skythischen Frauen, von denen die Alten berichten . . .“³.

Wie man sieht, schmückt die Legende bereits die Erzählungen der Eingeborenen aus. So fragwürdig auch diese Zeilen sind, die Díaz de Guzmán im Jahr 1612 schrieb, glaubt der Verfasser doch, daß der Bericht über die Entfernung der rechten Brust von den Indianern stammt, ein Detail, das offenbar von Herodot und Diodor von Sizilien übernommen wurde, und das in bezug auf Amerika nie von irgendeinem Zeugnis weder direkt noch indirekt belegt worden ist. In dem Bericht beispielsweise, den uns der Pater Cristóbal de Acuña über seine Reise den Amazonas abwärts im Jahr 1639 hinterlassen hat, ist die Geschichte mit keinem Wort erwähnt.

Einige Monate zuvor war der Major Pedro de Teixeira nach Quito gekommen, der mit 67 portugiesischen Soldaten und 1200 Indianern, Ruderern, Kriegsknechten und Bedienungspersonal den Amazonas von der Mündung stromauf mit 47 Bergantinen gefahren war. Portugal war damals eines der Königreiche, die zu Spanien gehörten. Trotzdem behagte es dem Grafen von Chichón, Vizekönig von Peru, nicht, eine so zahlreiche und kriegerische

Truppe unter dem Befehl eines Portugiesen bei sich zu haben. Auch begeisterte ihn die Idee nicht, Teixeira ohne irgendwelche Aufsicht wieder den Strom hinunter ziehen zu lassen. So gab er ihm zwei Jesuiten mit, von denen der eine, der Pater de Acuña, der Bruder seines Statthalters (teniente general), des Landvogts (corregidor) von Quito, war. Daß es sich für diesen Geistlichen nicht allein darum handelte, die Messe zu lesen, konnten die Portugiesen feststellen, als sie, ehe sie nach Gran-Pará gelangten, den Versuch eines kleinen Abstechers unternahmen, um sich einiger Indianer zu bemächtigen, die sie auf den „fazendas“ (Landgütern) der Provinz Marañón zu verkaufen gedachten. Der Kaplan sprach ein Machtwort im Namen des Königs, und die Flotte mußte ihren vorgesehenen Weg nehmen.

Der Pater de Acuña hat uns eine Schilderung seiner Reise⁴ hinterlassen, die voll von Informationen genauester Art über die Bewohner, die Fauna und Flora des Amazonas ist. Im Bewußtsein seiner Verantwortung überlegte er jede Zeile, die er schrieb, damit ihm keine Übertreibung oder phantasievolle Ausschmückung vorgeworfen werden könnte: „Ich bitte diejenigen, die meinen Bericht lesen, mir Glauben zu schenken . . . Ich sage das wegen derjenigen, die vielleicht über den gleichen Gegenstand schreiben, ohne sich an die Wahrheit zu halten, wie es sich gehört. Dieser Bericht wird es tun und zwar dergestalt, daß ich unter keinen Umständen Dinge hineinbringen werde, die nicht mit mir mehr als 50 Spanier, Kastilier und Portugiesen freimütig bezeugen können, die die gleiche Reise machten, die das Wahre als wahr und das Zweifelhafte als solches bestätigen, damit in einer so bedeutenden und

wichtigen Sache sich niemand berechtigt fühle, aus diesem Bericht mehr herauszulesen, als darin steht.“

Was uns hier interessiert, ist, daß der Pater de Acuña verschiedene Seiten seines Berichtes den Amazonen widmet und sich dabei auf das Zeugnis von Tupinambá-Indianern stützt: „Mit den Erzählungen dieser Tupinambás wurde uns bestätigt, was wir auf der ganzen Länge des Flusses immer wieder von den berühmten Amazonen gehört hatten . . . Die Begründungen für die Versicherungen über die Provinz der Amazonen sind so zahlreich und überzeugend, daß ihnen keinen Glauben zu schenken, bedeuten würde, am guten Willen der Menschen selbst zu zweifeln.

Ich spreche hier nicht von den schwerwiegenden Informationen, die auf Befehl der königlichen Obrigkeit in Quito von langjährigen Bewohnern der Gegend eingeholt wurden, wobei eines der wichtigsten Ergebnisse die Versicherung war, daß die Provinz von kriegerischen Frauen bevölkert würde, die ohne Männer lebten, mit denen sie stets nur zu gewissen Zeiten zusammenkämen, in ihren Siedlungen das Land bestellten und mit ihrer Hände Arbeit alles erhielten, was sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchten.

Ich beziehe mich auch nicht auf die Ermittlungen, die vom neuen Königreich von Granada in der Stadt Pasto mit einigen Indianern und besonders mit einer Indianerin angestellt wurden, die behauptete, selbst in dem von jenen Frauen bevölkerten Gebiet gelebt zu haben und die alles bestätigte, was sich aus den erstgenannten Informationen ergeben hatte.

Ich beschäftige mich nur mit dem, was ich mit meinen eigenen Ohren hörte und was ich sorgfältig ermittelte, seit

wir mit diesem Fluß in Berührung kamen. Daß dort nur Frauen leben, ist allgemein bekannt. Es wäre unwahrscheinlich, daß die gleiche Lüge in so vielen verschiedenen Sprachen und bei so vielen Völkerschaften mit so viel Anzeichen der Wahrheit auftauchte.

Aber am meisten Aufschluß über die Gegend, in der diese Frauen leben, über ihre Gewohnheiten, über die Indianer, die mit ihnen in Verbindung stehen, über die Wege, auf denen man in ihr Gebiet gelangt, und über ihre Ureinwohner (und darüber will ich jetzt berichten) erhielten wir in dem letzten Dorf am Rande der Provinz der Tupinambás.

Sechsenddreißig Leguas von diesem Dorf entfernt liegt stromabwärts an der Nordseite der Fluß der Amazonen, der unter jenen Eingeborenen mit dem Namen Canuris-Fluß (heute: Nhamundá) bekannt ist. Dieser Fluß hat seinen Namen von den ersten Indianern, denen er an seiner Mündung das Leben ermöglichte. Ihnen folgen die Apanotos, die die allgemeine Sprache ganz Brasiliens gebrauchen. Hinter diesen haben die Taguaus ihr Siedlungsgebiet, und die Letzten, die in direkter Verbindung mit den Amazonen stehen, sind die Guacarás.

Diese Mannweiber haben ihren Platz zwischen großen Wäldern und ragenden Gipfeln, unter denen derjenige, der sich am höchsten erhebt, und den als den hochmütigsten die Winde am heftigsten angreifen, . . . sich Yacamiba nennt. Es sind Frauen von großer Tapferkeit, die sich immer ohne das gewöhnliche Geschäft der Männer erhalten haben; und selbst wenn diese im Einverständnis mit ihnen alljährlich in ihr Land kommen, empfangen sie sie mit den Waffen, nämlich Pfeil und Bogen in der Hand, um

eine Zeitlang zu spielen, bis sie in der Überzeugung, daß die Bekannten in friedlicher Absicht kommen, ihre Waffen niederlegen, zu den Kanus und Schiffen der Gäste laufen, eine jede die nächste greifbare Hängematte in der Hand, die ihnen im Hause aufgehängt als Bettstatt zum Schlafen dient, um die Gäste für wenige Tage aufzunehmen, nach deren Ablauf diese wieder in ihr Land zurückkehren, um diese Reise jedes Jahr zur gleichen Zeit zu wiederholen.

Die Kinder weiblichen Geschlechts, die aus dieser Verbindung geboren werden, hüten und pflegen sie unter sich, damit sie die Tugenden und Gebräuche ihres Volkes weiterführen, was aber mit den Kindern männlichen Geschlechts geschieht, ist nicht so sicher.

Ein Indianer, der als Knabe mit seinem Vater dorthin gelangte, versicherte, daß die männlichen Neugeborenen ihren Vätern übergeben wurden, wenn diese im nächsten Jahr wieder zu Besuch kamen. Anderseits wird gesagt, und dies scheint gewisser, da allgemeiner behauptet, daß sie, wenn man ihr Geschlecht erkennt, getötet werden.“

Man sieht, daß dieser Bericht in bezug auf das Wesentliche in nichts von dem abweicht, was uns der Pater de Carvajal überliefert hat. Im Verlauf fast eines Jahrhunderts scheinen sich Verschiedenheiten nur in bezug auf das Vorgehen der Amazonen zu ergeben, um sich ihre Gatten auf Zeit zu besorgen: im 16. Jahrhundert Krieg, im 17. freundschaftlicher Austausch von Gunstbezeugungen. Wir werden später die Erklärung für diesen Wechsel finden.

Was das fragliche Vorgehen betrifft, so haben wir auch noch eine dritte Version, die von den Chronisten Juan de

San Martín und Alonso de Labrija⁵, die in Bogotá in den Jahren 1536 bis 1539 von alleinstehenden Frauen hörten, die Sklaven kauften ausschließlich zu dem Zweck, um von ihnen von Zeit zu Zeit begattet zu werden. Das Vorhandensein der Amazonen war also weit über ihr Wohngebiet hinaus bekannt. Wir haben dafür weitere Beweise aus noch älterer Zeit. Hernán Cortés⁶ selbst schrieb im Jahr 1524 an Karl V., daß es vor der Küste von Caguatán eine Insel gäbe, „die nur von Frauen und keinem einzigen Mann bewohnt wird, und daß gelegentlich Männer vom Festland kommen, mit denen sie Verkehr haben, und die sie schwängern, und daß sie, wenn sie Mädchen gebären, diese aufziehen, Knaben aber aus ihrer Gemeinschaft entfernen“. Das bestätigte auch einige Jahre später Nuño de Guzmán⁷, der unter Erwähnung, daß diese Frauen übers Meer gekommen seien, erzählte, daß sie die männlichen Neugeborenen lebendig begraben, sie jedoch seit einiger Zeit ihren Vätern übergeben, wenn sie das Alter von zehn Jahren erreicht haben. Es erübrigt sich zu erwähnen, daß man in Mexiko nie Amazonen angetroffen hat. Die Indianer bezogen sich offensichtlich auf diejenigen, die sich am Orinoko niedergelassen hatten: für sie waren – wie für die Europäer des Mittelalters – unzugängliche Gebiete jenseits des Meeres stets Inseln.

3. Das Land der Amazonen

Sechzig Jahre nach der Expedition, deren Erlebnisse uns der Pater de Acuña schilderte, brachen Alexander von

Humboldt und Bonpland zu ihrer langen Studienreise auf, die sie über den Zeitraum von sechs Jahren in allen Richtungen durch das Orinoko-Becken und das Gebiet des oberen Amazonas führen sollte. In seinem Riesensystem, das Humboldt darüber schrieb⁸, erwähnt er kurz die Krieger-Frauen, ohne den geringsten Zweifel über ihr Vorhandensein auszudrücken. Mit der bei ihm gewohnten Genauigkeit des Geographen beschränkt er sich darauf, ihr Siedlungsgebiet näher zu beschreiben: im Süden des Maraón zwischen Ucuyacé und Madeira, im Gebiet des Flusses Cayamé oder Cayambé und ferner – nach Raleigh – in der Provinz der Tapajós und am Fluß des gleichen Namens; im Norden des Amazonas an drei Stellen: im Westen der großen Stromschnellen des Oyapoc, im Westen der Quellen des Iripó- oder Arijó-Flusses, der etwas südlich des Araguay-Flusses in den Amazonas mündet, und in der Nähe der Quellen des Cachivero, der zwischen Cabruta und Alta Gracia in den Orinoko einmündet. Humboldt, der hier wieder mit La Condamine zusammentrifft, fügt hinzu, daß die Amazonen vom Cayamé-Fluß nach Norden zogen und den großen Fluß nahe der Einmündung des Cuchivara-Flusses (heute: Purús) überquerten. Dies ist ein Punkt von außerordentlicher Bedeutung, wie wir sehen werden.

La Condamine pflegte kein Träumer zu sein. In seinem Reisebericht⁹ behandelt er die seit zwei Jahrhunderten umlaufenden Gerüchte über El Dorado und den Parima-See als Fabel. Im Gegensatz dazu stellt er das Vorhandensein der Amazonen keineswegs in Frage. „Alle (Indianer) sagen uns, daß sie darüber von ihren Eltern gehört hätten, nicht ohne eine Vielfalt von Einzelheiten hinzuzu-

fügen, die wiederzugeben zu weit führen würde, die aber bestätigen, daß es auf diesem Kontinent eine Republik von Frauen gab, die allein lebten, ohne irgendeinen Mann unter sich zuzulassen, und daß sie sich in das Innere der Gebiete des Nordens auf dem Rio Negro oder irgendeinem anderen Fluß, der in den Marañón mündet, zurückzogen.“

In bezug auf diese Wanderungsbewegung präzisiert La Condamine seine Quellen: „Ein Indianer aus San Joaquín de Omaguas sagte uns, daß wir in Coari vielleicht einen Alten treffen könnten, dessen Vater die Amazonen noch gesehen habe. Als wir später an diesen Ort gelangten, wurde uns mitgeteilt, daß der Indianer, von dem man uns erzählt hatte, inzwischen gestorben sei. Aber wir sprachen mit seinem Sohn, der auch schon an die siebzig Jahre alt zu sein schien und der die anderen Indianer dieser Gegend unter seinem Befehl hatte. Er versicherte uns, daß sein Großvater diese Frauen an der Mündung des Flusses Cuchivara habe vorbeiziehen sehen. Sie seien vom Cayamé gekommen, der selbst am südlichen Ufer zwischen Tafé und Coari in den Amazonas mündet. Er fügte hinzu, sein Großvater habe mit vier dieser Frauen gesprochen, von denen eine einen Säugling an der Brust trug. Er nannte uns den Namen von jeder von ihnen und sagte, sie hätten von Cuchivara kommend den großen Fluß – oder vielmehr den Marañón – überquert und sich nach dem Rio Negro gewandt. Auch unterhalb Coari berichteten uns die Indianer überall dasselbe, nur in Einzelheiten abweichend, aber im wesentlichen übereinstimmend.

Besonders die Topayos sagen, daß sie von ihren Eltern einige grüne Steine hätten, die diese von den ‚Cougnantein-

secouima' bekamen, was in ihrer Sprache ‚Frauen ohne Männer‘ heißt, die davon im Überfluß hätten.“ „Cougnaiteinsecouima“ ist die – etwas merkwürdige – französische Schreibweise eines Wortes der Tupí-Guaraní-Sprache, das sich heutigentags in Brasilien „cunhantense-quima“ schreibt. Der Sinn ist der gleiche.

La Condamine bezieht sich sodann auf das Gebiet, in das sich die Amazonen zurückzogen: „Ein Indianer, der in Mortigara lebte, einer Missionsstation in der Nähe von Pará, erbot sich mir einen Fluß zu zeigen, auf dem man, wie er sagte, ganz dicht an das Land herankommen könne, in dem die Amazonen heute lebten. Dieser Fluß heißt Irijó, und ich kam später an seiner Mündung zwischen Macapá und dem Nord-Kap vorbei. Nach den Informationen desselben Indianers mußte man dort, wo der Fluß wegen der Stromschnellen nicht mehr schiffbar ist, verschiedene Tagereisen zu Fuß durch den Urwald und eine gebirgige Gegend gehen, um in das Land der Amazonen zu gelangen.

Ein Soldat der Garnison von Cayenne, der jetzt als alter Mann in der Nähe der Wasserfälle von Cyapoc lebt, versicherte uns, daß eine Abteilung, zu der er selbst gehörte, und die ausgeschickt wurde, um das Landesinnere zu erkunden, im Jahr 1726 in das Gebiet der Amicuanes vorgedrungen sei, eines Stammes von Langohren, der jenseits der Quellen des Oyapoc und in der Nähe eines anderen Flusses lebe, der in den Amazonas münde. Dort habe er viele von jenen grünen Steinen gesehen. Als er die Indianer fragte, wo sie sie herbekämen, hätten diese geantwortet, von den Frauen, die keine Männer haben, und deren Ländereien sich sieben oder acht Tagereisen weit im We-

sten befänden. Dieser Stamm der Amicuanes lebt weit vom Meer, in einem Hochland, wo die Flüsse wegen der geringen Wassermenge, die sie führen, noch nicht schiffbar sind. Unter diesen Umständen war ihnen wahrscheinlich die Überlieferung der Indianer von den Amazonen nicht bekannt, mit denen sie keinerlei Verbindung hatten. Sie kannten nur die ihrem Gebiet benachbarten Stämme, unter denen die Franzosen von der Abteilung aus Cayenne ihre Führer rekrutiert hatten.“

Diesen Bekundungen fügt unser Reisender zwei Überlegungen von höchster Bedeutung hinzu. Die erste betrifft die Übereinstimmung der geographischen Daten in bezug auf die Wanderungsbewegung der weißen Kriegerinnen: „Während die verschiedenen Berichte den Rückzug der Amazonen auf verschiedenen Wegen darstellen, die einen nach Osten, die anderen nach Norden und wieder andere nach Westen, stimmen sie alle darin überein, daß sie als Ankunftspunkt einheitlich das Zentrum der Berge von Guayana angeben und zwar einen Ort, den weder die Portugiesen von Pará, noch die Franzosen von Cayenne jemals erreichten.“

Die zweite Überlegung von La Condamine ist allgemeiner Art. Die Einzelheiten über die Gebräuche der Amazonen wurden von den Europäern abgewandelt und sogar ausgeschmückt, indem man ihnen Sitten der Amazonen aus Asien zuschrieb. Kein Zeugnis erwähnt beispielsweise das Entfernen der rechten Brust. Andererseits steht fest, daß „alle Indianer Südamerikas oder doch zumindest ihr größter Teil lügnerisch, leichtgläubig und dem Wunderbaren zugetan sind. Aber keine dieser Völkerschaften hat jemals etwas von den Amazonen des Diodor von Sizilien

oder des Justinus gehört. Trotzdem bestand die Frage der Amazonen unter diesen Indianern im Herzen Amerikas schon vor der Ankunft der Spanier und wurde unter Volksstämmen erörtert, die niemals einen Europäer zu Gesicht bekommen hatten. Das wird durch die Informationen bestätigt, die Orellana und seinen Gefährten von dem Kaziquen gegeben wurden, wie auch durch die Überlieferungen, auf die sich die Pater de Acuña und Barazi beziehen. Wäre es denkbar, daß diese Wilden weit entlegener Gegenden sich miteinander ins Benehmen gesetzt hätten, um sich ohne irgendeine sachliche Grundlage die gleiche Geschichte auszudenken, und daß diese in so übereinstimmender Form in Maynas, in Pará, in Cayenne und in Venezuela von so vielen Stämmen übernommen wurde, die sich gegenseitig nicht verstehen und nicht die geringste Verbindung miteinander haben?

Unter den Gebräuchen der Amazonen werden einige erwähnt, die sicherlich nicht von Europäern beige-steuert wurden. So z. B. diejenigen, die Henri A. Coudreau¹⁰ Ende vorigen Jahrhunderts in seinem Bericht über das „Frauendorf“ am Rande der Quellen des Anauá oder Jauapery am Rio Branco an der Grenze mit Britisch Guyana und etwa 200 km Luftlinie von den Quellen des Nhamundá entfernt, erwähnt: „Sie haben unter sich Liebhaberinnen, auf die sie sehr eifersüchtig sind, was jedoch nicht für die Männer gilt, deren vom ‚conguerecu‘ überbeanspruchte Kräfte sie sich ehrlich teilen. Sie haben Lager, Küchen, Privathäuser, Gemeinschaftsräume zur Unterhaltung, Parkanlagen. Sie gebrauchen Festschmuck, Putz nach der Mode der alten Tupís, gehen aber gewöhnlich vollkommen nackt, ohne auch nur die Scham zu bedecken.

Auch die Männer tragen keinen Lendenschurz. Wenn diese einen Zustand unheilbarer Impotenz erreicht haben, was allgemein so um die vierzig Jahre herum der Fall zu sein pflegt, auch wenn sie dann noch immer für gewisse geheime Vergnügungen benutzt werden, die für diese Unglücklichen nicht ohne Annehmlichkeiten sind, obwohl sie dabei nur eine passive Rolle spielen, beschäftigen die Frauen diese Rentner der Liebe bei Gartenarbeit und Fischfang. Sie selbst behalten sich das Geschäft der Jagd und der Kriegführung vor.“

4. Die wiedergefundenen Amazonen

Wenn unser Kapitel hier aufhören würde, könnten wir aus den Berichten, deren wesentliche Teile wir wiedergegeben haben, nur schlußfolgern, daß es seit der Konquista bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts am Amazonas eine oder mehrere Gruppen kriegführender Frauen gab, daß unter ihnen auch Männer lebten, die sie jedoch nur zum Zwecke der Fortpflanzung gelten ließen, und daß diese Gruppen nach den letzten Nachrichten ihren Wohnsitz zwischen dem oberen Orinoko und den Quellen des Jary am Fuß des Roreima-Gebirges und der Wälder von Tumuc Humac hatten. Wir können nicht behaupten, daß es sich um Frauen weißer Rasse handelte, denn darüber besitzen wir nur das Zeugnis des Paters de Carvajal, und dieser, der sie nur im Verlauf eines Gefechtes sah, könnte Indianerinnen mit weißerer Haut als die Männer, die er selbst befahlte, in gutem Glauben als Weiße bezeichnet

haben. Unter diesen Umständen wäre die These von Crevaux¹¹, dem Erforscher Guayanas, vielleicht nicht ganz unannehmbar, der den Ursprung der „Amazonen-Legende“ in Gruppen von Indianerinnen sehen wollte, wie er sie im Verlauf seiner Expeditionen verschiedentlich getroffen hatte, die im Urwald Zuflucht vor wer weiß welchem Unheil der Götter suchten. Aber eine solche Erklärung kann heute keine Gültigkeit mehr besitzen, aus dem einfachen Grund, daß im Jahr 1954 jemand den Amazonen wiederbegegnete und etwa zwei Wochen bei ihnen lebte.

Eduardo Barros Prado, ein Zeitgenosse mit den besten Kenntnissen des Amazonas, führte in jenem Jahr eine seiner Expeditionen in dem Gebiet durch, wo er seine Jugend verbracht hatte und wo seine Familie Besitzerin riesiger Urwaldgebiete ist. Er traf dort nach langer und mühevoller Suche einen Indianer namens Jauaperi, mit dem er zusammen aufgewachsen war, der in England Ingenieurwissenschaften studiert hatte und, nach Brasilien zurückgekehrt, sich mit seinen Angehörigen wiedervereint hatte. Damals erzählte ihm in Obidos, etwas unterhalb der Mündung des Trombeta, ein alter Mundurucú-Indianer ein merkwürdiges Abenteuer aus seiner Kindheit. Er war mit einer Gruppe von Familien nach dem oberen Jary unterwegs, um das riesige „Seekalb“ des Amazonas zu jagen, ein im Wasser lebendes Säugetier aus der Gattung der Sirenen, das die Franzosen Guayanas „bufféo“ und die Brasilianer „peixe-boi“ (Ochsenfisch) nennen. Im „paraná“ von Faro – dem unteren Nhamuándá, der hier

* Paraná wird im Amazonas ein lagunenartiger Seitenarm des Flusses genannt.

außerordentlich breit ist – waren ihnen sechs „igarité“ (aus Bäumen gehauene Kanus) begegnet, deren Ruder von nackten und blau tätowierten Frauen bedient wurden, deren untere Körperteile mit „urucum“ bedeckt waren, dem roten Saft einer Pflanze, der gegen Mückenstiche schützt. Kein Mann begleitete sie. In der Mitte des letzten Kanus fiel die Gestalt einer Frau von ungewöhnlich weißer Hautfarbe auf, die von etwa zwanzig Kindern in pubertätsnahe Alter umgeben war. Nach Kunité – so hieß der fragliche Mundurucú-Indianer – handelte es sich um die Frauen ohne Gatten. Periodisch fuhren sie den Nhamundú hinunter, um danach auf der Jagd nach Großwild den Trombeta hinaufzufahren. Der Indianer fügte hinzu, daß seine Großmutter Nutiá einen „muyrakitán“ (Jade) genannten Stein besitze, der von den „cunhantensequima“ stamme.

Barros Prado, dessen Bericht wir bisher sinngemäß wiedergegeben haben, fügt hinzu: „Die Überlieferung berichtet, daß es im Norden von Faro, am Rande eines Bergzuges, der parallel zum Nhamundá-Fluß verläuft, eine Lagune gibt, die unter dem Namen Jacicurá-Mondspiegel bekannt ist, und daß die männerlosen Frauen dort zu bestimmten Mondphasen rituelle Waschungen vorzunehmen pflegen. Wenn sie dabei untertauchten, riefen sie in inbrünstigen Gebeten die Mutter der ‚muyrakitanas‘ an, die ihren Sitz auf dem Grund der Lagune habe. Die Zeremonie, die bei Vollmond durchgeführt werden müsse, bewirke, daß sie von der Mutter die erwähnten Steine als Zeichen für die Erfüllung ihrer Gebete bekämen... Die Amazonen waren die einzigen Besitzer solcher Wundersteine, mit denen sie zunächst die Männer der Guacari-

Stämme beschenkten, danach die der Macuxis und schließlich die Parintintins, wenn diese ihren alljährlichen Besuch in der Jahreszeit der ‚Wasser‘ zum Zweck der traditionellen Kopulations-Zeremonie abstatteten.“

Von Jauaperi und einem Ausgedienten namens Krakarán begleitet, der die Gegend vom oberen Orinoko bis zum Oyapoc genauestens kannte, begann Barros Prado die Reise den Nhamundá aufwärts im Kanu, unterstützt von einem kleinen Curtiss-Wasserflugzeug. Außer den Indianern nahm er noch drei Weiße mit, unter ihnen Silvino Santos, Kameramann der Expedition von Hamilton Rice, die im Jahr 1925 vergeblich versucht hatte, den Uraricoera hinaufzufahren. Einer der Führer dieser Expedition war Silvino Santos gewesen.

Nach 21 Tagen machten sie eine Entdeckung, nachdem das Wasserflugzeug eine Siedlung ausgemacht hatte, die durch drei fächerförmige Wege mit einem blauen See am Fuß zweier Berge verbunden war, auf dem die Maschine wassern konnte. In dem Dorf gab es nur Frauen, die den Fremden freundlich begegneten. Es waren Indianerinnen, einige von ihnen behaart wie Männer, andere mit natürlichem Haarwuchs. Die einen schienen tätowiert oder waren von der Hüfte bis zu den Waden mit „Urucum“-Saft eingeschmiert, während andere ihren Körper ohne jede Beigabe zeigten.

Von der einen Seite des Sees gingen sechs Wege aus, die zu einer Gruppe von „carbets“ führten, wie man diese Art Hütten auf Französisch in Guayana nennt. Sechs von ihnen befanden sich auf einem Haufen und drei getrennt davon in symmetrischer Anordnung. „Alles schien von einem Ingenieur angeordnet“, kommentiert Barros Prado,

der eines Tages zu den symmetrischen „carbets“ geleitet wurde. 70 Kinder bis zu acht Jahren lebten darin, von zwanzig älteren Frauen unter der Leitung einer weißen Cayabi betreut. Diese erklärte – in der Sprache der Tupí-Guaraní, verdolmetscht von Jauaperi – daß ihr Stamm, alle weißhäutig wie sie, im Osten lebte, auf hohen Bergen am Ufer eines steinigen Flusses. Man hatte sie zu den „cunhantensequima“ gebracht, um eine alte – ebenfalls weiße – Frau zu ersetzen, die ihr wiederholt berichtete, daß ihre Angehörigen im Westen lebten. Die Fotos, die Silvino Santos von dieser Cayabi aufnahm (s. Foto 1), zeigen ohne jeden Zweifel, daß es sich bei ihr nicht um einen Albino handelte.

Gegen Ende ihres Aufenthaltes konnten Barros Prado und seine Begleiter einer jener Zeremonien beiwohnen, bei denen die mannbaren Frauen rituellen Waschungen unterzogen werden, und sie erlebten auch die Ankunft der Parintintins, die eine Reise von 1300 Kilometern zurückgelegt hatten, um sich mit den Amazonen zu vereinen. Während der vierzehn Tage, die die „priapée“ dauerte, zogen sie sich diskret zurück, um gerade rechtzeitig zurückzukehren, als der Abschied der Männer festlich begangen wurde. Die „Legende“ hatte die Wahrheit gesagt, und zwar in ihrer am wenigsten tragischen Fassung: die Parintintins nahmen die Kinder männlichen Geschlechts, die das achte Lebensjahr erreicht hatten, mit. „Alles schien wirklich wie ein Traum“, schreibt Barros Prado, „und hätte Silvino nicht seine fotografischen Aufnahmen gemacht, würde ich mich fast nicht trauen, das Ergebnis dieser Expedition wiederzugeben, die so viele Kennzeichen des Unwahrscheinlichen hat.“ Aber die Fotos sind vor-

handen, und Barros Prado, den wir sehr gut kennen, ist eine Vertrauensperson.

Was können wir aus all dem schließen? Vor allem, daß die historischen Berichte, die wir weiter oben wiedergegeben haben, in ihren wesentlichen Punkten absolut zutreffend sind. Aber auch, daß sich der Pater de Carbajal nicht getäuscht hat; die Amazonen waren ursprünglich tatsächlich von weißer Rasse. Sie vereinigten sich alljährlich mit den Guacaris, die auf der anderen Seite des großen Flusses, in der Höhe der Einmündungen des Nharmundá, lebten. Aber eines Tages verschwand dieser weißhäutige und als solcher allgemein bekannte Stamm aus Gründen, die wir nicht kennen. Daraufhin riefen die „cunhantesequima“ die Macuxis, deren beide Stämme sehr weit voneinander entfernt leben, der eine im Roreima, der andere am oberen Oyapoc. Offenbar galt die Einladung den in dieser letztgenannten Gegend Lebenden. Aber, sagt Barros Prado, vielleicht wegen der Schwierigkeiten einer Reise, bei der sie die Flüsse Cachorro, Mapuera und Cumíná zu überqueren hatten, vielleicht wegen der Gefahr von Angriffen, denen sie auf ihrem Weg ausgesetzt waren oder auch einfach wegen Mangel an Proviant kamen diese hellhäutigen Indianer immer seltener, um ihre Besuche schließlich ganz einzustellen. Die Amazonen mußten sich mit den Parintintins, den Barés, den Mundurucús, kurz mit irgenwelchen Indianern zufrieden geben, die geneigt waren, ein Spiel mitzumachen, von dem das Fortbestehen einer Lebensweise *sui generis* abhing.

Die Rasse veränderte sich daraufhin schnell, und die männerlosen Frauen wurden innerhalb weniger Generationen zu Indianerinnen. Vergebens versuchten sie, in den Kin-

dern den Kult der Vergangenheit zu erhalten, indem sie sie der Obhut einer weißen Frau übergaben. Gene sind nun einmal nicht durch Symbole zu ersetzen. Einst von außerordentlicher Tapferkeit, so daß sie den Jaguar mit der Lanze erlegten, blieb von den Kriegerinnen vergangener Zeiten wenig übrig. Dieser Wandel war möglicherweise die Ursache ihres Unterganges. Als Barros Prado 1961 durch Obidos kam, erfuhr er, daß eine der Banden von „boschnegeren“, umherstreifenden Negern, die gelegentlich die Grenze Surinams überschreiten, um das brasilianische Grenzgebiet zu plündern, sich in der Gegend des Jacicurá-Sees niedergelassen hatte. Hatten sie die „cunhantesequima“ überfallen? Man weiß es nicht, aber es ist zu befürchten, da verschiedene Expeditionen, die das Dorf der Frauen ohne Männer zu erreichen versuchten, wieder umkehren mußten. Die weißen Amazonas des 16. Jahrhunderts hätten einen solchen Angriff ohne die geringste Schwierigkeit zurückgeschlagen. Niemand weiß, was aus ihren degenerierten Nachkommen geworden ist.

5. Aufschlußreiche „Tätowierungen“

Im Verlauf der Mannbarkeits-Zeremonien, denen Barros Prado beiwohnen konnte, und die acht Tage lang dauerten, ließen zehn alte Frauen die jungen, die zum ersten Mal an einem solchen Kopulations-Fest teilnahmen, rituelle Bäder nehmen. Sie hatten sich zu diesem Vorhaben in lange Tunikas vom Tucum-Schnitt gekleidet, die cremefarben, fast weiß waren, ein Symbol möglicherweise ihrer verlo-

renen Rasse. Dann machten sich zwei Priesterinnen, gleichfalls in Tunikas gekleidet, daran, den „Novizinnen“ auf Bauch, Arme und Oberschenkel mit der roten Farbe des „urucum“, der blauschwarzen des „genipapo“, einer örtlichen Beerenart, und der weißen des Bleiweiß kunstvolle geometrische Figuren zu malen.

Diese scheinbaren „Tätowierungen“ erinnern manchmal an die Ornamente der Arahua-Keramik (s. Abbildung 1), aber auch und vor allem – was uns ganz besonders interessiert – an die Motive der Gewebe und Skulpturen Tiahuanacus. Das Kreuz auf der linken Seite der Abbildung 2 ist genau dasjenige, das wir auf den Wänden der Wikinger-Hauptstadt sehen, mit dem einzigen Unterschied, daß der Kreis in der Mitte hier vom Bauchnabel der kleinen Indianerin gebildet wird, während das Kreuz auf der rechten Seite der gleichen Abbildung ein Keltenkreuz ist, so ähnlich wie das, das wir in Paraguay neben Runen-Inschriften entdeckten. Die Zeichnungen auf der Abbildung 3 erinnern eindeutig an die Kopf-Skulpturen am Sonnentor von Tiahuanacu, und auf der Abbildung 4 sehen wir verschiedene Darstellungen des „gestaffelten Zeichens“, eines der Symbole, das für die Tiahuanacu-Kultur am kennzeichnendsten ist.

Unglücklicherweise haben wir uns darauf beschränken müssen, diese scheinbaren „Tätowierungen“ so zu reproduzieren, wie sie bei den Zeremonien fotografiert wurden, weswegen sie naturgemäß unvollständig sind. Eduardo Barros Prado, der sie vollständig kopierte, aber in seinem Archiv nicht finden konnte, drückte uns mehrfach sein Erstaunen darüber aus, die Priesterinnen so schnell und so genau ihre Zeichnungen ausführen zu sehen, deren Vor-

bilder sich mehr als 2 000 km Luftlinie entfernt am Ufer des Titicaca-Sees befanden. Eine Weitergabe durch den von wilden Stämmen bewohnten jungfräulichen Urwald ist ausgeschlossen. Wir haben hier also einen handfesten Beweis für die Herkunft der Amazonen und ihrer Nachkommen.

6. Die Herkunft der Amazonen

Wir können aus den Bekundungen und Tatsachen, die wir wiedergegeben haben, ganz außerordentlich präzise Schlußfolgerungen ziehen. Zunächst erlauben sie uns, festzustellen, daß ohne Zweifel in der Zeit der Konquista im Norden des großen Flusses Krieger-Frauen vorhanden waren, die unter sich lebten und nur einmal im Jahr männlichen Besuch empfangen. Ihr Vorhandensein wurde an drei Orten festgestellt: im Süden des Flusses Araguay in einem Gebiet, das an das Amazonas-Delta angrenzt; im Westen der großen Wasserfälle des Oyapoc südlich des heutigen Französisch-Guayana; und in der Nähe der Quellen des Cachivero, der dem oberen Orinoko zufließt, das heißt auf der Westseite des Parima-Gebirges, das Venezuela von dem brasilianischen Gebiet von Roroima oder Rio Branco abgrenzt, wie es früher hieß. Wir wissen nicht, ob es sich um verschiedene Gruppen handelte oder um eine einzige, die im Verlauf einer Wanderungsbewegung oder bei späteren Expeditionen von ihrem Stützpunkt aus an verschiedenen Stellen auftauchte. Was feststeht, ist, daß diese Frauen an Nhamundá ein bedeutendes Zentrum besaßen, von dem aus sie im Jahr 1542 Orellana

angriffen, und wo Barros Prado 1954 ihre Nachkommen wiedertraf.

Im 16. Jahrhundert waren diese Amazonen weiß und bewahrten die Reinheit ihrer Rasse, indem sie ihre Gatten auf Zeit unter den Guacaris auswählten, einem Stamm von Weißen, der – gewiß nicht zufällig – im Süden des Großen Flusses gegenüber der Mündung des Nhamundá lebte. Aus uns unbekannten Gründen verschwanden diese Fortpflanzungspartner eines schönen Tages, und die Kriegerinnen mußten sie durch die weniger hellhäutigen Macuxis vom oberen Cyapoc und später, als auch diese immer seltener kamen, durch echte Indianer ersetzen. Sie verloren so ihre Rassenmerkmale, wenn auch nicht die Erinnerung daran.

Wo kamen diese weißen Frauen her? Wir haben darüber eigentlich nur das Zeugnis des alten Indianers Coari, wie es von La Condamine wiedergegeben wurde, aber die Entdeckungen von Barros Prado bestätigen es indirekt. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sah der Großvater des fraglichen Indianers eine Gruppe von Amazonen den Marañón-Fluß auf der Höhe des Flusses Cuchivara, des heutigen Purús, überschreiten und nach Norden weiterziehen. Das Datum dieses Zuges ist ziemlich genau zu bestimmen, da der Indianer etwa 70 Jahre alt war, als er mit La Condamine sprach. Das war in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die von seinem Großvater erlebte Episode muß also zwei Generationen, d. h. rund 50 Jahre vor seiner Geburt stattgefunden haben. Übrigens kann es sich bei den gesichteten Amazonen nur um eine Nachhut oder um eine in das frühere Siedlungsgebiet entsandte Erkundungsgruppe gehandelt haben, da die Amazonen schon

um die Mitte des 16. Jahrhunderts am Nhamundá fest ansässig waren.

Jedenfalls kamen die fraglichen Frauen vom Fluß Cayamé im Westen zwischen dem Purús und dem Juruá. Diese Flüsse, die ein riesiges Gebiet noch heute fast unerforschten Urwaldes umschließen, entspringen beide in Peru, kaum 50 km voneinander entfernt an einer Stelle des Urubamba-Gebirges nur 300 km nördlich von Cuzco. Nun: die „Tätowierungen“ der „cunhantesequima“ von Jacicurá gehören unbestreitbar zur Tiahuanacu-Kultur. Die Tatsachen reihen sich aneinander: die Amazonas waren auf dem Purús von Peru heruntergekommen und hatten sich in den undurchdringlichen Wäldern niedergelassen, die diesen Fluß vom Juruá trennen. Warum auf dem Purús und nicht auf dem letztgenannten Fluß? Weil wir heute noch an seinen Ufern unter dem Stamm der Paumaris präinkaische Überlieferungen wie beispielsweise die von der Sintflut¹³ antreffen. (s. Landkarte Abbildung 5)

Diese peruanische Herkunft erklärt auch die Erzählungen über den Hausrat aus Gold und Silber der Frauen ohne Gatten und über ihre steinernen Häuser. Wenn sie auch vielleicht ihr luxuriöses Leben von früher aufgeben mußten – was noch nicht einmal erwiesen ist – bewahrten sie doch die Erinnerung daran und sprachen davon. Sehr wahrscheinlich ist es auch kein Zufall, daß sich in ihrer Nachbarschaft Langohr-Indianer befanden: die Omaguas im Süden und die Amicuanes im Norden des großen Flusses. Man weiß, daß es eine typisch peruanische Mode war, sich die Ohren dadurch künstlich zu verlängern, daß man die Ohr läppchen mit schweren Ringen aus Holz oder Stein belastete, den sogenannten „Ringrim“ (abgelei-

tet vom nordischen Wort Ring). Daß die Omaguas diese Mode übernahmen, ist selbstverständlich, da sie unter starkem inkaischen Einfluß standen. Wie aber und von wem sollte ein Volksstamm in Guayana die Sitte übernommen haben? Die peruanische Herkunft der Amazonen löst das Problem, sei es, daß die Amicuanes ihrer Wanderungsbewegung folgten, sei es, daß sie an Ort und Stelle von den Amazonen unterworfen wurden.

Bleibe noch festzustellen, in welcher Zeit die weißen Kriegerinnen das Anden-Hochland verließen. Ganz gewiß nicht zur Zeit der Konquista Perus, die nur sechs Jahre vor der Expedition Orellanas stattfand. Andererseits war die – rassisch bereits ein wenig vermischte – weiße Aristokratie des Inka-Reiches nicht sehr zahlreich, und ihre weiblichen Mitglieder hatten nie die geringsten soldatischen Tugenden an den Tag gelegt. Schließlich sind die „Tätowierungen“ der Frauen von Jacicurá nicht inkaisch, sondern gehören, wie wir gesehen haben, der Tiahuanacu-Kultur an, was zwei ganz verschiedene Dinge sind. Es besteht also kein Zweifel: der Auszug der Amazonen erfolgte um das Jahr 1290 herum.

Tatsächlich war es in diesem Jahr, daß die Diaguitas des Kaziquen Kari aus Coquimbo in Chile die dänischen Wikinger, die ihre Hauptstadt in Tiahuanacu hatten, angriffen¹⁴. Mit Ausnahme von einigen kleinen Gruppen, die entkommen konnten, die einen nach dem Pazifik, die anderen in die Berge und in den Urwald, wurden die Männer von den Siegern umgebracht. Aber die Frauen blieben am Leben. Einige wurden wahrscheinlich von den Eingeborenen als Siegesbeute genommen. Die Mehrzahl jedoch dürfte entkommen sein und versucht haben, den Amazo-

nas zu erreichen, wo die Wikinger, wie wir sehen werden, Stützpunkte besaßen. Den nordischen Frauen des hohen Mittelalters in Europa gefiel es, die Männer ihrer Sippe im Krieg zu begleiten. Sie nahmen häufig an ihren Kämpfen teil. Die skandinavischen Sagen sind voll von den heroischen Abenteuern der „Skjöld-meyar“, der Schild-Jungfrauen, die sehr oft mit den Amazonen verglichen worden sind¹⁵. Die Eroberung und Beherrschung eines riesigen Imperiums in Südamerika, das sich vom Maule-Fluß in Chile bis zum Hochland von Cundinamarca erstreckte, (der heute gebräuchlichen geographischen Bezeichnung, hispanisiert aus dem nordischen „Kondanemarka“ = Königlich Dänische Mark), wo sich die heutige Hauptstadt Kolumbiens, Bogotá, befindet, ohne von den Straßen zu sprechen, die durch Paraguay und Guayrá von Tiahuanacu zum Atlantik führten¹⁶, hatte sicherlich die kriegerischen Tugenden der Wikinger-Frauen von Tiahuanacu nicht einschlafen lassen.

Die „skjöld-meyar“ vom Altiplano hatten also im Urwald östlich der Anden Zuflucht gesucht, möglicherweise zusammen mit einigen Gruppen von Männern, die den gleichen Weg genommen, sich aber, da ihnen gegenüber verschwindend wenige an Zahl, getrennt gehalten hatten, um nicht unter ihre Vorherrschaft zu geraten. Durch die Gewalt der Umstände nahmen diese Frauen dann die Lebensweise und die Gebräuche an, die aus ihnen im Lauf der Zeit das machten, was sie im Jahr 1542 waren. Als sie an die Ufer des Amazonas gelangten, stellten sie fest, daß die Wikinger-Garnisonen dieser Gegend, von ihrer Basis abgeschnitten, sich zerstreut hatten, und daß ihre Soldaten, wie sie selbst, gezwungenermaßen die Gewohnheiten

der Indianer angenommen hatten, um zu überleben. Sie hätten vielleicht auch mit ihnen zusammenleben können. Aber sie hatten sich schon zu sehr an das selbständige Leben und vielleicht auch die Praxis der lesbischen Liebe gewöhnt. Tatsache bleibt, daß sie es vorgezogen hatten, in dem Gebiet ein kleines Reich zu erobern und sich die eingeborenen Stämme zu unterwerfen, nicht ohne freilich die Beziehungen zu den wenigen Weißen in der Nachbarschaft zu den bekannten – auf friedliche oder gewalttätige Weise erreichten – Zwecken aufrechtzuerhalten. Das jedenfalls war es, was die Amazonen vom oberen Nhamundá taten. Die anderen, wenn es sie gab, verschwanden, ohne Spuren zu hinterlassen.

II. DAS REICH DES GROSSEN PAYTTI

1. Der Trug des Goldes

Als die Spanier im Jahr 1535 ohne größere Schwierigkeiten in Peru eindringen, da sich das Reich der Inka in voller Auflösung befand und man sie für Götter hielt, hatten sie wahrscheinlich alles andere als hohe ideale Ziele. Es waren mutige Abenteurer, deren Sinn auf Plündern stand, und fanatische Mönchlein, die nichts anderes vorhatten, als den verruchten Götzendienst auszurotten. Die einen schmolzen die unvergleichlichen Kunstwerke der Inkas zu Gold- und Silberbarren, die anderen machten sich über die Tempel her und zerstörten, da sie keine Manuskripte – wie in Mexiko – zum Verbrennen fanden, sorgfältig die „quipu“, die die „amauta“ statt schriftlicher Aufzeichnungen als Gedächtnisstützen gebrauchten, und die alten Inschriften, die selbst für die Inkas und die Indianer, die sich noch in den Bergen befanden, unverständlich waren. Pizarro, der analphabetische Schweinehirt, deckte mit seiner Autorität die Vernichtung einer relativ kurzen, aber großartigen Kultur, die diesem Kontinent für einige Jahrhunderte ihren Stempel aufgedrückt hatte.

Kaum waren die Konquistadoren nach Cuzco gekommen, hörten sie von geheimnisvollen Gegenden in der Nachbar-

schaft des Inka-Reiches erzählen. Die Indianer kannten sie nur vom Hörensagen, aber sie schilderten sie als von unermäßigem Reichtum, möglicherweise in der Hoffnung, so wenigstens einige ihrer Unterdrücker loszuwerden. Sie berichteten etwa, daß in einer Gegend im Nordosten der eingeborene „curaca“ (Häuptling) vom Guatavitá so reich sei, daß er alljährlich aus Anlaß des Sonnenfestes von oben bis unten mit Gold bedeckt im Wasser eines benachbarten Sees bade. Sie berichteten auch vom Großen Paytití, seinem Königreich Ambaya und dessen Hauptstadt Manoa, einer Stadt mit goldenen Palästen auf einer Insel im See Parimé, wo der Kaiser der Musus residiere. Zur Bekräftigung ihrer Berichte bezogen sich die Indianer auf ein historisches Ereignis: gegen Ende des 15. Jahrhunderts oder in den ersten Jahren des 16. unternahm der Inka-Herrscher Yupanki mit einer auf Flößen eingeschifften Streitmacht von 10 000 Mann einen Kriegszug den Marañón stromabwärts mit dem vergeblichen Versuch, das Volk der Musus zu unterwerfen, worüber wir in einem vorhergehenden Buch¹⁶ ausführlich berichtet haben. Diese Berichte wurden scheinbar bestätigt, als im Jahr 1539 ein Stamm der Tupinambá nach Peru gelangte, nachdem er das Amazonas-Gebiet in seiner größten Breite auf der Suche nach dem Land des „Großen Vorfahren“ durchquert hatte, dessen Hauptstadt mit Palästen aus Gold auf einer Insel inmitten eines riesigen Sees liegen sollte. Die Spanier, die damals den Titicaca-See noch nicht entdeckt hatten und außerdem die Tupí-Guaraní-Sprache der Fahrensleute schlecht verstanden, glaubten, daß sich die fragliche Märchenstadt in den östlichen Urwäldern befände, von wo die Indianer kamen.

Zur gleichen Zeit erfuhren Domingo de Irala und Francisco de Rivera auf ihren Expeditionen im Norden Paraguays und in der (heute bolivianischen) Provinz Santa Cruz aus dem Mund der Eingeborenen alle Arten von Gerüchten über die Lagune der Xarayes und ihre von langohrigen Menschen bevölkerte Paradies-Insel. „Von diesen Indianern wußte Domingo de Irala“, schreibt Ruiz Díaz de Guzmán⁸, „daß es zwischen Brasil und Marañón und oberhalb des Rio de la Plata eine Provinz mit vielen Menschen gäbe, deren Ortschaften am Ufer einer großen Lagune lägen, und daß sie große Mengen Goldes besäßen, dessen sie sich bedienten, weswegen die Spanier jene Lagune als El Dorado bezeichneten. In ihrer Nachbarschaft sollen sich einige nur von Frauen bewohnte Ortschaften befinden ...“ Es handelte sich um das Reich des Großen Moxo oder des Großen Paytití. Um die Verwirrung vollständig zu machen, erwähnte Barco de Centenera¹⁷ in seinem berühmten Gedicht, das die Insel Paytití mit ihrem Palast aus Gold beschreibt, daß der Paraguay-Fluß oder Rio de la Plata nach Ansicht von einigen im See Parimé in der Provinz El Dorado entspringe ...

Der argentinische Geschichtsschreiber Enrique de Gandía¹⁸ hat sehr deutlich aufgezeigt, daß sich ein Teil der von den Spaniern gehörten Gerüchte einerseits auf den Titicaca-See und seine Sonnen-Insel bezog, anderseits auf den Guatavita-See. Das Reich des Großen Moxo, das seinen Namen von der Ebene der Moxos (Mojos nach heutiger spanischer Schreibweise) in der Provinz Santa Cruz am Fuß der Anden-Hochebene ableitet, spiegelt lediglich die junge Erinnerung an das Reich der Inkas wider, während der Dorado-Mythus seinen Ursprung in der

Sonnen-Zeremonie hat, die ein „curaca“ im heutigen Kolumbien beging. Was Gandía auch immer denken möge, ist das Problem in bezug auf das Reich des Großen Paytiti nicht so einfach zu lösen.

Unter diesem Namen beschreibt Barco de Centenera¹⁷ zweifellos den Titicaca-See. Aber das ist nichts anderes als Phantasie des Poeten. Die Jesuiten von Santa Cruz, die in ihren Missionen in engem Kontakt mit den Guaraní-Indianern lebten, vermuteten das Gebiet des geheimnisvollen Herrschers im Norden ihrer Provinz. „Der Herr war so gütig, uns eine gute Reise zu bescheren“, schrieb der Pater Andrés Ortiz am 14. September 1595 an seinen Provinzial, P. Juan Sebastián, „und wir kamen immer am Ufer des Flusses Guapay . . ., der von Nord nach Süd fließt (hier irrt der gute Pater, da der Guapay, ein Nebenfluß des Mamoré, zum Amazonas-Becken gehört, was er hätte wissen müssen, und in nördlicher Richtung verläuft), da wir Nachricht davon hatten, daß es an seinem Ufer Bevölkerung gäbe, die Kunde haben müßte von den Moxos oder Paytiti oder Candiré, wie man sie dort nennt.“ Andererseits erwähnt der Vizekönig von Peru, Francisco de Toledo, 1572 in einem Brief „die Provinz der Frauen bis zur großen Nachricht vom Paytiti“. Alles scheint also darauf hinzuweisen, daß sich das geheimnisvolle Reich am Amazonas befand. In Hoch-Paraguay und in Santa Cruz wiesen ihm die Eingeborenen eine Gegend zu, die dem Territorium entsprach, in dem sich die weißen Kriegerinnen ursprünglich niedergelassen hatten, zwischen dem Purús und dem Juruá. Aber in Peru suchte man es noch weiter nördlich.

Es war im Jahr 1535, demjenigen der Konquista von

Cuzco, als Pizarro den Pedro de Candia zu den Quellen des Amazonas schickte, um das Land des Großen Paytiti, des Kaisers der Musus, zu suchen. 1539 versuchte Pedro Anzures vergeblich, in das gleiche Gebiet vorzudringen. 1540 ließ sich Gonzalo Pizarro von seinem Bruder, dem Konquistador, zum Landvogt von Quito im heutigen Ekuador ernennen. Es war seine Absicht, nach Osten vorzustoßen, um El Dorado und das Land des Zimts zu suchen. Er stellte eine Streitmacht aus 200 Spaniern, „die edelsten und wichtigsten Leute des Königreiches“, und 2000 indianischen Kriegsgefangenen zusammen. Er verfügte über 200 Pferde und Lamas, die nach Sitte der Eingeborenen als Lasttiere benutzt wurden. Diese „Stadt auf dem Marsch“, wie eine zeitgenössische Bezeichnung lautete, brach im Februar 1541 von Quito auf und drang langsam bis zu einem gewissen Punkt des Flusses Coca vor. Versorgungsschwierigkeiten verhinderten einen weiteren Vormarsch. Gonzalo Pizarro übertrug daher seinem Stellvertreter Orellana die Aufgabe, dem Fluß stromabwärts zu folgen und ihn innerhalb von zwei oder drei Monaten an einem vereinbarten Punkt zu erwarten. Nach 26 Tagen, die benötigt wurden, um eine zweite Bergantine zu bauen, ließ sich der Offizier, über den noch heute diskutiert wird, ob er nur gerissen oder verräterisch war, von seinen Leuten als Hauptmann anerkennen und beschloß, die Expedition auf eigene Faust fortzusetzen. Wir wissen, welches Schicksal er hatte.

Orellana war nicht der Letzte, der von Peru aus nach dem Amazonas in der Hoffnung aufbrach, den Paytiti zu entdecken. Es sei hier nur Pedro de Ursúa erwähnt, der sich im Jahr 1560 mit einer Truppe auf dem Fluß Llamas

einschiffte, um den Parimé-See zu finden. Im Verlauf der Reise wurde er von seinem Stellvertreter Lope de Aguirre unter uns unbekannten Umständen ermordet. Dieser fuhr den Amazonas hinunter bis zum Meer und gelangte auf dem Seeweg nach Venezuela, wo ihn seine Leute der Obrigkeit übergaben, die ihn hinrichten ließ. Zur gleichen Zeit versuchte man, Manoa auch von Norden her zu erreichen.

Die erste Expedition dieser Art war die des Pedro Fernández de Lugo, Gouverneur von Neu-Granada (Kolumbien), der 1536 vergeblich versuchte, den Magdalena-Fluß entlangzufahren, jedoch umkehren mußte. Sein Stellvertreter Gonzalo Jiménez de Quesada, der ihn auf dem Landweg begleitete, gelangte weiter. Mit 40 seiner insgesamt 800 Mann erreichte er das Hochland von Kondanemarka (Cundinamarca nach spanischer Schreibweise), wo er die Stadt Bogotá gründete. Im Jahr 1539 entdeckte Nikolaus Federmann, ein Deutscher im Dienst der Welser, denen Karl V. als Garantie für von ihnen erhaltene Darlehen Venezuela zu Lehen gegeben hatte, den See Guatavitá. Er kannte seine Geschichte, die neun Jahre zuvor von Diego de Ordaz aufgezeichnet worden war, dem sie seinerseits in der Gegend des Orinoko berichtet worden war. Im gleichen Jahr gelangte auch Quesada mit 500 Mann, von denen nur 25 zurückkehrten, zu dem See des sagenhaften Mannes in Gold. Im Jahre 1541 brach ein anderer Deutscher, Philipp von Hutten, von der Küste Venezuelas mit 100 Reitern, unter denen sich auch der junge Bartholomäus Welser befand, in der Absicht auf, den Amazonas zu erreichen, wurde jedoch am Ufer des Flusses Japurá von einem wahren Heer von 15 000 In-

dianern zurückgeschlagen. Schließlich verließ im Jahr 1584 Antonio de Berrio, dem man vom Dorado und von Manoa am großen See Parimá berichtet hatte, Bogotá, um sich auf dem Orinoko einzuschiffen, den er bis zum Meer hinunterfuhr. Er schickte seinen Feldmeister Domingo de Vera nach Spanien, der dort eine Flotte und eine Streitmacht von 2 000 Mann zusammenstellte. Von Trinidad aus drangen sie in alle Richtungen vor, aber nach einigen Monaten war von ihnen fast niemand mehr am Leben. 1595 wurde Berrio von Sir Walter Raleigh gefangengenommen. Dieser begeisterte sich in der Überzeugung, daß die Inkas Engländer seien, als er vom Dorado hörte. Der ehrenwerte Seeräuber drang auf dem Orinoko vor, mußte jedoch, von einer sich nähernden spanischen Flotte bedroht, sein Vorhaben aufgeben. Selbst 1674 noch – Mythen sind langlebig – durchquerten zwei französische Jesuitenpater, Grillet und Bechamel, erfolglos Guayana „auf der Suche nach dem großen See Parimá und zahlreicher Ortschaften, die an seinen Ufern liegen und die reichsten der Welt sein sollen“¹⁹.

Was können wir aus all dem schließen? Vor allem, daß es in einer unbestimmten Zeit vor der Konquista ein von zivilisierten Menschen bevölkertes Gebiet in der Nähe des Landes der Amazonen gab, das von den Indianern im Urwald in Nordosten Perus vermutet wurde. Ihre Berichte darüber müssen sogar genauer gewesen sein als die Texte der spanischen Chronisten, denn der Geograph Theodore de Bry verlegt 1599 den Parimá-See nach Guayana und die goldene Stadt Manoa an sein Nordufer, genau dort, wo Barros Prado die Amazonen und ihren Jacicurá-See antraf.

Man sollte übrigens vermerken, daß – selbst wenn den Inkas das Vorhandensein des Reiches der Musus im Amazonas bekannt war – die Nachrichten über den Großen Paytití den Spaniern in Peru von Westen und denen in Paraguay von Norden zugetragen wurden, das heißt aus einem Gebiet, das von Guaranís und Tupí-Guaranís (zwei Stämmen der gleichen Rasse) bewohnt wurde. Der Name selbst dieses legendären Herrschers stammt aus der Guaraní-Sprache. Von Paraguay bis Guayana bedeutet „pay“ tatsächlich Vater und im religiösen Sinn des Wortes Geistlicher. „Titi“, so schrieben wir in einer früheren Arbeit¹⁶, „scheint eine Abwandlung von ‚Ticci‘ oder ‚Tisci‘ zu sein, eine Form, die anderseits dem ‚Ti‘ (Wurzel von ‚Tiwaz‘ = altgermanischer Name des Himmelsvaters) ähnlicher ist als diejenige in Kon Ticsi Huirakocha, dem Weißen Gott der inkaischen Religion. Es scheint auch eine ältere Form zu sein, da sie in dem Namen des heiligen Sees der Männer von Tiahuanaco, dem Titicaca-See, auftritt und – nach Hermann Munk – sogar in dem der Hauptstadt des Wikinger-Reiches in Südamerika, der sich von „Ti“ und dem nordischen Wort „vangr“ (= Wohnsitz) ableitet. Die Wiederholung von „Ti“ braucht uns nicht zu überraschen. Gibt es nicht im Schwarzwald einen See, der noch heute Titisee heißt?

2. Die Hüter der Straßen

Die Guaranís hatten guten Grund, Geheimnisse zu kennen, die mit der Vernichtung des Tiahuanacu-Reiches

verloren gegangen waren. Sie hatten einen Bestandteil desselben gebildet, waren aber, geschützt durch die Entfernung, den Urwald und ihre kriegerische Art, von den Diaguitas des Kari nicht besiegt, ja nicht einmal angegriffen worden. Als sich die Dänen, die das Gemetzel überlebt hatten, daran machten, die in Anarchie versunkenen Gebiete, die ihnen einst gehört hatten, zurückzuerobern, beschränkten sie sich auf die Provinzen des Altiplano, und erst während der letzten Jahrzehnte errichteten sie in Santa Cruz eine Befestigungslinie, um ihre Marken gegen die Einfälle der Guaranís zu schützen, während sie gleichzeitig – übrigens vergeblich – versuchten, in den Amazonas vorzudringen. Aus diesem Grund waren die Guaranís nicht den Auswirkungen des Schweige-Gesetzes unterworfen, das die Inkas über die Geschichte ihrer Herkunft erlassen hatten, um die Masse der Eingeborenen ihre Niederlage auf der Sonneninsel und deren Folgen vergessen zu lassen. Sie behielten an das alte Reich eine Erinnerung, die möglicherweise durch lange mündliche Überlieferung gemildert und entstellt war, aber trotzdem in manchen Punkten sehr präzise blieb. Der Große Payití, Gottvater, war natürlich der vergöttlichte Herrscher von Tiahuanacu; und sein Reich war die Sonneninsel inmitten eines Sees, dessen Lage sie falsch einschätzten, weil ihre Vorfahren aus den Guaraní-Provinzen, in denen die Wikinger ihre Niederlassungen hatten, nie bis zu dem sagenhaften See gelangt waren.

In unserer vorhergehenden Arbeit¹⁶ haben wir unwiderleglich festgestellt, daß die Männer von Tiahuanacu durch die Gebiete der Guaranís, die heute die bolivianische Provinz Santa Cruz, Paraguay und den brasiliani-

schen Staat Paraná umfassen, eine Straßenverbindung herstellten, die es ihnen erlaubte, den Atlantik an zwei Stellen zu erreichen: der Bucht von Santos im Norden und gegenüber der Insel Santa Catalina im Süden. Am Cerro Polilla im Yvytyruzú-Gebirge Paraguays entdeckten wir eine alte Poststation mit Runen-Inschriften, die wir entzifferten und übersetzten, und ein großartiges Odin-Bildnis. Beide erlaubten uns, den Fund mit absoluter Gewißheit zu identifizieren. Das Vorhandensein dieser Straßen bedeutete keineswegs, daß die – an Zahl sehr wenigen – Dänen die Gegenden, durch die sie führte, auch bevölkert hätten. Wahrscheinlich unterhielten sie in ihnen einige befestigte Stützpunkte. Aber ihre Überwachung war den Guaraní-Stämmen übertragen worden, die sie bis in die Zeiten der Konquista wahrnahmen.

Die Guaranís und Tupís bevölkerten damals die Ostküste Südamerikas vom Rio de la Plata bis zum Amazonas. Nach und nach wurden sie durch die portugiesische und spanische Kolonisation zurückgedrängt. Landeinwärts waren sie, ausgenommen die im vorhergehenden Abschnitt näher bezeichnete Region sowie die Provinzen des argentinischen Nordwestens und ein weites Gebiet des brasilianischen Mato Grosso, gegenüber anderen Stämmen in der Minderzahl und sind es heute noch, wo sich die Urbevölkerung erhalten hat. Das gilt nicht für die Flußläufe von einiger strategischer Bedeutung. Noch heute beherrschen sie nicht nur den Paraná- und Paraguay-Strom, sondern auch den Amazonas in seiner gesamten Ausdehnung, seine Nebenflüsse Xingú, Maroní, der Französisch-Guayana von Surinam trennt, und Corentyne, der die Grenze zwischen dem letztgenannten Land und dem ehemaligen Bri-

tisch-Guayana bildet. Zwei von Guaranis bevölkerte Gebietsteile von ungleicher Bedeutung befinden sich ferner an den Ufern des Flusses San Francisco, der eine an seiner Mündung, der andere an seiner Quelle, eine Merkwürdigkeit, deren Erklärung das Kapitel IV geben wird.

Es bleiben zwei Zonen zu erwähnen, die in keiner Beziehung zu Flüssen stehen. Eine von ihnen folgt der gegenwärtigen Grenze zwischen Brasilien und Kolumbien im Norden des Amazonas zwischen diesem und seinem Nebenfluß Japurá. Die andere liegt zwischen Purús und Juruá, das heißt genau in der Gegend, wo die Amazonen, wie wir gesehen haben, Zuflucht suchten, ehe sie sich endgültig im Norden des Großen Flusses niederließen (s. Karte, Abbildung 6).

Ist eine solche Verteilung auf einen Zufall zurückzuführen? Wir glauben nicht. Die Guaranís und die Tupís – wir wiederholen, daß es sich um zwei Stämme der gleichen Rasse handelt, die sogar, mit kleinen Verschiedenheiten, die gleiche Sprache sprechen – waren Hilfstruppen der Dänen von Tiahuanacu. Als solchen hatten sie ihnen die Bewachung ihres Straßensystems im Süden übertragen. Sollten sie nicht mit ihren Flußverbindungen im Norden in gleicher Weise verfahren haben? Das ist die Hypothese, die unser Mitarbeiter am Institut für Menschheitswissenschaft in Buenos Aires, Hermann Munk, aufgestellt hat, und die wir für richtig halten. Der Amazonas stellte für jemand, der aus Peru kam, den gegebenen Verbindungsweg zum Atlantik dar, und wir werden später sehen, daß die Wikinger ihn benutzten. Der Xingú, obwohl von zahlreichen Stromschnellen unterbrochen (die jedoch auch für die Eingeborenen von heute kein Hindernis bil-

den), erlaubte es, von der Mündung des Großen Flusses bis in das Quellgebiet des Paraguay-Stromes zu gelangen, wobei kaum 100 km zu Fuß zurückzulegen waren, um dann, der Strömung folgend, eine der Straßen zu erreichen, die nach Potosí und weiter nach Tiahuanacu führten. Das war natürlich kein Spaziergang, aber es konnte für einige Reisende von Interesse sein, diesen Weg zu wählen, statt den Amazonas hinaufzufahren und dann von Quito aus weiter zu Fuß zu gehen oder umgekehrt. Der Xingú stellte ferner eine direkte Verbindung zwischen dem dicht bevölkerten Guaraní-Gebiet Paraguays und des Mato Grosso und dem Tal des Marañón dar, an dessen Ufern die Krieger im Dienst des Imperiums ihre Garnison hatten. Und vielleicht hat es auch mit den gleichen Grund, daß der São Francisco, der es gestattet, auf dem Flußweg vom Norden Bahias an die Mündung des Rio de la Plata zu gelangen, wobei lediglich die 50 km zwischen seinen Quellen und dem Rio Grande (einem Nebenfluß des Paraná) zurückgelegt werden müssen, gleichfalls unter der Kontrolle der Hilfstruppen Tiahuanacus gestanden zu haben scheint.

Die Hypothese unseres Mitarbeiters wird nachhaltig von der Etymologie des Wortes Guaraní unterstützt, das der Diktionär²⁰ von „guariní“ = Krieger ableitet. Nun: in der spanischen Schreibweise von Eingeborenennamen sind die Silben „gua“, „hua“ und „va“ gleichwertig und untereinander austauschbar. Und das nordische Wort „vari“ bedeutet Krieger. Von ihm ist der Name der Waräger abgeleitet, der Eroberer und Kulturbringer Rußlands.

Was nun die Stämme am Maroní und Corantyne betrifft, so ist ihr Vorhandensein inmitten einer Bevölkerung völlig

verschiedener Rasse und Sprache schwer erklärlich. Unter den möglichen Begründungen hat uns keine restlos überzeugt. Einige Wahrscheinlichkeit hat die Theorie, daß diese Stämme sich um die nach Guayana ausgewichenen Amazonen scharten, oder daß sie sogar von diesen auf ihre Wanderung mitgenommen wurden. Die weißen Kriegerinnen hatten sich offensichtlich zunächst in eine Gegend zurückgezogen, deren Bevölkerung zu ihnen hielt, und wir haben bestätigt gefunden, daß dies Gebiet noch heute von Tupí-Guaraní beherrscht wird, die hier eine rassische und kulturelle Insel bilden. Es hätte nichts Überraschendes, wenn sie auf ihrem Zug nach Norden von einer Art indianischem Geleitschutz begleitet gewesen wären, wobei diese Hilfstruppen auch ihre Weiber und Kinder, ihrer Gewohnheit entsprechend, mitgenommen hätten.

Die Rolle der Küstenwächter, die die Guaraní und Tupís vom Rio de la Plata bis zum Amazonas spielten, scheint zwischen dem Großen Fluß und dem Orinoko einigen Arahua-Stämmen von den Ufern des Titicaca-Sees übertragen worden zu sein. Reisende der beiden letzten Jahrhunderte bestätigten das Vorhandensein von Angehörigen dieser Rasse in den Ausläufern der bolivianischen Anden (einige Gruppen von Antis, den weißen Yurakarés beigeordnet)¹⁴, in den peruanischen Tälern von Vilkanuto („Virk Knud“, nordisch: Festung Knud¹⁴) und Pilcopata (Machigangas, Pilcosumis usw.), im oberen Paraguay (Guanas), am oberen Xingú (Kustenaus) sowie in Guayana und Venezuela. Zur Zeit der Konquista befanden sich die Arahua seit geraumer Zeit im Kriegszustand mit den Karaibes der Antillen, deren wichtigste Insel sie besetzt

hatten, während diese ihre Feinde, sie von der venezolanischen Küste vertrieben hatten.

Wir wissen, daß die Inkas oft ganze Völkerschaften umsiedelten, indem sie treue Stämme in kürzlich eroberten Gebieten ansässig machten. In dieser Beziehung – wie auch in sovielen anderen – taten sie wahrscheinlich nichts anderes, als dem Beispiel ihrer Vorfahren zu folgen. Es wäre in der Tat vollkommen unwahrscheinlich, daß die Anahuaks spontan ihre Berge verlassen haben sollten, um sich in den Urwäldern des Amazonas oder sonstwo niederzulassen. Sie waren alles andere als Wilde. Noch im vergangenen Jahrhundert betätigten sie sich als ausgezeichnete Schmiede²¹, gewannen das Erz, schmolzen es und machten daraus Äxte, Messer und Lanzen von hoher Qualität. Im Mato Grosso webten und färbten sie feinste Tuche, bauten Baumwolle und Zuckerrohr an und machten aus dem Saft des letztgenannten mit von ihnen erfundenen Apparaten eine Art Zuckerbrot. Im Amazonas kannte man sie lange vor der Konquista als kunstvolle Töpfer, und ihre mit schwierigen Zeichnungen verzierten Gefäße sind die Prunkstücke manchen Museums in Brasilien und anderwärts. Aber sie waren auch große Krieger.

Ein entscheidendes Element zur Unterstützung unserer Hypothese ist selbst der Name dieser Stämme. Er wird heute meist in englischer Orthographie geschrieben: Arawak. Aber die spanische Schreibweise der Quichua-Phonetik, in der uns das Wort überliefert wurde, ist wesentlich korrekter. In der in Peru allgemein gebrauchten Sprache klingt „hua“ praktisch genau wie „va“, eine Form, die die Chronisten der Epoche der Konquista übri-

gens oft gebrauchten. Nun: arahuak – aravak – ist weder Quichua noch Aymará. Dagegen hat der Ausdruck in dem in Schleswig üblichen Dialekt, den die Wikinger von Tiahuanacu sprachen, einem Mittelding zwischen dem klassischen Norwegisch und dem alten Deutsch, wie wir in unseren früheren Arbeiten (14, 16) nachgewiesen haben, und wie es Hermann Munk auf soliden Grundlagen mit der Übersetzung der Runen-Inschriften aus Paraguay und Brasilien bestätigte (die wir ihm verdanken), eine besondere Bedeutung. Arahuak bedeutet tatsächlich Ehrenwache*.

3. Die Mythen vom Orinoko

Das Reich des Großen Paytití war also das riesige Gebiet des Amazonas und Guayanas bis zum Orinoko; eine Mark, deren Küsten und Flüsse die Männer vom Titicaca-See sorgfältig bewachten, dank ihrer Tupí-Guaraní-Miliz und ihrer „Ehrenwache“ (was dem bei den meisten Militärnationen noch heute üblichen Begriff der „Garde“ entspricht) aus dem Anden-Hochland. Sie bewohnten das Gebiet nicht, aber sie durchfuhren es. Wahrscheinlich hatten sie, wie das die Inkas später in ihren indianischen Provinzen taten, an Schlüsselstellungen hohe Beamte eingesetzt, die mit der örtlichen Regierung betraut waren, und Offiziere, die die Grenztruppe befehligten. Beide Posten wurden mit Weißen besetzt.

* AR = angelsächsisch: „ar“; altddeutsch: „era“; friesisch: „ere“ = Ehre. VAK = nordisch: „vaka“ = Wache.

Es ist daher verständlich, daß Humboldt, als er von seiner Reise zurückkehrte, die er von 1799 bis 1804 zusammen mit Bonpland durch „die Äquinoktialgebiete der neuen Welt“ machte, schreiben konnte: „In den Savannen . . ., die vom Cassiquiare, dem Atabapo, dem Orinoko und dem Rio Negro begrenzt werden, gibt es heutzutage keinerlei Spur einer menschlichen Besiedlung. Ich sage heute, weil hier wie in anderen Teilen Guayanas große Figuren, die die Sonne, den Mond und Tiere darstellen, in die härtesten Granitfelsen eingeritzt sind und das frühere Vorhandensein einer Bevölkerung bezeugen, die von derjenigen, die wir am Orinoko kennenlernten, sehr verschieden war. Nach dem Bericht der Eingeborenen und der intelligentesten Missionare sind diese symbolischen Zeichen denjenigen vollkommen ähnlich, die wir hundert Meilen weiter nördlich bei Caycara gegenüber der Mündung des Rio Negro sahen. Diese Reste einer alten Kultur sind umso auffälliger, als sie einen so großen Raum einnehmen und in so starkem Gegensatz zu der Verrohung stehen, die wir seit der Konquista bei allen Horden in den heißen Gebieten im Osten Südamerikas beobachten.“

Diese alte Kultur, von der Humboldt spricht, hat nicht nur Symbole hinterlassen. Tatsächlich entdeckte er unter den Tamanaques vom Orinoko einen höchst interessanten „Abstammungs-Mythus“. Der Vater des Volkes, Amilavaca, sei danach während der großen Überschwemmung in einem Boot gekommen. Der Ozean schäumte bis an die Berge von Encaramada. Alle Tamanaques kamen ums Leben bis auf ein Paar, das sich auf einen Berg in der Nähe der Ufer des Asivera, von den Spaniern Cachivero genannt, flüchtete. „Amilavaca ritzte, in seinem Boot fah-

rend, die Figuren des Mondes und der Sonne in das farbige Gestein (topumereme) von Encaramada. Granitblöcke, die aneinander gelehnt eine Art Höhle bilden, werden noch heute das Haus oder die Residenz des großen Vaters der Tamanaques genannt.“ Halten wir bei dieser Gelegenheit fest, daß das Gebiet von Cachivero eine der Zonen ist, in denen von der Anwesenheit der Amazonen berichtet wurde.

Amilavaca hatte einen Bruder – also sehr wahrscheinlich einen Rassegenossen – Vochi, der ihm dabei half, die Welt zu schaffen. Sie widmeten sich besonders der Regulierung des Orinoko, „so daß man stets seinem Lauf stromab wie stromaufwärts folgen konnte“. Nach Beendigung ihrer Arbeit „auf dieser Seite des ‚großen Wassers‘“ schiffte sich Amilavaca wieder ein und „kehrte an das andere Ufer zurück“, von wo er gekommen war.

Humboldt führt näher aus, daß dieser Mythos in einem Gebiet von 5 000 Quadratmeilen verbreitet ist und daß der Name Amilavaca sogar unter den karibischen Stämmen Vater der Menschen – unseren „Großen Vater“ – bedeutet. Ursprünglich, so fügt er hinzu, handelte es sich eher um eine „Gestalt der Heldenzeit, einen Mann, der von weither kam, in den karibischen Landen lebte, symbolische Zeichen in die Felsen grub und über den Ozean wieder entschwand“. Weiter heißt es, daß er in dem Gebiet große Wasserbauvorhaben durchführte – vielleicht den Kanal, der über den Cassiquiare den Orinoko mit dem Rio Negro und dem Amazonas verbindet – deren Nutzen die Indianer nicht begreifen konnten und über die sie sich noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lustig machten.

„Was die Tamanaques und andere Stämme, die ähnliche Sprachen sprechen, uns heute erzählen“, schließt Humboldt, „erfuhren sie wahrscheinlich von anderen Völkern, die die gleichen Gegenden vor ihnen bewohnten.“ Oder mit ihnen. Denn Amilavaca ist wie Quetzalcóatl im Anáhuac, Kukulcán in Yucatán, Votan in Guatemala, Bochica in Kolumbien und Huirakocha in Peru ein heldenhafter Kulturbringer der Geschichte, der später von den Eingeborenen vergöttlicht wurde¹⁴. Hier ist die syncretische Mystifikation gleich eine doppelte. Einerseits wurden die „Wasserbau-Ingenieure“ Amilavaca und Vochi mit den Weltschöpfern der Edda vermengt. Andererseits läßt man sie wie ihre Vorfahren von jenseits des Ozeans kommen und dorthin in östlicher Richtung wieder zurückkehren. Was übrigens eine Bezugnahme auf die tatsächlichen Seereisen der Wikinger von Tiahuanacu sein muß, die offenbar nicht ohne Grund die Mündungen des Amazonas und des Orinoko besetzt hatten, oder auf diejenigen der Normannen, die ab 1250 an den Amazonas kamen, um hier ihre Schiffe mit Brasil-Holz zu beladen¹⁵.

Daß der Abstammungs-Mythus der Tamanaques sich auf die Wikinger bezieht, beweist allein schon der Name des heldischen Kulturbringers. Amilavaca ist tatsächlich ein nordisches Wort. Es setzt sich aus dem germanischen Vornamen „Amil“ (gebildet aus dem altdeutschen „am“, Sekundärform vom „em“ = stark, und „ilen“ = laufen), der heute noch im Deutschen Emil, im Französischen als Emile und im Spanischen als Emilio gebräuchlich ist, und dem nordischen „vaka“ zusammen, das, wie wir gesehen haben, Wache bedeutet. Amilavaca heißt also nichts anderes

als „Emil, der Wächter“. Er war vielleicht der Jarl, der die aus Arahuaqs gebildete „Garde“ befehligte.

Die Eingeborenen-Überlieferungen der Region erwähnen noch einen anderen Wikinger-Namen: den des „Ari der Musus, Nachbarn der Muyscas, der am ganzen Lauf des Magdalena-Flusses als der eines Gottes und Propheten erscheint“. Das ist eine Angabe von höchster Bedeutung, da sie die Situation des Gebietes des Großen Paytití, des Kaisers der Musus, bestätigt, so wie wir sie weiter oben geschildert haben. Leider gibt Bastian²³, dem wir sie verdanken, im Gegensatz zu seiner Gewohnheit, seine Quelle nicht an. Es handelt sich bei ihm um einen außerordentlich sorgfältigen, ja spitzfindigen Autor, der in seinem Werk eine außerordentliche Belesenheit zur Schau stellt. Augenscheinlich erfand er keine der von ihm geschilderten Einzelheiten, die er anderseits nur wie am Rande erwähnt. Die fragliche stammt möglicherweise von irgendeinem „Reisenden“ des vorigen Jahrhunderts. Aber das wissen wir leider nicht mit Gewißheit.

4. Die Felsinschriften Guayanas

Auf seiner langen Reise durch West-Guayana hatte Humboldt Gelegenheit, zahlreiche Felsinschriften zu sehen. Wenn wir von Guayana sprechen, verstehen wir darunter das unermessliche Gebiet, das vom Orinoko, Cassiquiare, Rio Negro, Amazonas und dem Meer begrenzt wird und das sich damals Äquinoktial-Frankreich nannte. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatten die Spanier von Vene-

zuela aus schon den Orinoko überschritten, die Holländer und die Engländer hatten bereits Niederlassungen an der Nordküste des Gebiets gegründet, aber die Franzosen blieben dank einer Festungslinie an dem Nordufer des Amazonas. Dagegen kolonisierten sie im Süden entlang des Tocantins-Flusses, den ihre Schiffe frei befuhren, und wo sie – nach Pater de Achuña⁴ – Edelsteine und Gold im Überfluß, ja sogar Erde fanden, „um die eigene damit zu veredeln und zu bereichern“. Im Utrechter Frieden verzichtete Ludwig XIV. auf das Nordufer des Großen Flusses. Auf das Ufer, nicht aber auf das angrenzende Land. Nach und nach von den Portugiesen und Brasilianern zurückgedrängt, blieb Frankreich schließlich nichts weiter als sein derzeitiger Besitz von Guayana. Wir werden später sehen, daß dieser historisch-geographische Gesichtspunkt der Frage für unsere Untersuchung von gewisser Bedeutung ist.

Tatsache ist, daß es zwischen den Quellen des Rio Branco und des Essequibo im ehemaligen Britisch Guayana war, wo Humboldt von mit Inschriften bedeckten Felsen hörte. Diejenigen, die der „Reisende“ Nikolaus Horstmann gesehen hatte, als er den Rupovini hinauffuhr, kurz ehe er an den Amucu-See gelangte, konnte er nicht wiederfinden. Humboldt besaß eine Kopie des Tagebuches von Horstmann, der noch im Jahr 1749 „El Dorado“ suchte und seinen Fund als „verschiedene Buchstaben auf Felsen“ vermerkt hatte. Dagegen zeigte man ihm „in der Nähe des Felsens Culimacari am Ufer des Cassiquiare und im Hafen von Caycara am unteren Orinoko einige Zeichnungen, von denen man annahm, daß sie linienförmig angeordnet seien. Es waren jedoch nur undeutliche

Figuren, die Himmelskörper, Tiger, Krokodile, Schlangen und Instrumente zur Herstellung von Mandiokamehl darstellten . . . Die in den Bergen von Oruana vom Missionar Bruder Ramón Bueno entdeckten Zeichen ähnelten schon eher einer alphabetischen Schrift; trotzdem ließen auch diese Zeichen . . . viele Zweifel“. Diese Inschriften, die Humboldt im Gebirge von Encaramada, im Hafen von Sedeño in der Nähe von Caycara, in San Rafael del Capuchino gegenüber von Cabruta und „fast überall, wo das Granitgestein aus dem Boden der Savanne ragt, die sich vom Cerro Curiquima bis an die Ufer des Caura erstreckt“, in Augenschein nehmen konnte, erregten nicht seine Aufmerksamkeit. Sie bezeugten eine höhere Kultur als die der Indianer, aber nicht mehr. Andere hatten mehr Glück.

Zu ihnen gehörte Carl Ferdinand Appun²⁴, der in San Esteban, eine Meile südlich von Puerto Cabello in Venezuela, eine sensationelle Steinzeichnung entdeckte (s. Abb. 7). Es handelt sich fraglos um primitive Zeichnungen ohne offensichtliche Bedeutung, deren Ursprung, wenn nicht sogar Ausführung jedoch nicht indianisch ist. Wir stellen zum Beispiel fest, daß die schematisch dargestellten Gesichter keinerlei mongoloide Züge aufweisen, und daß das Schiff (unten rechts), das von einem einer doppelten Todesrunen ähnlichen Zeichen beherrscht wird, nichts von einem Eingeborenen-Kanu hat, sondern in etwa an ein Wikinger-Drachenschiff erinnert. Schomburgk²⁵ sah in der gleichen Region eine „große Zahl enormer Figuren, die, deutlich geformt, menschliche Silhouetten darzustellen schienen“. Eine von ihnen, die mehr als zehn Meter hoch war, trug um den Kopf eine Art Heiligenschein. Die Ein-

geborenen wiesen ihn in einer Gegend zwölf Meilen jenseits des Maruá, eines linken Nebenflusses des Parima am oberen Rio Branco, auf das Vorhandensein einer mit Inschriften bedeckten Felsgruppe hin, die sie Tamurumu nannten, und die eine Höhe von 300 bis 400 Fuß hatte. Schwieriger ist es schon, die von ihm am Ufer des Cassiquiare entdeckte Inschrift von eindeutig runenähnlichem Charakter Eingeborenen zuzuschreiben (s. Abb. 8).

Immer in der gleichen Gegend entdeckte Schomburgk eine Reihe von Figuren, die ihn in seiner Überzeugung schwankend machten – wenn auch nicht mehr – daß die Lithoglyphen und Lithogramme (Steinzeichnungen)* in Guayana von Indianern „einer gehobeneren Kulturstufe“ als die Eingeborenen seiner Zeit stammen müßten. An den Cumuti- oder Taquiarefelsen sah er „einige indianische Charaktere (s. Abb. 9), die sich besonders durch ihre Regelmäßigkeit auszeichnen und viel Ähnlichkeit mit denen haben, welche vor nicht langer Zeit östlich von Ekaterinburg in Sibirien, in der Nähe der Quellen des Irbit und Pischma, Nebenflüssen des Tura, und in Dighton, in der Nähe der Ufer des Taunton, 12 französische Meilen südlich von Boston, in den Vereinigten Staaten Amerikas, entdeckt worden sind. Mehrere Altertumsforscher halten sie für phönizischen Ursprungs . . . Welches aber auch ihr Ursprung sein mag, sie sind gewiß schon an und für sich von dem größten Interesse und verdienen es jedenfalls, genauer untersucht zu werden. Ich habe diese Charaktere

* Einer sich durchsetzenden Sitte gemäß gebrauchen wir hier die brasilianische Terminologie, die viel korrekter ist als die in Europa allgemein gebrauchte: wir nennen die eingegrabene Inschrift Lithoglyph, die gemalte Lithogramm.

in Guiana, wie überhaupt in dem nördlichen Teile Südamerikas, über eine Strecke von 700 Meilen in der Länge und 500 Meilen in der Breite verfolgt, und fand sie hie und da über einen Flächenraum von 350 000 Quadratmeilen verbreitet. Mehrere derselben kopierte ich, und es wäre zu wünschen, daß so lange noch kein weiteres Licht über diesen Gegenstand verbreitet ist, keine Gelegenheit ungenutzt gelassen würde, diese Kopien zu vermehren“.

Was Schomburgk auch sagen möge, die Inschrift von Cumuti hat trotz seiner eigenen Bemerkungen dazu überhaupt nichts Indianisches, weder in bezug auf ihre geometrische Konzeption, noch wegen der Form der verwendeten graphischen Elemente, von denen einige (z. B. unten links) im Gegenteil deutliche Runenform besitzen. Allein die Tatsache, daß er sie mit zwei Inschriften vergleichen konnte, von denen die eine in Rußland in einer Gegend entdeckt wurde, mit der die schwedischen Wikinger in Berührung kamen, die andere in Vinland, in der Nähe des Turms von Newport¹⁴, hätte unserem Forscher zu denken geben müssen. Aber man darf nicht vergessen, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so gut wie nichts über die Geschichte der Wikinger bekannt war und noch weniger über ihre Kolonisierung Nordamerikas. Das Futhark (Runen-Alphabet) war überhaupt nur einigen wenigen Philologen bekannt, und auch nur in beschränktem Umfang. Schomburgk hatte ganz einfach keine Vergleichsmöglichkeiten.

Das gleiche gilt auch für Edward D. Mathews²⁶, einen beim Bau der Eisenbahn Madeira-Mamoré beschäftigten englischen Ingenieur, der gegen 1875 in der Nähe der drei Wasserfälle des Madeira Lithoglyphen entdeckte (s. Abb.

10), deren Bedeutung er offensichtlich nicht ermessen konnte. „Das Wahrscheinlichste“, schreibt er, „ist, daß sie ein Werk der Caripunas oder anderer wilder Noma-den sind, da die Indianer Boliviens bei ihren Fahrten flußauf und flußab gewiß ihre Zeit nicht damit verloren haben würden, Figuren in den harten Stein zu ritzen.“ Trotzdem hatte schon der deutsche „Reisende“ Franz Keller-Leuzinger²⁷ die Möglichkeit verworfen, daß diese und andere ähnliche Inschriften von den Vorfahren der Caripunas stammen könnten, „da sich ein Volk roher Jäger wie dieses sicher nicht die Mühe gemacht hätte, monatelang den harten Felsen mit so primitiven Werkzeugen wie ihren Feuerstein-Hämmern zu bearbeiten. Und hätten sie eine solche Neigung gehabt, hätte ihre kindliche und von alltäglichen Objekten beherrschte Phantasie sie gewiß Tiere als Modelle wählen lassen, Krokodile, Schildkröten, Fische, und vielleicht auch die Sonne und den Mond, wie sie die von Humboldt beschriebenen Felszeichnungen im Orinoko-Tal zeigen“. Er hält es nicht für ausgeschlossen, daß diese Charaktere von den großen Invasionen der Inkas oder aus noch älterer Zeit stammen.

Keller-Leuzinger hat vollkommen recht. Um Inschriften in Fels zu graben, braucht man die Fähigkeit, Lust und Zeit dazu. Das setzt ein gewisses kulturelles und soziales Niveau voraus. Die Inkas freilich müssen wir als Autoren ausschließen, da sie niemals den Madeira erreichten. Gab es zur Zeit des Imperiums von Tiahuanacu am Zusammenfluß von Mamoré und Madeira, d. h. an einem Punkt von hervorragender strategischer Bedeutung für eine der großen Fluß-Zugangsstraßen zum Amazonas, einen Militärstützpunkt, dessen weiße Offiziere nicht wußten, wo-

mit sie ihre Zeit verbringen sollten? Das ist sehr wahrscheinlich, da die Zeichnungen, die Mathews wiedergibt, nicht nur ornamentale Motive Skandinaviens darstellen, sondern, wie es scheint, auch militärische Ausrüstungsgegenstände. So sieht man in der zweiten Reihe rechts (teilweise verwischt) über einem Keltenkreuz einen „Schild“. Wir weisen darauf hin, daß die Gegenstände auf diesen Lithoglyphen in seitlicher Perspektive dargestellt sind, also dreidimensional, während sämtliche Indianer, ohne Ausnahme, nur die flache (zweidimensionale) Darstellung kennen.

Es war gleichfalls am Madeira, aber weiter nördlich, im Gebiet der Parintintins – des Stammes, aus dem sich die Amazonen von Jacicurá ihre letzten „Gatten auf Zeit“ auswählten – wo Bernardo da Silva Ramos, von dem wir später noch sprechen werden, vor einigen 50 Jahren eine höchst merkwürdige Inschrift (s. Abb. 11) entdeckte. Der Laie könnte in Versuchung geraten, in ihr lateinische Buchstaben zu erkennen, und sie einem Europäer nach der Konquista zuzuschreiben, obwohl sie weder in der lateinischen, noch in irgendeiner unserer zeitgenössischen Sprachen einen Sinn ergibt. Diese Vermutung ist jedoch schon deswegen abwegig, weil das „R“ nach links gerichtet ist, was es im Lateinischen nicht gibt, in der Runenschrift jedoch üblich ist. Tatsächlich könnte die gefundene Inschrift in dieser abgefaßt sein. Sie würde die Buchstabenfolge „uero“ ergeben, wenn auch die Odalsrunen nicht korrekt, sondern in Form eines lateinischen o geschrieben ist, eine Abweichung, der wir schon in Paraguay begegnet sind. W und u werden – wie heute noch in den Niederlanden – in den niederdeutschen Dialekten, wie sie in

Schleswig üblich sind, gleich ausgesprochen und gleichwertig gebraucht. „Wer“ hat dieselbe Wurzel wie das lateinische „vir“ und bedeutet im Altdeutschen den waffentragenden, freien Mann.

Was diese Interpretation definitiv macht, ist, daß Rivero und Tschudi²⁸ Mitte vorigen Jahrhunderts das gleiche Wort an der Kopfbedeckung einer Statue fanden, die in der Nähe von Timana in Kolumbien in einem dichten Wald voller Ruinen an den Quellen des Magdalena-Flusses entdeckt wurde. Diesmal ist das R richtig herum geschrieben. Der Folge von vier Buchstaben ist eine andere von eindeutigen Runen vorangestellt (s. Abb. 12), deren Übertragung „ütta og“ ergibt. Die beiden t sind stark latinisiert und das zweite mit dem nachfolgenden a verbunden.

Das ü des punktierten Futhark, das dieselbe Form wie das große lateinische A hat, drückt den Ton u aus, eine orthographische Verwirrung, der wir schon in Paraguay begegnet sind. In unsere Schreibweise übertragen, ergibt sich

„Utta og Uero“

Utta ist ein weiblicher Vorname der Wikinger, der heute noch in germanischen Ländern als Uta oder Ute gebräuchlich ist. Den Sinn von „Wer“ kennen wir bereits. „Og“ ist das nordische Bindewort und. Die erste Inschrift ist also eine männliche Artbezeichnung und die zweite gibt – wer kennt solche Inschriften nicht aus unseren Tagen – den Namen eines Paares wieder: Utta und Uero. Die latinisierte Schreibweise deutet in beiden Fällen auf einen späteren Zeitpunkt hin, als die Christianisierung dank dem Pater Gnupa¹⁶ ihren Einfluß bereits bemerkbar gemacht hatte. Es braucht nicht besonders erwähnt

zu werden, daß der Uero Kolumbiens und derjenige vom Madeira nur den Namen gemein hatten.

5. Spuren an den Zugängen zum Reich

Die Tatsache, daß sich ein und dieselbe Inschrift in Kolumbien und am Madeira findet, braucht als solche nicht zu überraschen. Die drei Wasserwege, die den Amazonas von den Höhen der Anden-Kordillere aus am einfachsten zu erreichen gestatteten – und das auch heute noch tun – waren, von Süden nach Norden, der Muttergottes-Fluß (Madre de Dios), ein Nebenfluß des Madeira, von Cuzco ausgehend; der Amazonas selbst, vom Norden Perus und von Ekuador aus; und der Jupurá, der in Kolumbien entspringt, und an dessen Ufer in der Höhe der brasilianischen Grenze sich noch heute eine Siedlung befindet, deren Bewohner Tupí-Guaraní sprechen. Diese Zugänge waren zur Zeit der Konquista gut bekannt, offenbar durch die Überlieferungen der Inkas. So kommt es, daß der Pater Joseph de Acosta²⁹, ein Chronist aus den ersten Zeiten der Konquista, schreibt, der Marañón durchfließe „die Ebenen des Paitití, des Dorado und der Amazonen“, während Antonio de León Pinelo in seiner „Abhandlung über Schokolade“ (Tratado del chocolate), die von Pater Feijoó y Montenegro³⁰ zitiert wird, „die Länder des Tepuaris und des Paitití“, erwähnt, „die durch Arixaca am Oberlauf des Großen Flusses Marañón entdeckt wurden“.

Nun, es war eben im Quellgebiet des Amazonas in der

Nähe von Chachapoyas, in der Gegend, wo Victor von Hagen³¹ im Jahr 1953 die Ruinen einer präinkaischen Stadt sah, ohne sie näher untersuchen zu können, daß Bertrand Flornoy³² bei seiner Expedition von 1943 einen Fund machte, der erst heute seine volle Bedeutung erhält. „Auf einem kleinen Weg, der dem Lauf des Utcubamba folgt“, schreibt er, „haben wir Gruppen von Eingeborenen von weißer Hautfarbe, edler Erscheinung, ein rotes Band um die Stirn geschlungen, getroffen. Wir waren etwa auf der Höhe von Kuelap, dem bedeutendsten Zeugnis, das die Cachapoyas hinterließen. In einer ziemlich ausgedehnten Zone rund um die Stadt befinden sich Indianer, die die gleichen Merkmale aufweisen und die nicht Quichua sprechen – eine Seltenheit in den peruanischen Anden – sondern ein Spanisch, in dem sich das s fast wie das französische ch ausspricht. Sie sind die einzigen Bergbewohner, die vor uns nicht den Blick niederschlagen. Diejenigen unter ihnen, die Schnurrbärte tragen, sehen aus wie verkleidete Europäer.

Nach dem, was man über ihre Vorfahren weiß, fügt Flornoy hinzu, „waren sie ein organisiertes, religiöses und von der Kultur Tiahuanacus geformtes Volk. Viele Namen von Ortschaften oder Gegenden haben keine Ähnlichkeit mit dem Quichua, sondern lassen die Ureinwohner der Gegend eher mit den Aymará im Norden Boliviens in Verbindung bringen“, das heißt also mit der Zone des Titicaca-Sees. Diese merkwürdigen Indianer sind nicht das Produkt einer Vermischung mit den Spaniern. Flornoy zitiert einen Chronisten (ohne ihn zu identifizieren), der berichtete, bei der Eroberung von Chachapoyas durch Huayna Kápak seien einige Frauen des Stammes

nach Cuzco gebracht worden, „weil sie schön und sehr weiß waren“.

Am rechten Ufer des Utcubamba, in der Amgulo genannten Gegend, etwa zehn Kilometer von Chachapoyas entfernt, erhebt sich mit einer Neigung von 45 Grad eine Steilwand aus Kalkfels. Die Wand ist, durch einen Vorsprung geschützt, mit kleinen Grotten übersät. Jede von ihnen enthält eine anthropomorphe Statue von durchschnittlich 1,40 m Höhe und 2 m Umfang am Fuß. Sie sind aus einer Mischung von Steinen, Stroh und getrocknetem weißen Lehm gemacht. Es sind Grabdenkmäler. Sie sind hohl und nach hinten geöffnet, und in ihrem Inneren befindet sich je eine zusammengekauerte Mumie in einer an zwei Pfählen aufgehängten Hängematte. Solche Grabstätten an Steilhängen, die in Südamerika nur in der von Bertrand Flornoy erforschten Gegend bekannt sind, erinnern auffallend an diejenigen, die Francis Mazière³³ 1956 in Fatu-Hiva, einer der Marquesas-Inseln, entdeckte, obwohl hier die Mumien in Särgen aus ausgehöhlten Baumstämmen lagen. Ein Hinweis mehr auf die teilweise Besiedlung Polynesiens durch die Wikinger Tiahuanacus.

In bezug auf die Gegend von Chachapoyas ist jedenfalls jeder Zweifel ausgeschlossen. Es genügt, eine der Grabstatuen zu betrachten, die Flornoy in Angulo aus ihrer Nische holen ließ und fotografierte (s. Foto 2). Der Mann, den sie darstellt, trägt eindeutig europäische Züge und einen dichten Vollbart, dazu – und das ist ausschlaggebend – den typisch spitz auslaufenden hohen Helm, den nur die Wikinger trugen.

Das Reich des Payití hatte außer den zuvor erwähnten drei Hauptzugängen noch einen vierten: den oberen Ori-

noko. Nach den Erfahrungen der Expeditionen, die nach der Konquista vergeblich versuchten, das Parima-Gebirge zu überqueren, in dessen Westen der Orinoko und im Osten der Uraricoero („Velho Veneno“), Nebenfluß des Rio Branco, der seinerseits in den Amazonas mündet, entspringen, muß dieser Zugang jedoch in Wirklichkeit eher eine Art Sperrriegel gewesen sein. Das war er jedenfalls für die nachkolumbianischen Weißen, denen nicht nur eine – zumindest – feindliche Natur, sondern auch ebenso feindliche Eingeborene entgegentraten. Die hier lebenden Indianer haben keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, sich von einer Seite der Bergkette auf die andere zu begeben. Das Parima-Gebirge ist übrigens eine der Stellen, an denen die „verlorene Stadt“ Manoa nach den inkaischen Überlieferungen liegen soll. Und ausgerechnet hier, in der Nähe von Tarame, etwas nördlich vom Uraricoero und 500 km Luftlinie von seiner Quelle entfernt, befindet sich der berühmte „Bemalte Stein“, ein riesiger Monolith (s. Foto 3), der eiförmig mit einem Durchmesser zwischen 91,44 und 85,24 m und einer Höhe von 36,67 m mitten aus der Ebene emporragt. Marcel Homet³³, der ihn 1953 untersuchte, verzeichnete in dem Felsen verschiedene Grotten, von denen einige als Grabstätten dienten, einen verschütteten tiefen Gang, der das Vorhandensein eines Raumes im Inneren des Steines vermuten läßt, verschiedene kleine Dolmen und 548 Quadratmeter mit Inschriften bedeckter Wandflächen. Auf diesen sieht man (Abb. 13 und 14) Haken-, Kelten- und andere Kreuze in mehr oder weniger lateinischer Form, ein Malteserkreuz und einzelne Runen und runenähnliche Zeichen. Das Bemerkenswerteste aber ist zwischen unmöglich zu identifi-

zierenden Zeichnungen, menschlichen Masken und Silhouetten von Tieren die Darstellung eines zweirädrigen Karrens, beladen mit zwei in gekrümmte Spitzen auslaufenden Booten, von der Art, wie ihn die Wikinger benutzten, um ihre Drakkars von einem Fluß zum andern über Land zu transportieren. Daß Marcel Homet all dies Cro-Magnon-Menschen zuschreibt, die zu Fuß – über das versunkene Atlantis – von Europa nach Amerika gelangten, und daß er das Alter – nach der Patina der Lithogramme – auf viele tausend Jahre schätzt, ist eine ganz andere Sache. Trotzdem darf man die Ernsthaftigkeit dieses Forschers nicht in Frage stellen. Im Gegenteil.

Im Verlauf seiner langen Forschungsreise durch das brasilianische Guayana entdeckte Homet zahlreiche gravierte oder gemalte Zeichen auf anderen Felsen, besonders wandelnde Sonnen, die denjenigen ähneln, die wir am Cerro Guazú in Paraguay fanden. Auf einer seiner – leider nur ungenau mit „nördlich des Amazonas“ bezeichneten – Fotografien sieht man eine Zeichnung (Abb. 15), die überzeugend an ein skandinavisches Schiff erinnert, so wie sie auf den Lithoglyphen von Bohuslän in Schweden dargestellt sind.

Da sind auch Häuser aus Stein. Homet beschreibt eines von ihnen in seinem Werk. Man findet sie überall am Amazonas. Sie wurden keinesfalls von Indianern gebaut, und diese selbst erheben auch gar nicht einen solchen Anspruch. Die von uns wiedergegebene Fotografie (Foto 4) wurde von dem gründlichen Kenner des brasilianischen Urwaldes, João A. Péret, viel weiter östlich, an einem Nebenfluß des Xingú, in der Nähe des Dorfes Kaiapó de Kuben-Kran-Krein, aufgenommen. Das Haus ähnelt er-

staunlich den Steinkonstruktionen, die William B. Goodwin³⁴ in Neu-England untersuchte. Er sieht in ihnen Zeugnisse von Huitramannaland, jenem Groß-Irland, von dem die skandinavischen Sagen berichten, und das in Wirklichkeit viel weiter südlich lag. Der Irrtum rührt daher, daß die norwegischen Wikinger, die in Vinland Fuß faßten, sich in Island und Schottland an die irischen Steinhäuser gewöhnt hatten und sie nachbauten, wo die Natur das gestattete. Noch verständlicher war ein solches Vorgehen bei den Dänen, die nach Südamerika von ihren Kolonien in Irland und England aus kamen, wie es der Gebrauch des angelsächsischen „futhorc“ in ihren Runen-Inschriften in Paraguay und – wie wir sehen werden – Brasilien beweist. Die Indianer des Amazonas haben guten Grund, übereinstimmend zu versichern, diese steinerne Schutzbauten habe Gott selbst errichtet. Das Wahrscheinlichste ist, daß sie Wachtposten an strategisch wichtigen Punkten der Gegend waren. Möglicherweise wurden sie auch erst nach der Niederlage auf der Sonneninsel von in den Urwald geflüchteten Wikingern gebaut, eine Hypothese, die die andere nicht ausschließt. Übersehen wir nicht, daß die weltberühmte skandinavische Holzbaukunst auf dem Altiplano schon aus Mangel an dem dafür unerläßlichen Rohmaterial verloren gegangen sein mag. Bedeutet das, daß es am Amazonas keine anderen architektonischen Zeugnisse als diese primitiven Schutzbauten gab? Die kürzliche Entdeckung von Ruinen verschiedener präinkaischer Städte im Osten Perus beweist das Gegenteil. Vielleicht wird eines Tages Manoa, die Hauptstadt des Paytiti, in dem noch unerforschten Gebiet des brasilianischen Urwaldes wiedergefunden, oder auch in diesem

Parima-Gebirge, wo die hier lebenden Makús sie vermuten und beschreiben, wie Marcel Homet³³ bezeugt. Es wäre nicht die in einem See liegende Stadt Manoa mit ihren goldenen Palästen, die nur eine mythische Abwandlung Tiahuanacus ist, sondern eine sehr reale Festungsstadt, die die Wikinger als Basis ihrer Operationen am Amazonas errichteten. Es wäre jenes Manoa, das der Pater Tomás Chávez 1654, von Indianern geführt, als Abschluß einer Reise von zwei Monaten Dauer besucht haben will, die er von der Ebene der Moxos aus zu Fuß, in der Sänfte und im Kanu zurücklegte³⁵.

6. Berg und Tal

Was haben wir im Verlauf dieses Kapitels festgestellt? Vor allem, daß der Mythos des Paytití, der so eng mit dem vom Dorado und von den Amazonen verbunden ist, auf realen Grundlagen beruht. Die Inkas übertrugen auf die Spanier die im Verlauf der Zeit verklärte Erinnerung an ein im Osten der Anden gelegenes Gebiet. Wahrscheinlich wußten sie nicht, daß ihre Wikinger-Vorfahren darin Verbindungswege von lebenswichtiger Bedeutung angelegt hatten, da Manko Kápak und seine Nachfolger die Geschichte ihres Imperiums wissentlich gefälscht hatten, um die eingeborene Bevölkerung den Sieg der Diaguitas auf der Sonneninsel vergessen zu lassen. Trotzdem müssen die Herrscher selbst genaue Kenntnisse über die verlorenen Ostgebiete gehabt und als Staatsgeheimnis ihren jeweiligen Nachfolgern übermittelt haben, sonst hätte der Kaiser Yupanki nicht in dem Bemühen, die Rekonquista

vollständig zu machen, seine kriegerische Flußexpedition auf dem Marañón unternommen. Aber das Volk und die Inkas selbst – d. h. die weiße Aristokratie – hatten die Ostprovinzen in ein mythisches Reich verwandelt, in dem sich vage Erinnerungen an geschichtliche Ereignisse mit Legenden aus der kindlichen Phantasie der Eingeborenen und mit dem Trugbild der alten Hauptstadt mit ihren goldenen Palästen inmitten eines riesigen Sees vermengten.

Das Imperium des Paytití hat natürlich nie wirklich existiert, und Gott Vater war niemand anders als der Herrscher von Tiahuanacu, der schon von den Guaranís vergöttlicht worden war. Was es am Fuß der Anden wirklich gab, war die immense Ebene aus Urwäldern und Savannen, von schiffbaren Flüssen durchzogen, die sich bis zum Ozean erstreckte. Die Wikinger konnten das Meer nicht vergessen. Freilich befand sich der Pazifik in ihrer Reichweite, und sie nutzten ihn auch. Aber der Pazifik führte sie nirgendwo hin. Ihr Ozean war der Atlantik, der die Küsten ihrer fernen Heimat umspülte. Sie konnten ihn erreichen, wenn sie das Kap Horn umfuhren oder die Magallanes-Straße durchquerten, und die Karte von Waldseemüller¹⁶ beweist, daß sie das auch taten. Aber diese Reise war langwierig und voller Gefahren. Ihr Seefahrer-Sinn zwang sie, feste Häfen am Atlantik auf der Höhe ihrer Besitzungen in den Bergen zu errichten, und um das zu tun, mußten sie sich die Kontrolle der Verbindungswege durch die Ebene sichern. Taten die ersten Schweden in Rußland nicht dasselbe?

Gebirge und Ebene, „Berg“ und „Matt“ – wir haben diese ortsbeschreibende Terminologie nicht erfunden. Auf

dem Cerro Polilla in Paraguay haben uns die in den Urwald geflüchteten Dänen ein großartiges Odin-Bild hinterlassen, auf dem man in Runenschrift die Worte „sakh ob Berg“ lesen kann: „Das, was sich auf dem Gebirge befindet (oder befand).“ Und ihre degenerierten Nachkommen werden Guayakís genannt, was in der Quichua-Sprache „die Milchgesichter der Ebene“ bedeutet. Und im Kapitel IV werden wir sehen, daß die Ebene, die sich bis zur Mündung des Amazonas ausdehnte, im deutsch-dänischen Dialekt der Männer von Tiahuanacu „matt“ genannt wurde.

Das mythische Imperium des Großen Paytití scheint jedoch nicht die ganze Ebene, sondern nur ihren nördlichen Teil umfaßt zu haben. Der inkaischen Bevölkerung mußte das Vorhandensein des Gebietes zwischen Santa Cruz und dem Guyrá¹⁶ bekannt sein, da die Charcas die zu ihr gehörten, die periodischen Überfälle der Guaraní-Stämme aus der Savanne zu erdulden hatten. Im Norden dagegen stellte der jungfräuliche Urwald eine fast undurchdringliche natürliche Grenze dar, die der Betätigung der Phantasie Vorschub leistete. Die Inkas hatten, ebenso wie später Irala, sehr wahrscheinlich durch die Guaranís von den Amazonen gehört, die sich tatsächlich in der Ebene befanden, und vom Großen Paytití, den sie in der Region der Musus (oder Mosos, da in der Quichua-Sprache u und o ein und derselbe Vokal sind) vermuteten, in den feuchten und überschwemmten Gebieten des Amazonas (die dänische Sprache bezeichnet Sümpfe als „Mose“), weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß für die Guaranís der legendäre Herrscher irgendjemand anders als der Kaiser von Cuzco sein konnte.

Um in feindlichen Gebieten Verbindungswege zu Lande oder auf dem Wasser offen zu halten, muß man entlang ihrem Verlauf militärische Garnisonen einrichten. Die Wikinger von Tiahuanacu hatten kein Interesse daran, sämtliche Stämme der Ebene zu unterwerfen. Es wäre ihnen übrigens auch schwer gefallen, da dies selbst die Brasilianer von heute – fast 500 Jahre nach der Landung Cabrals – nicht erreichen konnten. Es genügte ihnen, sich ohne Gefahr auf den „Weichen Wegen“¹⁶ in ihrer gesamten Ausdehnung am Amazonas und Orinoko bewegen zu können, um ihre Häfen am Atlantik ungehindert zu benutzen. Dafür benutzten sie in der Art aller Kolonialmächte Eingeborenen-Truppen unter weißer Führung, unterstützt von einzelnen weißen Einheiten. Die einen stellten sie durch örtliche Rekrutierung – unter den Guaranís im Süden und den Tupí-Guaranís am Amazonas und in anderen Gegenden – auf, die anderen schickten sie eigens in Gebiete, auf deren Bevölkerung kein Verlaß war – die Arahuaqs aus dem Orinoko-Becken. Es ist offensichtlich, daß einige der am Amazonas und in Guayana entdeckten Inschriften Wikinger-Offiziere zuzuschreiben sind. Andere, wie die in Paraguay, müssen von den Flüchtlingen des Jahres 1290 stammen.

Um in Tiahuanacu die wichtigsten politischen und religiösen Funktionen des Reiches auszuüben, um militärisches- und Verwaltungspersonal in Provinzen zu entsenden, die sich von Valparaiso bis Bogotá erstreckten, um die Bewachung der Häfen und ihrer Verbindungswege zum Hinterland zu sichern – dazu gehörten viele Menschen. Vielleicht nicht gar so viele, wie man vermuten möchte, bedenkt man, daß es in Indien 1939 nicht mehr

als 30 000 Engländer gab. Können wir uns einen Begriff von der Zahl der Wikinger in Tiahuanacu machen? Ohne Frage, wenn wir uns mit einer ungefähren Größenordnung begnügen.

Der von den Indianern Quetzalcóatl genannte Jarl Ullman landete im Jahr 967 im Panuco am Golf von Mexiko¹⁴. Nach Pater Bernardino de Sahagún³⁶, dem intelligentesten und gebildetsten Chronisten Mittelamerikas, befehligte er eine Flotte von sieben Schiffen. Wir wissen, daß jeder Drakkar (Drachenschiff) bis zu 140 Mann einschließlich Besatzung befördern konnte. Auf einer Reise über den Ozean dürfte diese Zahl jedoch nicht erreicht worden sein. Die „Eiriks Saga Rauda“ liefert uns in dieser Beziehung eine genaue Angabe. Als Thorfinn Karlsefni in den ersten Jahren des 11. Jahrhunderts aufbrach, um Vinland zu kolonisieren, verfügte er über drei Schiffe mit einer Besatzung von insgesamt 60 Mann, von denen einige nach hergebrachter Sitte von ihren Frauen begleitet wurden, und mit 100 Kolonisten beiderlei Geschlechts. Aber sie hatten außerdem noch „Haustiere aller Art“ an Bord, die auf den Schiffen ohne Aufbauten und mit geringem Tiefgang offensichtlich viel Platz beansprucht haben müssen. Ullmans Drakkars wären nicht mit Vieh beladen, da es in Mexiko vor der Konquista keinerlei Spuren für das Vorhandensein von Rindvieh gibt. Unter diesen Umständen darf man die Besatzung jeder Schiffseinheit auf 100 Personen schätzen. Das wären insgesamt 700 Männer und Frauen. Man weiß, daß der Jarl im Anáhuac eine gewisse Zahl von Junggesellen zurückließ, die sich während seiner Expedition nach Yucatán einheimische Weiber nahmen und mit ihnen Kinder gezeugt

hatten. Andererseits hatte er bei den Kämpfen von Chichén-Itzá, die ihn zwangen, das Maya-Land zu verlassen, und schon vorher bei der Landung in Mexiko und der Eroberung des zentralen Hochlandes Verluste gehabt. Nehmen wir an, daß ihm, als er weiterzog, insgesamt 500 Männer und Frauen verblieben waren, deren Aufteilung zwischen den Geschlechtern gleichmäßiger als bei der Landung gewesen sein dürfte. Hinzugerechnet werden müssen noch die weißen Kinder, die während der 22 Jahre des Aufenthaltes Ullmans in Mexiko geboren worden waren. Nehmen wir also für das Jahr 967 diese Zahl von 500 Personen im fortpflanzungsfähigen Alter an und wenden wir auf sie die natürliche Wachstumsrate der Bevölkerung an, wie sie die Franzosen Kanadas in den 200 Jahren nach der englischen Besatzung hatten. Eine solche Annahme ist nicht willkürlich. Es handelt sich um Bevölkerungsgruppen der gleichen Rasse – die Frankokanadier sind zum großen Teil normannischer Herkunft – die in einem harten, aber gesunden Klima lebten, und deren natürliches Wachstum in Quebec erst seit Beginn dieses Jahrhunderts durch das Absinken der Geburtenfreudigkeit, namentlich in den Städten, begrenzt wurde. Auf dieser Grundlage gelangen wir zu einer Zahl von 80 000 Wikingern im Jahr 1290. Selbst wenn wir aufgrund einer möglicherweise geringeren Geburtenfreudigkeit als die der Frankokanadier, der ungünstigen Auswirkungen der Höhe auf die Geburten zumindest während der ersten zwei oder drei Generationen und der Kriegshandlungen diese Zahl auf die Hälfte reduzieren, was sicher übertrieben ist, bleiben immer noch 40 000 Weiße, davon etwa 10 000 Männer im wehrfähigen Alter.

Wären alle dänischen Krieger im Augenblick des Angriffs der Diaguitas in Tiahuanacu versammelt gewesen, hätten sie wahrscheinlich einen leichten Sieg errungen. Aber sie waren über das ganze Reich verstreut und darüber hinaus in den Garnisonen, die die Verbindungswege zum Atlantik schützten. Der größte Teil von ihnen hatte keine Zeit, in die Hauptstadt zurückzukehren, selbst wenn sie einen solchen Befehl bekommen hätten. Diejenigen, die sich – nach Wikinger-Art – in Paraguay und im Guayrá, am Amazonas und in Guayana befanden, mußten sich endgültig in der Ebene niederlassen und, um zu überleben, nach und nach die Lebensgewohnheiten der Indianer annehmen. Angesichts des bekannten Unabhängigkeitsdranges der Skandinavier haben wir ein Recht anzunehmen, daß sie aus der Not eine Tugend machten und später keine besondere Eile mehr hatten, sich bei Manko Kápak zur Stelle zu melden.

III. DIE ÜBERLEBENDEN DER WEISSEN WACHE

1. Die „weißen Indianer“ vom Amazonas

Seit der Konquista gibt es unzählige Beweise für das Vorhandensein von weißen Indianern in Brasilien und Guayana, wie übrigens auch in den sonstigen Teilen des amerikanischen Kontinents. Leider stammt der größte Teil dieser Zeugnisse von Missionaren, „Reisenden“ oder Forschern ohne jede anthropologische Bildung und neuerdings von Beamten der sogenannten FUNAI (Fundação Nacional de Índio = Bundesstiftung für den Indianer), die die Indianer befrieden, nicht erforschen sollen, wozu sie auch keineswegs fähig wären. Im Urwald des Amazonas kann man nämlich auf mannigfache Art weiß sein. Da gibt es einmal die Albinos, die im allgemeinen, wenn auch nicht immer, leicht zu erkennen sind. Schwieriger ist das schon bei den vielen Mestizen verschiedenen Grades, die aus der flüchtigen Vereinigung von Indianerinnen mit durchreisenden Weißen stammen. Aber es gibt auch reine Weiße, die aus irgendwelchen Gründen bei den Indianern Zuflucht suchten und von diesen assimiliert wurden. Kleine isolierte Gruppen von Urwaldbewohnern konnten so in ihre Erbmasse einen gewissen Anteil arischer Gene aufnehmen, der in der Lage war, gelegentlich eine blonde

und blauäugige Einzelperson hervorzubringen. Das ist jedoch nicht der Fall, wenn es sich um Stämme handelt, bei denen die europäischen Rassenmerkmale allgemein auftreten, und deren etwaige Vermischung daher entweder sehr alt ist, wenn sie einheitlich auftritt wie bei den Yurakarés des Beni, oder aber sehr jung, wenn die mongoloïden Züge nur sporadisch auftreten wie bei den Guayakís in Paraguay.

Von diesen letzteren, denen wir ein ganzes Kapitel in unserem vorhergehenden Buch¹⁶ gewidmet haben, wollen wir hier nicht sprechen, da sie zu einer Gegend gehören, mit der wir uns in dieser Arbeit nicht beschäftigen. Wir wollen nur daran erinnern, daß uns eine erschöpfende anthropologische Untersuchung festzustellen erlaubte, daß es sich bei den Guayakís um einen Stamm eindeutig europäisch-nordischer Herkunft handelt, der degeneriert und über Guaraní-Frauen seit zwei oder drei Generationen leicht vermischt ist, während die von uns im Urwald entdeckten und entzifferten Runen-Inschriften beweisen, daß diese „weißen Indianer“ Nachkommen der Wikinger von Tiahuanacu sind. Dagegen müssen wir auf das zurückkommen, was wir bereits über die Yurakarés im bolivianischen Beni sagten¹⁴, das schon zum Amazonas-Bekken gehört, und was wir dem französischen Naturforscher Alcide d'Orbigny³⁷ verdanken, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts 30 Jahre seines Lebens in Südamerika verbrachte. Leider handelte es sich nicht um eine anthropologische Arbeit, die weder das Jahrhundert, noch die Vorbildung des Verfassers erlaubte, sondern um die Sammlung von Beobachtungen eines Gelehrten, die dieser in einer ihm wohlvertrauten Umgebung machte. Das verleiht ihnen Bedeutung.

In der Gegend, wo der Beni, ein Nebenfluß des Madeira, entspringt, gab es fünf Antisianas genannte Stämme, die in den letzten Ausläufern der Kordillere in einem heißen und feuchten tropischen Urwald lebten. Ihre Kopfhöhe betrug 14 557. Der für uns interessanteste dieser Stämme, der der Yurakarés, hatte 1337 Mitglieder, von denen rund 1000 „Wilde“, d. h. nicht getauft waren. Die Hautfarbe dieser Indianer war, wie d'Orbigny sie beschreibt, viel heller als die der Quichuas und Aymarás des Altiplano. Die Maropas und die Apolistas hatten eine leicht zitronenfarbene, etwas gelbliche Haut. Die Yurakarés, Mocetenes und Tacanas waren fast völlig weiß. Ihre Körpergröße schwankte durchschnittlich zwischen 1,66 m bei den Yurakarés (von denen einige 1,76 m erreichten) und 1,64 bei den Apolistas, was wesentlich über dem Durchschnitt der anderen Eingeborenen dieses Gebiets lag. Ihre Körperbildung war nicht desproportioniert, wie das bei den Menschen des Altiplano zu sein pflegt, die einen mächtigen Rumpf und kurze Beine haben. Sie hatten eher im Gegenteil „schöne Körperformen, männlich und anziehend zugleich; ihre Gestalt ist kräftig und aufrecht, ähnlich wie die der Europäer. Die schönst gebildeten von allen sind die Yuracarés; die anderen Völker sind im allgemeinen massiver“.

„Die Yuracarés“, fährt d'Orbigny fort, „haben sehr schöne Körperformen, kraftvoll anzusehen, breite Schultern, die Brust gewölbt, den Körper ziemlich schlank, die Glieder kompakt und von guter Muskulatur. Alles an ihnen verrät Kraft und Behendigkeit. Sie sind aufrecht und gut gebaut; ihre stolze und selbstbewußte Art stimmt mit ihrem Charakter und der hohen Auffassung überein, die

sie von sich haben. Auch die Frauen sind sehr gut gebaut, stärker und robuster in der Proportion als die Männer, ihre Gliedmaßen sind kompakt und muskulös, ohne daß ihre Formen deswegen reizlos wären.“

Das Gesicht der Yurakarés, sagt unser Autor weiter, „ist fast oval, die Backenknochen wenig hervortretend, die Stirn gerade, leicht gewölbt, die Nase ziemlich lang, im allgemeinen adlerartig, an der Wurzel weder sehr platt noch breit, die Flügel wenig gebläht; ihre Augen sind dunkel und gerade, die Ohren klein, die Augenbrauen gleichförmig gewölbt, wenn sie sie sich nicht auszupfen, der Bart wächst ihnen gerade und nicht sehr dicht, spät, und nur am Kinn und auf der Oberlippe. Ihre Haare sind dunkel, glatt und lang. Ihr Gesichtsausdruck ist lebhaft, stolz und nicht ohne Fröhlichkeit . . . Die Frauen . . . darf man als hübsch bezeichnen“.

Die Yurakarés lebten ausschließlich von der Jagd und einigen Anpflanzungen, die Sache der Frauen war. Es ist sehr wahrscheinlich, daß früher der Krieg ihre Hauptbeschäftigung war. Darauf scheint auch ihr Name hinzuweisen: er kommt aus dem Quichua und setzt sich aus „yurak“ (= weiß) und „kari“ oder genauer „k'kari“ zusammen, was d'Orbigny mit Mensch übersetzt, was jedoch tatsächlich Krieger bedeutet. Unter Vorherrschaft des weißen Elements eindeutig vermischt, hatten sie sich völlig dem freien Leben im Urwald angepaßt. Ein von d'Orbigny erwähntes Detail ist auffallend. Dieser Stamm, dessen handwerkliche Fähigkeiten sehr beschränkt waren, kannte die Kunst des Druckens, die den indoamerikanischen Völkerschaften, einschließlich ihrer Nachbarn, der Quichuas, vollkommen unbekannt war. Sie benutzten tat-

sächlich zum Färben ihrer Tunikas aus Baumrinde Druckstöcke aus geschnitztem Holz: das gleiche Verfahren, das in Europa im Mittelalter angewandt wurde, noch ehe Gutenberg den Buchdruck erfand.

Die Yurakarés sind heute – wie die anderen Antis auch – verschwunden. Aber es gibt heute noch in der bolivianischen Provinz Santa Cruz zwischen den Flüssen Beni und Paraguay einige Reste des Stammes der Guarayos, mit denen sich d'Orbigny auch beschäftigt hat. Ihr Gebiet muß früher weit ausgedehnter gewesen sein, da der Oberst Labre³⁸ Ende vorigen Jahrhunderts das Vorhandensein einer Gruppe des gleichen Namens am Fluß Purús erwähnt. Sie sind „von gelblicher Hautfarbe, aber in dieser Hinsicht außergewöhnlich, weil ihre Farbe so hell ist, daß zwischen ihnen und den etwas dunkelhäutigen Weißen kaum ein Unterschied besteht. Ihre Statur, die im Vergleich mit den Völkerschaften der Pampa nichts Besonderes hat, ist für die Guaraní-Völker bemerkenswert. Die Männer haben im allgemeinen mehr als 1,66 m Körpergröße . . ., obwohl wir niemand von mehr als 1,73 m gesehen haben. Auch die Frauen haben schöne Proportionen . . . man findet bei beiden Geschlechtern eine fast europäische Erscheinung, obwohl sie etwas massiver ist, ihr Körper ist kräftig, ihre Haltung edel und freimütig; ihre Formen sind anmutig, und wir scheuen uns nicht, festzustellen, daß die Guarayos von allen Amerikanern, die wir gesehen haben, uns mit ihren körperlichen und moralischen Eigenschaften am meisten beeindruckt haben . . . Sie haben dunkle, lange, glatte Haare; aber was sie von den anderen Guaranís und sonstigen Amerikanern unterscheidet, ist bei den Männern ein lan-

ger, allgemein dichter Bart, der das ganze Kinn, die Oberlippe und einen Teil der Wangen bedeckt. Dieser Bart läßt sich mit dem der europäischen Rasse vergleichen, wenn er nicht glatt, sondern gewellt wäre. Diese Anomalie ist bei einem Volk sehr bemerkenswert, das fast immer bartlos ist, und wäre schwer zu erklären, wenn man es nicht auf Umwelteinflüsse zurückführen könnte.“ Als Mensch seiner Zeit war d'Orbigny Anhänger eines übertriebenen Lamarckismus* und maß jede biologische Besonderheit ohne weiteres der Umwelt zu. Aber er neigte auch dazu, Rasse und Sprache allzu leicht gleichzusetzen, was ihn dazu verführte, die Guarayos für Guaranís zu halten. Wir sind heute besser gerüstet, um uns darüber klar zu sein, daß die weißen und bärtigen Indoamerikaner der gleichen vermischten Herkunft wie die Yurakarés sind. Ihr Name läßt überdies kaum einen Zweifel an ihren weißen Vorfahren. Nach spanischem Sprachgebrauch sind „gua“ und „va“, wie wir gesehen haben, gleichwertige und austauschbare Formen, und „vari“ bedeutet in nordischer Sprache Krieger. Es erstaunt uns unter diesen Umständen nicht, daß d'Orbigny diese sonderbaren Wilden beschreibt als „einen gutmütigen, umgänglichen, freimütigen, ehrlichen, gastfreien Typ mit dem Stolz des freien Menschen, der die anderen, selbst die Christen, über die Schulter ansieht, weil er sie für Sklaven hält, und weil die Letztgenannten Laster haben, die er nicht kennt, wie Diebstahl und Ehebruch“. Diese Wilden waren, um mit

* Nach Jean Baptiste Pierre Antoine de Monet de Lamarck (1744 bis 1829), Begründer einer heute abgelehnten Abstammungslehre, nach der sich erworbene Eigenschaften vererben.

dem alten Seume zu sprechen, ganz offenbar „doch bess're Menschen“.

2. Die weißen Wächter Guayanas

Die nordische Wortwurzel „vari“, die wir soeben im Namen Guarayos, wie schon vorher in dem der Guaranís, entdeckt haben, finden wir erneut viel weiter im Norden des „Reichs des Großen Paitití“, in der Bezeichnung eines Stammes, der an beiden Seiten der Grenze zwischen Französisch-Guayana und Surinam (ehemals Holländisch-Guayana) lebt. Die Franzosen nennen diese „Indianer“ Oyaricoulets (obwohl Jules Crevaux³⁹ sie „Oyacoulets“ nennt), während die Holländer für sie die Bezeichnung Wayacule haben. Die Untersuchung dieser drei Formen legt die Annahme nahe, daß der ursprüngliche Name Huaricoulet (varicoulets) oder ganz einfach Vari war, da „coulet“, wie wir sehen werden, ein Ausdruck der Sprache der fraglichen „Wilden“ ist.

„Verschiedene Autoren“, schreibt Jean Poirier⁴⁰, „stellen bei den Oyaricoulets (Wayacule) oder Triometesem helle Augen fest. Der holländische Ethnologe De Goeje⁴¹ spricht von dunklem oder schwarzem Haar... und ‚grauen oder grünlichen Augen‘... Der Geograph J. Hurault stellt gleichfalls helle Typen (in Augen- und Haarfarbe) fest. Der Chef der Forstverwaltung des Territoriums Ininí, Grebert, schreibt in einem unveröffentlichten Bericht, den uns J. Hurault freundlicherweise zur Verfügung stellte, u. a.: ‚Einige behaupten, daß diese weißen

Indianer mit blauen Augen nie existiert haben... Wir können da ein wenig genauer werden... Bei einem Einsatz im Jahr 1935 trafen wir bei dem Stamm der Emerilones am oberen Tampoc (Araoua) eine fast weiße Frau mit hellen Augen und dunklem Haar. Man erklärte uns, diese Indianerin an der Mündung des Flusses Ouaiqui aufgenommen zu haben, als sie vor dem Stamm der Roucouyennes floh, der den größten Teil der Ihren umgebracht hatte... Zwei weitere Frauen waren übrigens in den Händen der Roucouyennes geblieben. Die Beobachtungen, die wir an den angetroffenen Frauen anstellen konnten, erlauben uns festzustellen, daß sie tatsächlich einer besonderen Rasse angehören. Sie haben... weiße, fast milchfarbene Haut. Ihre Augen sind blau. Das Haar ist straff und schwarz. Die Gesamtheit dieser Tatsachen ist verwirrend.“ Das ist wohl das wenigste, was man sagen kann, obwohl wir einen Irrtum Poiriers oder eines der Autoren, auf die er sich bezieht, berichtigen müssen: die Tiriyometesem – und nicht Triometesem – haben nichts mit den Oyaricoulets zu tun. Sie sind ganz einfach Indianer, die zur Gruppe der Tiriyó-Stämme gehören und sowohl in Brasilien als auch in Surinam leben. Protásio Frickel vom Emilio-Goeldi-Museum in Belém hat sie sehr ernsthaft erforscht.

Wenn die Roucouyennes Oyaricoulets-Frauen raubten, kann es nicht verwundern, daß man unter ihnen gewisse weiße Züge als Produkt der Vermischung fand. So kommt es, erklärt uns Crevaux³⁹, „daß die Kinder, wenn sie geboren werden, fast rein weiß sind. Wenn diese Indianer krank werden, verblaßt ihre Haut noch mehr. Normalerweise ist sie bräunlichgelb“. Vielleicht ist es so-

gar kein Zufall, daß man unter ihnen einer Sitte begegnet, die an die Sauna erinnert: „Unmittelbar nach dem Gebären nimmt die Frau ein Dampfbad auf folgende Art: sie legt sich in eine Hängematte, unter welcher sich ein glühend heiß gemachter Stein befindet, über den Wasser gegossen wird, das verdampft.“

Unter den Roucouyennes gibt es übrigens auch erwachsene Weiße. So etwa Aissu, „ein schöner junger Mann von 35 Jahren“, wie Frau Coudreau⁴² berichtet, „von heller Haut, feinem und gewelltem kastanienfarbenen Haar“. Und ebenso Marière, „ein kleiner blonder Indianer, äußerst intelligent und sehr liebenswürdig“. Das Gleiche gibt es auch bei den Oyampis: „In dem ‚oca‘ (Hütte) des ‚tamouchi‘ (Häuptlings) lebt seine Familie, die zahlreich ist. Von vornherein fällt Laveau und mir ein Neffe Oiras auf, ein Ephebe von 15 oder höchstens 18 Jahren, von weißer Haut, europäischen Gesichtszügen und Gliedern von vollendeter Eleganz und Feinheit.“ Dieser „entzückende Jüngling, ein wahrer indianischer Apoll“, sollte beweisen, daß seine weiße Erscheinung nicht nur äußerlich war. Einige Tage später machte sich Frau Coudreau, von einigen Oyampis begleitet, auf eine Expedition. Unterwegs wurde die Gruppe von Coussaris angegriffen. Die Indianer, die unsere Forscherin begleiteten, suchten das Weite. Ihr selbst, die von kleinen vergifteten Pfeilen aus dem Blasrohr getroffen worden war, stand nur einer bei: „ein Indianer, der weiße Indianer“, der einzige, der ihr „die Treue hielt“. Das war sowenig ein Zufall, wie daß die Oyampis ihre Körbe mit eindeutigen Tiahuanacu-Motiven verzieren (s. Abb. 16).

Wenden wir uns wieder den Oyaricoulets zu, die tatsäch-

lich nordische Menschen ohne größere Beimischung fremden Blutes zu sein scheinen. Nur wenige Europäer haben Gelegenheit gehabt, mit ihnen in Verbindung zu treten, da das Gebiet, in dem sie leben, fast unzugänglich ist. Das gilt nicht für die Bonis, einen Stamm schweifender Neger, die zu ihrem wilden Urzustand zurückgekehrt sind und die Lebensgewohnheiten der Indianer angenommen haben. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts, erzählt Crevaux, machten einige Bonis, von den Holländern verfolgt und von den Franzosen erbarmungslos in die Enge getrieben „einen Einfall am oberen Maroní. Den Itany flussaufwärts ziehend stießen sie auf einen Stamm von Indianern, die auf den (zur Trockenzeit zugänglichen) Sandbänken des Flusses nach Leguan-Eiern suchten. Sie staunten über den hohen Wuchs dieser Menschen, ihre bleiche Hautfarbe, ihr blondes Haar und ihre blonden Bärte, die sie wie Holländer aussehen ließen, wenn man von der Kleidung absieht.

Die Bonis riefen schon von weitem: ‚firi‘ (gut Freund); die Oyacoulets antworteten friedlich: ‚coulé-coulé‘. Die Bonis näherten sich und schlossen Bekanntschaft mit diesen Wilden, die sie zum ersten Mal sahen. Sie blieben acht Tage lang mit ihnen zusammen, fischten und jagten gemeinsam, tranken zusammen „cachirí“ und tanzten ganze Nächte hindurch . . . Im nächsten Jahr, während der guten Jahreszeit, zogen ein Dutzend Bonis mit ihren Frauen in das Land ihrer neu gewonnenen Freunde, die sie mit dem Namen Oyacoulets belegt hatten. Sie trafen sie in einem großen Wald nicht weit von der Oyacoulet-Bucht . . .“ Wir sehen, daß der Name dieser „weißen Indianer“ möglicherweise einen anderen Ursprung hat, als

ihn Crevaux vermutet. Es ist anzunehmen, daß die Bonis lediglich ein von ihnen verballhorntes Wort gebrauchten. Eine weitere Begegnung zwischen Weißen und Negern ging für diese Letzteren schlecht aus: sie wurden sämtlich umgebracht. „Einige Jahre später überraschten die Bonis ihrerseits eine Familie von Oyacoulets beim Sammeln von Leguan-Eiern im Itany. Sie töteten sechs von den Männern und brachten sechs Mädchen als Gefangene nach Cotica.“ Die Bonis, erläutert Crevaux, verbieten den Roucouyennes, den Emerillones und den Oyacoulets, den Aoua herunterzufahren. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hörte der Forscher persönlich in der Nähe von Caneapo einen Roucouyenne-Häuptling, der ihn auf einer Expedition im Süden der Tumuc-Humac begleitete, von „weißen Indianern“ sprechen: „Morgens kommen wir – so schreibt er – an einem kleinen Nebenfluß am linken Ufer vorbei, den die Guayanas nie befahren wegen der absonderlichen Bewohner seines Quellgebietes. Yacouman erzählt, daß sich dort Indianer mit blondem Haar befinden, die tagsüber schlafen und nachts unterwegs sind.“

Die flüchtigen, aber präzisen Angaben, die wir De Goeje verdanken, sind also durch Bekundungen von Indianern und Bonis bestätigt, die keinerlei Interesse daran hatten, Erzählungen dieser Art zu erfinden, was Henri Coudreau auch immer sagen möge. In seinem ersten Werk⁴³ nennt er die Oyaricoulets „einen legendären Stamm von bleicher Haut, blauen Augen und blonden Bärten“, der „seit etwa dreißig Jahren die Minenarbeiter und Reisenden sehr beunruhigt“, obwohl niemand sie jemals gesehen hat. Seine eigene Frau berichtet ihn ein paar Jahre später,

wenn sie schreibt⁴², daß die östliche Hälfte des Bezirks von Aoua, die Frankreich durch den Schiedsspruch des Zaren verlor, bewohnt wird „von den Indianerstämmen der Roucouyennes, Oyaricoulets und Trios, mit denen nur die Franzosen Beziehungen haben, die Holländer nie“. Trotz allem skeptisch, fügt sie hinzu: „Die Roucouyennes, die die Oyaricoulets gesehen haben, stellen sie keineswegs als weiße, bärtige und langohrige Indianer dar. Das sind Märchen der alten schwatzhaften Bonis. Es handelt sich um Indianer wie alle anderen in Guayana.“ Was „die anderen Indianer“ betrifft, werden wir sehen, daß Frau Coudrau sich selbst dementiert, wenn sie von den Wai-wais spricht. Zunächst einmal stoßen wir bei ihr auf diesen Widerspruch⁴²: „Einzigartige Rassen, diese Indianer, die sogar den ehrwürdigen Meister M. de Quatrefages verwirren würden. Ich vergnüge mich bei der Beobachtung unserer Roucouyennes, die auf dem Dorfplatz von Marière um ihre Behälter mit ‚cachirí‘ schreiten. Einige sind fast weiß, andere hell-, dunkel- oder rotgelb, leder-, ziegel- oder bronzefarben. Gab es Vermischungen? Wahrscheinlich, aber weder mit Weißen, noch mit Schwarzen. Woher kommen diese verschiedenen Hauttönungen? Vielleicht ist die Theorie, die ich für meine Regierung mit aller Vorsicht aufgestellt habe, richtig. Es mag ursprünglich im Osten Amerikas einen Bevölkerungsgrundstock mongoloider Herkunft gegeben haben. In relativ jüngerer Zeit mögen Volksgruppen iberischer oder berberischer Herkunft, möglicherweise über Atlantis, als Eroberer dorthin gekommen sein. Wie aber soll man das beweisen?“ Das dürfte in der Tat schwer sein, da weder die (übrigens recht dunkelhäutigen) Iberer, noch die Berber jemals See-

fahrer waren, und Atlantis, wie wir heute wissen, in der Nordsee lag. Jedenfalls kann Frau Coudreau nicht umhin, die Tatsache einer kürzlichen, wenn auch präkolumbianischen, Beimischung weißen Blutes zuzugeben. Und das ist es, was uns interessiert.

Wenn die Oyaricoulets ein vereinzelter Fall wären, könnte man an eine Gruppe „schweifender Weißer“ denken, Nachkommen etwa von irgendwelchen Seeräubern von den Antillen, die auf der Flucht vor den Holländern oder Franzosen sich seit mehreren Generationen im Urwald versteckt hielten, wo sie sich – wie die schwarzen Bonis – zu primitiven Lebensformen zurückentwickelten. Aber diese Hypothese ist nicht vertretbar angesichts der anderen weißen oder weißlichen Stämme, die in dem ungeheuren Raum nördlich des Amazonas zwischen dem Atlantik und dem Orinoco leben.

Beschränken wir uns hier darauf, die Guacarís (huacarís, von „vaka“, nordisch = Wache) zu erwähnen, die ersten „Gatten auf Zeit“ der Amazonen, die im 16. Jahrhundert am Rand des Großen Flusses auf der Höhe von Nhamundá und Trombeta lebten. Sie sind längst verschwunden, und alles, was wir dank dem Pater de Acuña über sie wissen, ist, daß sie groß und weiß waren. Genauere Angaben besitzen wir dagegen über die Waiwais, von denen Frau Coudreau⁴² berichtet, daß sie sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Britisch-Guayana beobachten konnte: „Es ist die schönste Indianer-Rasse, die ich je gesehen habe. Rotblonde Typen sind unter ihnen nicht selten... Die Farbe ihrer Haut ist hellgelb und hat nichts von dem Rotbraun der anderen Stämme.“ Stellen wir nebenbei fest, daß Waiwai eine Wiederholung von „huai“

oder „vai“ ist, eines – nach der Phonetik der Tupí-Guaraní dieser Gegend – zweisilbigen Wortes, „va-í“, das dem nordischen Wort „vari“ (Krieger) sehr ähnlich klingt, besonders wenn man weiß, daß der Konsonant r in den spanischen und portugiesischen Übertragungen der Tupí-Guaraní-Sprache häufig unterschlagen wird, entsprechend der Form, in der die Eingeborenen diesen Buchstaben aussprechen oder vielmehr nicht aussprechen.

Als der nordamerikanische Geologe William La Varre⁴⁴ im Jahr 1933 in Begleitung seiner Frau Britisch-Guayana durchforschte, fand er ein wenig östlich der Quellen des Jauaperi auf der brasilianischen Seite der Grenze ein Dorf der Huaihuaí. In der Beschreibung seiner Reise heißt es: „Bis vor kaum einem Jahr wußte niemand, ob die sogenannten ‚weißen Indianer‘ wirklich vorhanden oder nur ein Mythos waren. Ich leugne nicht, daß man seit mehreren Jahrzehnten von ihnen sprach, aber so sehr man sie auch suchte, schien es, als hätte sie der Erdboden verschlungen. Bei einer Gelegenheit erfuhr ich von einem Bericht, den eine Expedition der sogenannten Britischen Grenz-Kommission (British Boundary Commission) vorgelegt hatte, wonach man die Spuren dieses Stammes, von dem so viel gesprochen wurde, gefunden habe, und der, wie die Legende berichtet, seinerzeit das ganze Tal des Amazonas beherrscht habe. Vor Jahren machte Dr. W. E. Roth eine berühmte Expedition bis tief in den Urwald hinein und berichtete, daß er Indianer von bemerkenswert heller und rosiger Haut gesehen habe.

„Als wir die Wai-wai zum ersten Mal zu Gesicht bekamen, das heißt als sie bei unserem Eintreffen in ihrem Dorf zu unserer Begrüßung erschienen, erlebten Alicia

und ich eine große Überraschung. Die Männer dieses Stammes waren von hohem Wuchs und einzigartiger Schönheit (ihre Durchschnittsgröße muß etwa 1,83 m betragen haben, und ihre Gesichtszüge waren sehr fein); die Frauen erregten nicht nur durch das perlmutterartige Weiß ihrer Haut, sondern auch durch die Schönheit ihrer Formen Aufsehen. Diese Indianer haben eine ziemlich hohe Moral, wenn auch jeder Mann mehrere Frauen haben kann. Ihre Sprache hat keinerlei Ähnlichkeit mit irgendeiner der sonstigen Stämme, die das Amazonas-Bekken bevölkern.‘ “

Der Bericht von William La Varre ist mit drei Fotografien illustriert, die wir hier wiedergeben (s. Fotos 5 bis 7). Sie schienen uns auf den ersten Blick etwas verdächtig. Sie waren offensichtlich retuschiert. Wir legten sie zwei Sachverständigen vor, deren Gutachten voll übereinstimmen. Auf dem Gruppenbild und auf dem von dem Sonnenanbeter ist nach dem Gebrauch der Zeit lediglich der Hintergrund retuschiert worden, um die Personen besser hervorzuheben. Das Mädchen dagegen behandelte man viel schlechter: ihr hatte man die Brüste überpinselt und ihr einen Lendenschurz aufgemalt, den sie nicht getragen hatte. Soviel Zimmerlichkeit kann nicht überraschen, da der Bericht von William La Varre 1934 in der Tageszeitung „La Nación“ von Buenos Aires veröffentlicht wurde, die noch heute ihre Fotos von der Landwirtschaftsausstellung retuschieren läßt, um niemand mit der Darstellung anstößiger Teile der preisgekrönten Stiere zu schockieren! Die Tatsache, daß ebensolche Teile des Eingeborenen-Mädchens mit einem Badehöschen verdeckt wurden, beweist, daß das Objekt bei der Aufnahme unbekleidet war

– ein Argument mehr für die Authentizität des Dokuments. Nach „La Nación“ wurde William La Varre zum Ehrenmitglied der Royal Geographic Society in London ernannt, die mit dieser Art Auszeichnungen wahrlich nicht allzu großzügig ist, „weil er in Guayana einen Stamm ‚weißer Indianer‘ entdeckte“.

Was sagen uns diese Fotos vom anthropologischen Gesichtspunkt aus? Vor allem, daß es sich tatsächlich um eine Mischrasse mit vorwiegend europäisch nordischen Merkmalen handelt. Die abgebildeten Männer sind äußerst schlank und groß und einige von ihnen (der erste, vierte, sechste und siebte auf dem Gruppenbild) tragen Gesichtszüge, die, soweit man sehen kann, fast nichts Mongoloides haben. Die Größe, die ihnen La Varre beimißt (1,83 m), unterscheidet sie weiter von allen Indo-amerikanern, einschließlich der Tehuelches Patagoniens, der größten Rasse von allen, deren durchschnittliche Körpergröße zu Anfang des vorigen Jahrhunderts 1,73 m betrug, wie d'Orbigny³⁷ angibt, der acht Monate in der damals noch völlig wilden Gegend verbrachte. Das Gesicht des Mädchens, das nach Ansicht der Experten nicht retuschiert wurde, ist vollkommen europäisch und ihr Haar gewellt, was bei Indianern nie vorkommt. Trotzdem ist die Gruppe von Huaí-huaí, die La Varre antraf, nach ihrer äußeren Erscheinung nicht eine der nordischsten, da unser Geologe unter ihnen keinen rotblonden und blauäugigen Typ erwähnt, wie ihn Coudreau beobachtete.

Im Westen von ehemals Britisch-Guayana, im brasilianischen Gebiet des Roraima, der bis vor wenigen Jahren Rio Branco hieß, hat heute ein anderer Stamm „weißer Indianer“ seinen Wohnsitz, die Waikás (englische

Schreibweise) oder Guaiká, von denen einige Gruppen unter dem Namen Xirianás bekannt sind. Obwohl sie zum Teil befriedet sind, hat man sie, soviel wir wissen, bis heute nie nach anthropologischen Gesichtspunkten untersucht. Wir verfügen daher nur über Eindrücke von Ethnologen und Forschern, die nicht immer übereinstimmen. Die Waikás sind danach von „weißer“, „weißlicher“ oder „sehr heller“ Gesichtsfarbe und kleinem Körperbau. Soweit sind alle derselben Ansicht. Humboldt⁸, der Anfang vorigen Jahrhunderts einige von ihnen am oberen Orinoko traf, mißt ihnen eine Größe von 4 Fuß 6 Zoll bis 4 Fuß 8 Zoll (1,35–1,40 m) durchschnittlich bei, nicht ohne sich ein wenig zu widersprechen, wenn er etwas weiter im gleichen Werk erwähnt, daß die Angehörigen aller weißen Stämme der Region die Gesichtszüge, die Körpergröße und die straffen, schwarzen Haare der anderen Indianer haben. Marcel Homet³³ sah am Uraricoero zwei Waikás „von außerordentlicher Schönheit . . . Adlernase, hohe Stirn, langes, weiches Haar mit hellen Reflexen, große Augen, helle Haut . . . Diese Menschen waren weißer Rasse“. Er beschreibt gleichfalls einige Xirianás, die er in der gleichen Gegend antraf: „Es waren Weiße mit blauen oder hellen Augen.“ Freilich sieht er in den Waikás „wahrhaftig Menschen wie die vom Mittelmeer“, was – anthropologisch gesehen – nicht sehr zutreffend ist. Ein deutscher Missionar, Pater Wilhelm Saake⁴⁵, unterhielt sich in der Salesianer-Mission von Tupuruquara ausführlich mit einer „cabocla“ (Mestizin), die hier Zuflucht gesucht hatte. Mit zwölf Jahren war sie am Rio Negro von einer Bande von Waikás geraubt und zu einer der Frauen des „Tuchau“ (Häuptlings) gemacht worden.

Zwanzig Jahre später hatte sie sich in Venezuela mit den „Zivilisierten“ im Gebiet des Orinoko wiedervereint. Sie berichtete im Verlauf der Unterhaltung, daß der frühere „tuchaua“ drei Brüder und eine Schwester hatte, und daß diese blondes Haar, blaue Augen und alle Kennzeichen einer Weißen hatte. Bei Frauenräubern weiß man allerdings nie, wo eine solche „Schwester“ hergekommen sein mag...

Wir wissen nichts Näheres über andere weiße Stämme, von deren Vorhandensein verschiedene „Reisende“ des vorigen Jahrhunderts in der Nähe des Territoriums der Waikás, zwischen den Quellen der sechs Zuflüsse des Orinoko, Padamo, Jao, Ventuari, Errevato, Aray und Paragua berichten. Es sind die Guainarea, die die Missionare, wie Humboldt⁸ berichtet, „weißliche oder weiße Indianer“* nennen; die Guarahibos, die Pater Caulin⁴⁶ „weiße Guarahibos“ nennt und Pater Gili⁴⁷ „Guaivi bianchi“; und die Mariquitates. Ohne von den Guahibos an den Stromschnellen des Tabajós zu sprechen, von denen uns Humboldt⁸ berichtet: „Einige hatten Bärte; sie waren stolz darauf und machten uns, indem sie uns ans Kinn faßten, durch Zeichen verständlich, daß sie so beschaffen wären wie wir. Ihr Körperbau war im allgemeinen ziemlich schlank.“ Und er fügt hinzu: „Die weißen Indianer“* sollen, wie man sagt, Mestizen sein, Kinder von Indianerinnen und Weißen. Nun, ich habe Tausende von Mestizen* gesehen und kann versichern, daß dieser Vergleich völlig unzutreffend ist.“

Diese letztere Bemerkung ist wichtiger als die subjektiven

* Hier gebraucht Humboldt jeweils die spanischen Ausdrücke in seinem französischen Originaltext: indios blancos und mestizos.

und unvollständigen Beschreibungen unberufener Autoren, die im allgemeinen nur einige wenige Einzelpersonen jeden Stammes zu einer Zeit beobachten konnten, da eine mögliche Degeneration sich bereits sichtbar zeigen mußte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der kleine Wuchs der Waikás eine Folge von Umwelteinflüssen und Lebensbedingungen war, mit denen Nordländer nicht fertig werden konnten. Derselbe Degenerationsprozeß vollzog sich bei den letzten Grönländern: 1920 fand Paul Nörland in den Gräbern des Friedhofes von Herjolfsnes Skelette, von denen einige „uns den makabren Vorgang von Unterernährung, Deformierung, Krankheit und vorzeitigem Tod zu berichten“ schienen, wie Gwyn Jones⁴⁸ schreibt. „Diese Nachfahren eines hochgewachsenen, starken, kraftvollen und fruchtbaren nordischen Stammes zeigen kleinen Körperwuchs, verkümmerte Schädel und eine schwächliche Konstitution. Zwei der best gekleideten Frauen haben eine verkrümmte Wirbelsäule und ein flaches Becken. Es scheint, daß keine von ihnen je hat ein Kind gebären können.“ Bei den Waikás wie bei den Guayakís Paraguays hat die degenerative Geburtenbeschränkung einen anderen Grund: es werden dreimal soviel männliche wie weibliche Kinder geboren, was einerseits den Untergang der Rasse bedingt und sie andererseits dazu verleitet, indianische Frauen zu rauben und mit ihnen Mestizen zu zeugen.

Wie dem auch immer sei, alle Beobachter sprechen von weißen oder weißlichen Indianern, die sich Guaicás (i und a getrennt auszusprechen: Guahicás), Guainares (guahinares), Guarahibos oder Guahibos nennen, alles Namen, in denen wir unschwer die nordische Wurzel „vari“

(Krieger) wiederfinden. Die einzige Ausnahme sind die Mariquitares, wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß ihr Name verformt wurde (vielleicht Variquitares?), oder daß die Spanier sie so nannten, weil ihre feinen Gesichtszüge und ihre zarte Haut sie in gewisser Weise weibisch erscheinen ließen. Mit „marica“ und der Verkleinerungsform „mariquita“ bezeichnet die spanische Sprache einen Homosexuellen.

3. Eine Untersuchung in Piquia

Die weißen Indianer fehlen auch im Süden des Amazonas nicht, wenn wir uns auf die zahlreich vorhandenen Bekundungen stützen. Beispielsweise auf die des Urwaldspezialisten Orlando Vilas Boas über die Açurinis, wie ihn Lucien Bodard⁴⁹ zitiert: „Es sind Wilde von heller Haut, rotem Haar und blauen Augen. Es sind wohlproportionierte, recht ansehnliche Leute von einer für Brasilien absolut normalen Körpergröße. Wenn sie Straßenkleidung tragen würden, könnte man sie für Herren aus Rio de Janeiro halten . . . Sie sind unvergleichliche Bogenschützen. Ihr Mut ist heldenhaft. Sie haben keinerlei Furcht vor dem Tod. Man sagt gelegentlich, die Indianer seien feige, weil sie Kriegslisten anwenden, die Weißen aus dem Hinterhalt angreifen, jedoch nie, wenn diese Feuerwaffen tragen. Die Açurinis kennen keinerlei solche Vorsicht. Sie greifen direkt an, in mehreren Wellen, auch wenn sie von einem Kugelregen empfangen werden . . . Ihre Herkunft ist unbekannt, auch ihnen selbst.“ Diese Feststellung hin-

dert den beamteten Urwaldexperten des Serviço de Proteção ao Índio (des staatlichen Indianer-Schutz-Dienstes) nicht, zu vermuten, daß diese Eingeborenen möglicherweise Nachkommen der „Bandeirantes (Konquistadoren) aus Portugal“ sind, eine Annahme, die keiner ernsthaften Untersuchung standhält, da Portugiesen mit blauen Augen niemals etwas anderes als eine ungewöhnliche Ausnahme gewesen sind.

„Diese Açurinos sind keineswegs eine Legende“, fügt Vilas Boas hinzu. „Denn diese Indianer von bleicher Haut und hellen Augen wurden in einer Zahl von ungefähr hundert ‚zivilisiert‘. Die Beamten des Indianer-Schutz-Dienstes von Tucuri ‚integrierten‘ sie. Es scheint, als hätten diese Indianer hellere Haut als die Beamten der Regierung gehabt, die sich ihrer annahmen. Sie haben auch sonst keinerlei Ähnlichkeit mit den anderen Indianern, ausgenommen den Halsschmuck, die Federn und die Zeichnungen, die sie auf dem Körper haben. Kürzlich wurden zwei Açurinis von einem Stamm von Rothäuten gefangengenommen (wir zweifeln sehr, daß der Urwaldspezialist den Ausdruck Rothäute gebrauchte, der den Indianern Nordamerikas vorbehalten ist). Sie sollten wahrscheinlich geopfert werden, als die Missionare kamen. Die Geistlichen glaubten im ersten Augenblick, es handle sich um weiße Abenteurer . . . Die Açurinis sind die Geißel des Xingú, des mittleren Xingú, der viel sicherer wäre, wenn diese mysteriösen Weißen des Urwalds sich in richtige ‚Weiße‘ verwandelten.“

Trotzdem stimmen, wie das häufig zu sein pflegt, nicht alle Ansichten überein. 1963 verbrachte Eduardo Barros Prado¹² zwei Tage in einem Dorf der Açurinis an der

Mündung des Tucuruvi. Einige Sammler von (Cajú-) Nüssen und Kautschuk hatten ihm gesagt, es handele sich um Eingeborene von hohem Wuchs, die viel mehr Ähnlichkeit mit Neu-Brasilianern, das heißt Nachkommen postkolumbianischer Kolonisatoren, als mit Indianern hätten, die sich Lippen und Ohren nicht verformten und keine Schutzhülle für ihr Glied benutzten. Nun, was Barros Prado sah, waren Menschen von niedrigem Wuchs – die Männer überschritten 1,60 m nicht und die Frauen waren nahezu zwergartig – die eine ebenso dunkle Haut wie alle anderen Indianer hatten, an der Unterlippe eine kleine Verzierung und über den Penis gestreift eine Schutzhülle aus Stroh trugen.

Solch widersprüchliche Bekundungen sind indes erklärlich. In Paraguay trafen wir zwei durchaus voneinander verschiedene Arten von Guayakís an, vor allem was die Farbe ihrer Haut anbetraf: die einen stammten aus einer Vermischung mit Matacos-Indianern. Ebenso wurden im Santa Marta-Gebirge zwischen Venezuela und Kolumbien weiße Motilones beschrieben, während andere Gruppen mit dem gleichen Namen, dem gleichen Dialekt und den gleichen Sitten wie echte Indianer aussehen. Auch die Waikás waren Gegenstand von nicht miteinander vereinbarten Beschreibungen. Das bedeutet lediglich, daß Stämme des gleichen Ursprungs aufgrund der Vermischung einzelner ihrer Teile mit heterogenen Elementen sich im Lauf der Zeit auseinander entwickelt haben. Wir schließen trotzdem die Möglichkeit nicht aus, daß fachunkundige Beobachter sich von der Begeisterung hinreißen ließen. Aber das ist gewiß nicht bei allen der Fall, die uns von weißen Indianern berichtet haben.

Weiter im Westen führte Barros Prado, dessen Genauigkeit wir gerade bestätigt fanden, 1951 eine genaue Untersuchung durch, deren Ergebnis ich leider nicht mit eigenen Augen nachprüfen konnte. Seine ältere Schwester besaß am Piquitá, am oberen Acari, einem Nebenfluß des Canumá, von dessen Armen einer in den Madeira mündet, während der andere direkt dem Amazonas in der Höhe des Nhamundá zufließt, riesige Ländereien, auf denen sie Hevea und Rosenholz anpflanzte. Jäger in ihrem Dienst waren mehr als einmal merkwürdigen „Indianern“ begegnet, die den Dialekt der wilden Cayabí-Zwerge (Tupí-Guaraní) der Region sprachen, aber anthropologisch nichts mit ihnen gemein hatten. Sie waren größer, hatten weiße Haut, helle Augen und eindeutig europäische Gesichtszüge. Man berichtete sogar von blondem Haar bei ihnen. Als Barros Prado bei der Rückkehr von einer Afrika-Reise darüber unterrichtet wurde, hielt er es der Mühe wert, das Problem zu untersuchen und vor allem die Berichterstatter zu befragen.

Der erste von ihnen war Deodoro Cavalcanti, ein alter Kenner der Gegend, in der er sein ganzes Leben im Dienst der Besitzer großer Hevea-Wälder und Händler verbracht hatte. Seriös und von gewisser Bildung, erzählte der Mann mit äußerster Zurückhaltung, daß er 1918 an einer Strafexpedition teilgenommen habe, die am oberen Sucunduri veranstaltet wurde, um die Indianer auszurotten, die dort häufig die „Seringueiros“, die Kautschuksammler, angriffen. Die Gruppe drang vom Acari geradenwegs vor und stieß überraschend, fast an den Quellen des Sucunduri, auf ein Dorf von etwa 40 Hütten, deren weiße und blonde Bewohner alle Merkmale von Europä-

ern trugen. Sie lebten nach Eingeborenenart völlig unbekleidet und sprachen den Cayabí-Dialekt. Sie empfingen die Menschenjäger freundschaftlich, die ihrerseits ihren Gastgebern nichts zuleide taten, sondern vier schöne Tage bei ihnen verbrachten, was ihnen erlaubte, genaue Beobachtungen anzustellen. Deodoro Cavalcanti glaubte, es handele sich um Nachkommen der ersten „Seringueiros“ dieser Region, die aus Ceará, einer ursprünglich von Holländern kolonisierten Provinz kamen. Barros Prado fiel es leicht, diese Hypothese zu widerlegen: die ersten in Ceará angeworbenen Arbeiter waren 1877 nach Manaus gekommen, und selbst wenn sich einige von ihnen in den Urwald verirrt oder hier Zuflucht gesucht haben sollten, hätten sie – in 40 Jahren – nicht genügend Zeit gehabt, ihre Lebensgewohnheiten und ihre Sprache so vollkommen zu verändern. Es ist nicht ohne Interesse, auf das Vorhandensein von Coborós-Indianern in diesem Gebiet hinzuweisen, die auch „Orelhas de Pau“ genannt werden: ein Stamm von Langohr-Indianern.

Andere Bekundungen bezogen sich auf Vorgänge jüngeren Datums. Der Indianer Karinú hatte auf dem Sucunduri Kanus gesehen, die mit Coborós und „weißen Indianern“ bemannt waren. Diese Letzteren sprachen perfekt Tupí-Guaraní. Sie waren keine „Seringueiros“. Der Indianer Kutíó hatte in der Nähe der Wasserfälle des Sucunduri eine Gruppe von „weißen Indianern“ gesichtet, die nicht weit von dem Ort, an dem er sich mit seinen Gefährten aufhielt, vorüberzog. Die Indianer Kanteú und Bariú hatten als Ruderknechte vier Missionare bis zu einem Dorf begleitet, das von Eingeborenen „so weiß wie der ‚Pay‘ (Pater), der uns zur Arbeit annahm“, bewohnt

wurde. Die Indianer Taneiyú, Kuaitá, Tariú, Mopai und Burilá versicherten, sie wären – stets im gleichen Gebiet – den Arinos hinaufgefahren und hätten nach mehreren Wochen Reise im Dienst von zwei Franziskaner-Patern ein Dorf von „indios carahibas“ (weißen Indianern) erreicht, die den Boden bestellten und aus Zuckerrohr Zucker zu gewinnen wußten. Nebenbei bemerkt, bewahren die Missionare im allgemeinen strengstes Schweigen über die Gegenden, die sie bereisen, um nicht Abenteurer anzulocken und so die moralische und physische Unversehrtheit der Indianer zu gefährden.

In Borba am Madeira unterhielt sich Barros Prado ausführlich mit einem Weißen namens Claudionor Soares, der 1950 die fragliche Zone bereist hatte, um die hier lebende Bevölkerung zu zählen. Auf dem Arinoz war er zu dem Dorf der „carahibas“ (Weißen) gelangt, wo er zu seinem Erstaunen einen deutschen Jesuitenpater traf, der von einer Missionsstation am Tapajoz aus regelmäßig hierher kam. Das Dorf hatte etwa 200 Bewohner, aber der Missionar sagte ihm, es existierten tiefer im Urwald noch andere Gruppen, der Stamm habe insgesamt mehr als 1000 Mitglieder. Ohne Anthropologe zu sein, konnte Soares versichern, daß diese Eingeborenen keinerlei mongoloide Gesichtszüge, untrügliches Kennzeichen der Indianer, hätten und ebenso wenig Ähnlichkeit mit den „cabellos“, den Mestizen des Nordostens und des Amazonas. Sie trugen Schnurrbärte, waren wenig behaart und körperlich „in nichts von Angelsachsen zu unterscheiden, ohne so lebhaft wie diese zu sein“. Ihre Körpergröße schwankte zwischen 1,60 und 1,70 m, während ihre Nachbarn, die Cayabís, eine Durchschnittsgröße von 1,20 m haben.

Nach dem Pater Agustín C. Martín, dem damaligen Rektor der San Bosco-Schule von Manaus und ehemaligem Lehrer von Barros Prado, hatte sein Freund, der Pater Angel Carri, ein Argentinier, auf Einladung eines deutschen Amtsbruders Gelegenheit gehabt, die fraglichen weißen Indianer zu sehen. In einem anderen Dorf am Demani, das wegen der gefährlichen Stromschnellen des Flusses und des zerklüfteten Geländes an seinen Ufern praktisch unzugänglich war, hatte er andere Eingeborene getroffen, die noch schöner und gleichfalls von ausgesprochen europäischer Erscheinung waren. Pater Martín hörte den Kommandanten Braz, den berühmten Erforscher des Amazonas, erzählen, daß er einmal am Arinos auf athletisch gebaute, völlig nackte Weiße gestoßen sei, die Tupí-Guaraní sprachen. Schon vorher hatte Barros Prado die Aussagen von Nhambiquera-Indianern aufgenommen, die als Gefangene der Xavantes hatten fliehen können, und die, im Urwald umherirrend, fast weißen Indianern von hohem Wuchs begegnet waren. Ihr „tuchaua“ (Häuptling) habe aus einer goldenen Schüssel gegessen, sagten sie. Als Oberst Fawcett 1925 in Sao Paulo war, ehe er zu der Expedition aufbrach, die ihn das Leben kosten sollte, erklärte er, Kenntnis von weißen Eingeborenenhäuptlingen am Bananal und Araguaya zu haben, die gleichfalls goldene Teller benützten.

In dem von seinem Sohn zusammengestellten Werk gibt Fawcett³⁵ den Bericht des französischen Direktors der Hevea-Pflanzung von Santa Rosa am Abuna, einem Nebenfluß des Madeira, wieder: „Am Acre gab es weiße Indianer. Mein Bruder fuhr 1906 diesen Fluß im Kanu hinauf. Eines Tages wurde ihm versichert, es seien weiße In-

dianer in der Gegend. Er glaubte es nicht und lachte über solche Märchen, ging aber doch an Land und stellte eindeutige Spuren der Anwesenheit von Indianern fest. Die zweite feststehende Tatsache war, daß er selbst und seine Leute von großen, wohlgeformten und sehr schönen Wilden angegriffen wurden, die völlig weiße Haut, rotes Haar und blaue Augen hatten. Sie kämpften wie die Teufel. Viele Leute glauben, daß es keine weißen Indianer gibt, und wenn man ihnen welche zeigt, behaupten sie, es seien Mestizen von Spaniern und Indianern. So kann nur sprechen, wer sie nicht gesehen hat. Wer sie sah, ist völlig anderer Ansicht.“ Das ist fast Wort für Wort auch die Schlußfolgerung Humboldts, die wir weiter oben wiedergegeben haben.

Lassen wir Übertreibungen, ja offenbaren Schwindel beiseite, so bleibt von dieser Menge vorliegender Aussagen, daß es am Amazonas Menschen von weißer Rasse gibt, in allem Europäern ähnlich, die auf die Weise der Eingeborenen leben, ausschließlich Tupí-Guaraní sprechen und nicht von nachkolumbianischen Kolonisatoren abstammen. Einige von ihnen wurden erst kürzlich gesehen.

Im Dezember 1973 stieß der Urwaldexperte von der FUNAI (Fundação Nacional do Índio = Staatliche Indianer-Stiftung) als Vorhut des mit der Konstruktion der Transamazonas-Autobahn beauftragten Bautrupps der brasilianischen Straßenbauverwaltung mit dem Auftrag, die Indianer des Gebietes zu befrieden, in der Umgebung von Altamira am unteren Hingú auf eine Gruppe von acht Eingeborenen, die in dem „igaripé“ (Bach) Ipixura badeten. Sie waren „völlig weiß“, heißt es in dem Original-Bericht, den der FUNAI-Beauftragte von Belém-do-

Pará, Oberst Nogueira, uns ablichten ließ, und hatten „hellbraunes Haar“. Sie waren „von mittlerer Größe“, was in Brasilien, wo die Nachkommen der Portugiesen ziemlich klein sind, etwa 1,70 m oder etwas weniger entspricht. Drei Männer und drei Frauen hatten „blaue Augen“. Um die Farbe ihrer Haut zu definieren, gebraucht der Bericht das portugiesische Wort „alva“, was grundsätzlich ein Synonym von „branco“ (weiß) ist, in seinem üblichen Gebrauch jedoch ein betonteres Weiß meint und tatsächlich mit milchweiß zu übersetzen wäre. Im September 1974, als die Regenzeit vorüber war, ließ die FUNAI die Zone von einem Flugzeug aus beobachten, wobei drei bisher unbekannte Dörfer festgestellt wurden. Daraufhin wurde in deren Nähe ein Lager eingerichtet. 23 Eingeborene von ähnlicher Erscheinung wie die, die man im Dezember zuvor gesehen hatte, stellten sich im Gegensatz zu dem Verhalten echter Indianer ohne Scheu mit Frauen und Kindern ein. Mehr ist darüber zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, nicht bekannt. Die FUNAI besitzt keinen Anthropologen, der sich als solcher bezeichnen dürfte, und das Museum Emilio Goeldi verfügt nicht über die nötigen Mittel. Trotzdem gibt es Leute, die das Vorhandensein dieses Stammes als Ergebnis einer Mischung von Indianern und Weißen erklären wollen. Zu ihnen gehört beispielsweise der Eingeborenenkundler Hélio Rocha, Direktor der Kommission für Angelegenheiten des Amazonas, der trotz allem zugestehen muß⁵¹, daß seine Hypothese nicht sehr wahrscheinlich ist, da „wahrscheinlich die Mehrheit dieser Indianer helle Haut hat“.

4. Die blonden „caboclos“ von Piauí

Viele Autoren beziehen sich, wie wir gesehen haben, auf die wilden „weißen Indianer“ Guayanas und des Amazonas. Aber niemand von ihnen, mit einer einzigen Ausnahme, hat jemals von den blonden „caboclos“ gesprochen, die die Mehrheit der Bewohner eines ganzen brasilianischen Staates ausmachen: Piauí. Es handelt sich bei diesem Staat Piauí fraglos um das ärmste und verlassenste Gebiet Brasiliens, wenn auch in jüngster Zeit einige spürbare Anstrengungen auf dem Gebiet der Infrastruktur unternommen wurden. Niemand dachte jemals daran, sich einer Bevölkerung zu widmen, die dahinvegetiert und nicht von sich reden macht.

Als wir im Verlauf unserer Expedition von 1974, deren Ergebnisse wir im nächsten Kapitel vorstellen werden, nach Teresina, der Hauptstadt von Piauí, kamen, fiel uns die außerordentlich große Zahl von blonden Kindern und Jugendlichen auf, die man auf der Straße sah. Im Verhältnis zu den anderen schien ihre Zahl auf dem flachen Land noch größer. Wir waren leider nicht in der Lage, eine anthropologische Reihenuntersuchung durchzuführen, die mehr Zeit und materielle Mittel erfordert hätte, als uns zur Verfügung standen. So mußten wir uns auf Schätzungen beschränken. Wenn man von den wenigen Mulatten absieht, haben im Norden des Staates etwa 80 % der Kinder unter 10 Jahren blondes Haar in den Schattierungen von hellbraun über gold- bis weißblond: noch mit 15 Jahren beträgt die Proportion etwa 50 %. Natürlich gibt es auch blonde Erwachsene, vor allem Frauen. Hellblaue Augen sind nichts Ungewöhnliches,

und man stellt bei einigen Individuen ein solches Dunkelblau der Augen fest, wie wir uns nicht erinnern können, es irgendwo anders gesehen zu haben. Diese unerwartete Bestätigung der Arbeits-Hypothese, die uns nach Piaui geführt hatte, verhinderte nicht die Überraschung, die uns am Ziel unserer Expedition, in der Ortschaft Sete Cidades, in Gestalt des Ortsältesten erwartete, der uns empfing und sich unter dem Namen Valquir Pereira vorstellte. Eine seiner Töchter mit hellbraunem Haar hieß Valquiria, ein – wie wir später feststellten – im Nordosten Brasiliens häufiger und lange vor der gleichnamigen Wagner-Oper gebräuchlicher Name.

Der hohe Prozentsatz von Blonden, den man in Piaui antrifft, ist umso ungewöhnlicher, als die örtliche Bevölkerung, von einigen Europäern und „weißen Brasilianern“ abgesehen, die beide wenig zahlreich und fast ausschließlich in Teresina ansässig sind, aus „caboclos“ besteht, deren Haut kupferfarben ist, und deren Gesichter die charakteristischen Züge des „nordestino“ (Bewohner des brasilianischen Nordostens) tragen: abgeflachter Schädel, stark hervortretende Augenbrauenbögen, niedrige Stirn, leicht hervortretende Backenknochen, kleine und gelegentlich leicht ovale Augen. Sie sind ein verwirrender Anblick, diese Typen, die ihrer körperlichen Erscheinung nach dem Indianer näher stehen als dem Weißen, aber wunderschönes blondes Haar haben, das in nichts mit demjenigen der „sararáes“ zu vergleichen ist, jener häufig leicht negroiden Mestizen in den anderen Nordoststaaten, deren schwarzes oder braunes, oft krauses Haar nur gelegentlich hellere Haarbüschel von der Farbe vergilbten Strohsees sehen läßt. Selbst bei den wenigen ganz blonden

„sararáes“ macht die Tönung ihres Haares den Eindruck, als stamme sie von künstlicher (und dazu schlechter) Färbung. Das Gegenteil ist bei den blonden Bewohnern des Piaui der Fall, deren Haar genauso wie das der nordischen Völkern Europas ist.

Auf was mag diese ungewöhnliche Erscheinung zurückzuführen sein? In den anderen Nordost-Staaten pflegt man die ungewöhnliche Haarfarbe der „sararáes“ auf die Holländer zurückzuführen, die im 17. Jahrhundert den Ceará kolonisierten und die Küsten Pernambucos besetzten. Im Marañón liefern die Franzosen, die das Gebiet im 16. und 17. Jahrhundert beherrschten, eine ähnliche einleuchtende Erklärung. Aber weder die einen, noch die anderen betraten jemals den Boden von Piaui.

Es war zudem erst im Jahr 1661, daß sich der erste Portugiese – ein „bandeirante“ aus Sao Paulo namens Domingó Jorge Velho – in dieser Gegend niederließ, die bis dahin in der Gewalt nicht unterworfenen Indianerstämme war, wenn man von etwa 12 000 Tupís in den Jesuiten-Missionen an der Küste absieht⁵². Mit oder nach ihm kamen nur einige Dutzend Portugiesen aus dem Süden, von denen ein guter Teil im Krieg gegen die umher-schweifenden Neger von den Palmares am Rio Grande del Norte umgebracht wurde. Zwischen 1670 und 1825 kamen rund tausend erwachsene Weiße aus dem Marañón, um sich im Piaui niederzulassen, wie die Zahl von 600 „sesmarias“ (Landzuweisungen) beweist, die in dieser Zeit hier von der Regierung vergeben wurden, sowie 300 portugiesische Verbannte, denen gleichfalls Land zugewiesen wurde. Es handelte sich in beiden Fällen fast immer um ledige Männer, so daß die Regierung in Lissa-

bon, wie die in San Luis des Marañón, in verschiedenen Fällen ausdrücklich verfügen mußte, daß die Portugiesen, die sich mit Indianerinnen verheirateten, nicht ihre Rechte als Untertanen des Königs verlören. Im Jahr 1762 weist die allgemeine Volkszählung in der neuen „capitanía“ (Hauptmannschaft) von Piaui die Zahl von 8102 freien Bewohnern (Weißen und unterworfenen Indianern) und 4644 Negersklaven aus. 1825 gibt es eine kleine Einwanderung aus Ceará, wo die chronische Trockenheit die Menschen von ihrem Land vertrieben hatte (es können nicht viele gewesen sein, da Piaui noch erbärmlicher dran ist als der fragliche andere Staat), und es kommen – unmittelbar nach der Abschaffung der Sklaverei – ein paar Tausend Neger aus Marañón. Aber dieser Bevölkerungszuwachs wird mehr als ausgeglichen durch eine ständige Auswanderung nach San Luis, Fortaleza, Recife, Bahia und Rio de Janeiro. Schließlich gab es, von ganz wenigen Einzelfällen abgesehen, niemals eine Einwanderung aus Europa – nicht einmal aus Portugal. Die Einwanderer strömten in ihrer Masse nach dem Süden.

Wenn wir auf die 1762 erfaßten knapp 13 000 Bewohner des Gebietes die Wachstumsrate der Kanada-Franzosen anwenden – 10 000 % in 200 Jahren – ergibt sich für 1920 eine Zahl von mehr als einer Million Menschen. Aber Piaui ist die ärmste Gegend ganz Brasiliens, wo noch heute die Unterernährung endemisch ist. Die Bevölkerung ist geburtenfreudig, aber schwächlich, und die Kindersterblichkeit ist verheerend. Das bedeutet, daß unter Berücksichtigung all dieser negativen Faktoren die oben geschätzte Zahl mindestens durch drei geteilt werden muß: das wären 330–350 000 Einwohner. Die Volks-

zählung von 1920 ergab jedoch 738 740, und diese Zahl liegt – wie stets bei Volkszählungen in Brasilien – noch weit unter der Wirklichkeit, zumal in einem Staat, der damals noch kaum über Nachrichtenverbindungen verfügte, und dessen Standesämter nur eine sehr beschränkte Funktionsfähigkeit besaßen. Selbst wenn wir die Ergebnisse der Volkszählung als richtig voraussetzen, stellen wir gegenüber unserer oben angestellten Schätzung einen Bevölkerungsüberschuß von fast 400 000 Menschen fest. Um 1920 auf eine Bevölkerung von 738 740 Menschen zu kommen, hätte es 1762 nicht 13 000, sondern mindestens 28 000 Einwohner geben müssen, ja wahrscheinlich sogar mehr, wenn man verschiedene Feldzüge der Portugiesen im 18. Jahrhundert gegen noch nicht unterworfenen Indianerstämme und die dabei entstandenen Verluste berücksichtigt.

Woher kommt dieser enorme Unterschied? Offenbar von den Eingeborenen, die 1762 noch „wild“ waren. Nun, die Indianer von Piauí gehörten zwei großen Stämmen an, den sehr dunkelhäutigen Tapuias und den eher gelblichen Tupís. Die einen wie die anderen hatten schwarzes, straffes Haar. Ihnen also, und besonders den Erstgenannten, verdankt die derzeitige Bevölkerung ihre im allgemeinen dunkle Hautfarbe. Wo aber kommen die blonden Haare und die blauen Augen her? Ganz gewiß nicht von den Portugiesen, die mit wenigen Ausnahmen derartige Charakteristika nicht aufweisen. Wir müssen also wohl das Vorhandensein einer eingeborenen Bevölkerung nordischer Herkunft im Piauí vor der Konquista annehmen.

Es war Ludwig Schwennhagen⁵³, ein Österreicher, der lange Jahre in der Gegend lebte, der als erster Überlegun-

gen in dieser Richtung anstellte, obwohl sie ungenau und seine Schlußfolgerungen zum Teil falsch waren. Er will in den weißen und blonden „Indianern“, von denen in gewissem Grad die gesamte Bevölkerung von Piauí abstammt, Tupís sehen, was offensichtlich nicht stimmt. „Die Tupí-Völker waren Weiße“, schreibt er, „was nicht allein der Name ‚cari‘ beweist, sondern jede legitime Familie in Piauí und Ceará. 90 % der Kinder werden im Durchschnitt weiß und blond geboren, und der Zustand im Augenblick der Geburt zeigt die Rasse, zu der ein Mensch gehört. Im Lauf der Jahre wird die Farbe der Haut gelblich und die der Haare dunkel; wenn diese Kinder aber gut gepflegt, mit Hygiene, Sauberkeit und angemessener Ernährung aufgezogen werden, behalten sie alle charakteristischen Züge der weißen Rasse, und in der dritten Generation schon unterscheiden sie sich nicht von den reinsten Europäern . . . Die Kinder der echten Tapuias werden mit bräunlicher Haut und straffem, schwarzen Haar geboren; keine Behandlung kann diese beiden charakteristischen Kennzeichen beseitigen. Wenn diese Tapuias in der Stadt in zivilisierter Umgebung leben, wie man das häufig in Belém beobachten kann, werden die Kennzeichen der Tapuias gemildert und idealisiert, verschwinden aber niemals ganz.“

Tatsächlich haben die Tupís weniger dunkle Haut und weniger markant mongoloide Gesichtszüge als die Tapuias, das Haar jedoch genau so schwarz und straff wie diese. Und die Farbe im Augenblick der Geburt weist keineswegs auf die Rasse hin. Außerdem sind die „caboclos“ in Piauí im allgemeinen von dunklerer Haut als die Tupís. Das haben sie von den Tapuias, die unter den Indianern

der Gegend zahlenmäßig überwogen. Die blonden Haare und die blauen Augen müssen einen anderen Ursprung haben. Die „caboclos“ sind Mischlinge von Indianern – Tapuias und Tupís – und Weißen nordischen Typs, die vor der Konquista im heutigen Gebiet des Staates ansässig waren. Eine andere Erklärung gibt es nicht.

5. Die Wikinger des Urwalds

Wir haben im vorhergehenden Kapitel gesehen, daß die „skjöld-meyar“, die Schild-Jungfrauen von Tiahuanaco – ob sie nun wirklich Jungfrauen waren oder nicht – nach der Schlacht von der Sonneninsel in den Provinzen des Amazonas und Guayanas des vernichteten Reiches Zuflucht gesucht hatten. Einige Männer mögen sie begleitet haben. Aber es gab damals schon in diesen Gebieten treue Indianer, die mit dem Schutz der Verbindungswege beauftragt waren. Einige von ihnen waren an Ort und Stelle angeworbene Tupí-Guaraní; andere, die Arahuaqs und Orejones (Langohren), waren vom Altiplano ausgeschickt worden.

Wie stets bei Kolonialtruppen bestand die Führung dieser Eingeborenen-Einheiten aus Angehörigen der Eroberer-Rasse. Das können wir jetzt beweisen, da die „weißen Indianer“ von heute nichts anderes sein können, als Nachkommen von Europäern nordischer Rasse aus vor-kolumbianischer Zeit. Nach den Beschreibungen, die uns „Reisende“, Missionare und Forscher geben, scheinen einige von ihnen – z. B. die Oyaricoulets – alle äußeren

Kennzeichen ihrer Vorfahren bewahrt zu haben. Andere – wie die Waikás – sind in einer Umgebung langsam degeneriert, der sie sich biologisch nicht anpassen konnten. Wieder andere – wie z. B. die Canelas vom Amazonas – haben sich mit Eingeborenentstämmen vermischt, bei denen wir ihre Rassenmerkmale wiederfinden. Wenn wir die Gestalt auf dem Foto Nr. 8, die 1935 von einem deutschen Ethnologen unter dem Namen Kurt Numuendajú aufgenommen wurde, ihrer Federn entkleiden, würden wir sie für einen Bauern unserer Rasse halten. Das Foto Nr. 9 (gleichen Ursprungs) zeigt uns einen Indianer mit hellem Haar (man vergleiche die Schamhaare), das – ob blond oder grau – mit den grundlegenden Charakteristika der Indoamerikaner unvereinbar ist.

Natürlich ist – wir haben schon weiter oben darauf hingewiesen – beim Auftreten einzelner weißlicher Typen oder sogar kleiner Gruppen von ihnen die Möglichkeit einer Vermischung in unserer Zeit nie ganz ausgeschlossen, selbst wenn sie sich in bis heute unerforschten Gebieten vollzogen haben sollte. Aber diese Erklärung hat offensichtlich im Fall ganzer Volksstämme keine Gültigkeit, zumal wenn diese, wie das tatsächlich der Fall ist, Namen tragen, die sie mit den Wikingern von Tiahuanacu verbinden: Yurakarés (Quichua: weiße Krieger), Guacarís (vom nordischen „vaka“ = Wache), Guarayos, Oyaricoulets, Waiwaís. Waikás, Guainares, Guarahibos und Guahibos (vom nordischen „vari“ = Krieger). Bei all unserer Skepsis gegenüber den – oft trügerischen – Beweisen der Philologie müssen wir doch zugeben, daß hier die Wahrscheinlichkeitsrechnung einen Zufall ausschließt. Diese Namen gestatten uns sogar, ein ziemlich genaues

Schema der militärischen Organisation der Wikinger zu entwerfen. Es hat aus Eingeborenentämmen bestanden, deren Krieger („vari“) unter der Führung weißer Offiziere gegebenenfalls Territorial-Einheiten bildeten, und aus einem ständigen Elite-Korps, der „vaka“ = Wache oder Garde. Was uns darauf brachte, war der Name der Arahuaks, der Ehrengarde bedeutete. Nicht eine Garde, um Ehrenbezeugungen zu erweisen, was in Guayana keinerlei Sinn gehabt hätte, sondern einer „Garde ehrenhalber“, eine Eingeborenen-Truppe, die wegen ihrer Haltung sich das Recht erworben hatte, einen den weißen Einheiten reservierten Namen zu tragen. In ähnlicher Weise gab später Manko Kápak den Eingeborenen-Häuptlingen, die ihm bei der Reconquista geholfen hatten, den Ehrentitel Inka (Inka aus Verdienst, sagt Garcilaso).

Verbände von Kriegern gab es im ganzen Reich einschließlich der „Llanura“ (Ebene), wo sie die Straßen und Flüsse sicherten. Die Garde dagegen muß die Garnison von Tiahuanacu im Gebirge („Montaña“) gebildet haben, unbeschadet dessen sie ihre Offiziere den Hilfstruppen zur Verfügung stellte, wie der Name des heldenhaften Zivilisationsbringers der Tamanaques, Emilio el Guardia (Emil der Gardist), zu beweisen scheint. Nach der Niederlage auf der Sonneninsel mußten die weißen Offiziere der Kriegerverbände, die mit ihren Familien in den von ihnen verwalteten Gebieten lebten, sich den neuen Verhältnissen anpassen. Wahrscheinlich wurden sie der Ursprung der weißen Stämme, deren Namen sich von „Vari“ herleitet. Was nun die Garde selbst betrifft, oder das, was von ihr übrig geblieben war, so mußte sie sich (zur gleichen Zeit wie die Schild-Jungfrauen) in voller

Ordnung in den Urwald des Amazonas zurückziehen und sich in dessen Nähe, am Nhamuncá und Umgebung niederlassen. Diese Berufssoldaten haben gewiß ihre Frauen nicht mitnehmen können. Es ist sicherlich keine Herabsetzung ihres Andenkens (eher im Gegenteil), wenn man annimmt, daß dieser Umstand ganz beträchtlich dazu beitrug, daß sie den männerlosen Amazonen gewisse Kavaliersdienste erwiesen. Die Nachkommen dieser Gardisten waren die „großen und weißen“ Guacarís, die der Pater de Acuña erwähnt, die einzigen „weißen Indianer“, deren Name sich von dem nordischen Wort „vaka“ = Wache oder Garde herleitet.

Zurück zu den Weißen von Piaui, dieser verlorenen Gegend im Nordosten Brasiliens, 1000 km Luftlinie südöstlich vom Amazonas. Nach den rassischen Merkmalen der „caboclos“ von heute zu urteilen, haben die vorkolumbianischen Nordmänner in einem beträchtlichen Verhältnis zur Bevölkerung einer Zone beigetragen, wo die Indianer fraglos wenig zahlreich waren⁵². Handelte es sich um die Flüchtlinge von 1290? Das wäre unerklärlich, da der Piaui nicht nur weit von den Hauptverbindungs wegen der Wikinger entfernt liegt, sondern auch eine Fauna besitzt, die für Männer wenig verlockend ist, deren Ernährung fast ausschließlich aus jagdbarem Wild bestehen mußte. Man muß also annehmen, daß sich die Dänen von Tiahuanacu schon vor der Schlacht auf der Sonneninsel ständig in diesem Gebiet niedergelassen hatten. Aber warum?

IV. DIE „SIEBEN STÄDTE“ VON PIAUI

1. Die wunderbare Phantasie der Natur

Etwa 250 km nordöstlich von Teresina, der Hauptstadt des Staates Piaui, liegt die Ortschaft Piracuruca (s. Karte Abb. 17), die im vergangenen Jahrhundert – und seit damals hat sich nichts verändert – an der Stelle errichtet wurde, wo der „bandeirante“ Domingos Afonso Sertão, in der Geschichte Brasiliens bekannter unter dem Namen Mafrense, um das Jahr 1780 einen Stamm von Genipapos in einem Dorf ansässig gemacht hatte. Schon vor hundert Jahren berichteten seine blonden „caboclos“ den wenigen Reisenden, die sich in diese Gegend wagten, von den Ruinen einer verzauberten Stadt. Der erste, der die Öffentlichkeit von dieser Tatsache unterrichtete, war ein gewisser Jacome Avelino, der 1886 in der Tageszeitung „Constituição“ von Fortaleza, der Hauptstadt des Nachbarstaates Ceará, einen Artikel darüber veröffentlichte. Im Jahr darauf besuchte eine Abordnung des brasilianischen Instituts für Geschichte und Geographie den Ort und stellte tatsächlich das Vorhandensein einer Gruppe von Felsen phantastischen Aussehens fest. Man sprach nicht mehr von der Angelegenheit, bis Ludwig Schwennhagen⁵⁸ 1926 einen genauen Plan des Ortes (s. Abb. 18) mit einer

Erklärung von ausschweifender Phantasie, auf die wir später zurückkommen werden, veröffentlichte. Er gab dem Ort den Namen „Sete Cidades“ (Siebenstädte). 1961 enteignete die Regierung die ganze Gegend (mehr als 6000 Hektar) und verwandelte sie in einen Nationalpark in der doppelten (und widersprüchlichen) Absicht, sie unter Naturschutz zu stellen und Touristen anzulocken. Das Vernichtungswerk von „Andenkensammlern“ ließ denn auch nicht auf sich warten, so daß sich das brasilianische Forstinstitut gezwungen sah, den größten Teil des Naturparks für den Publikumsbesuch zu sperren. Der Rest – und es handelt sich gerade um den malerischsten Teil – scheint einer schnellen Verwüstung ausgeliefert zu sein.

Wenn man sich von Piracuruca aus auf einem außerhalb der Regenzeit gangbaren Erdweg von 23 km Länge nähert, sieht man zunächst eine Reihe scheinbarer Befestigungen von drei bis fünf Meter Höhe, die sich jedoch bald als einfache Sandsteinfelsen herausstellen, denen die Erosion seltsame Formen gegeben hat. Dann betritt man einen engen Hohlweg, gesäumt von „Festungswällen“, deren „Schießscharten“ mit „Kanonen“ bestückt zu sein scheinen. Es ist die „Festung“, auch nichts weiter als eine Gruppe phantastischer Felsformationen von etwa zehn Meter Höhe. Sie sind mit Stücken von gerolltem Eisenblech verziert, die wie Kanonenrohre wirken. Es folgen zwei große Gruppen von verwitterten Felsblöcken, in denen die Phantasie des Volkes zwei Städte mit Plätzen, Gassen und Straßen erkennen will. Wir müssen freilich zugeben, daß man von weitem tatsächlich Häuser, manche sogar mit zwei Stockwerken zu erkennen glaubt. Aber die Illusion zerrinnt beim näher kommen schnell.

Hinter der „zweiten Stadt“ erhebt sich das „Schloß“, 20 m hoch und 150 m lang, in drei Abteilungen ohne Dach gegliedert, von denen die eine, die die „caboclos“ die „Bibliothek“ nennen, in einer Art von Regalen so etwas wie symmetrisch behauene Steinplatten enthält, die jedoch nichts anderes sind als Steinblöcke, deren Außenwand die Witterung mit zahlreichen vertikalen Rillen durchzogen hat. Die anderen vier „Städte“, die das „Schloß“ halbkreisförmig umgeben, zeigen mehr oder weniger die gleiche Erscheinung wie die anderen, obwohl sie nicht mehr als fünf Meter Höhe erreichen. 3 km weiter nordöstlich befindet sich eine „La Descoberta“ (Die Entdeckung) genannte Zone, die weitere Felsgruppen ähnlicher Charakteristik wie die eigentlichen „Sieben Städte“ enthält. Nördlich davon befindet sich die „Serra Negra“ (Schwarzwald), ein kleines Felsmassiv von 120 m Höhe, dessen Außenränder stellenweise ebenfalls architektonisch scheinende Strukturen aufweisen.

An verschiedenen Punkten der Gegend findet man Felsen, deren phantastische Formen an einen Löwen, an zwei Adler mit ausgebreiteten Schwingen, eine Schildkröte, einen Frosch, eine Säulenhalle usw. erinnern. Man sieht auch vier riesige Phalli, einen davon in der „Descoberta“, dessen Eichel deutlich ausgebildet ist. Noch merkwürdiger sind vier anthropomorphe Statuen, die allein stehen wie Denkmäler in einer Stadt. Eine von ihnen zeigt das Gesicht eines bärtigen Mannes mit gerader Nase und offenem Mund, so als ob er einen Schrei ausstoße, auf einer Säule, die auf einem konischen Piedestal ruht. Eine andere (s. Foto 10) zeigt einen gleichfalls bärtigen Kopf mit Stülpnase und Seemannsmütze. Die dritte (s. Foto 11) ist

eine Art Ikarus in leicht surrealistischer Auffassung. Wenn wir die vierte (s. Foto 12) betrachten, erregt zunächst der Kopf des Mannes unsere Aufmerksamkeit, dessen Silhouette auffällig an die eines „Moai“ von der Osterinsel erinnert. Bei näherer Betrachtung erkennen wir, daß es sich um einen mittelalterlichen Ritter handelt, dessen sich aufbäumendes Pferd eine jener langen Satteldecken aus Tuch trägt, wie sie damals üblich waren, während die Hand des Reiters auf dem Griff eines am Sattelbogen aufgehängten Schwertes ruht. Das Foto, das wir davon wiedergeben, ist leider nicht gut, da wir es bei strömendem Regen aufnehmen mußten. Aber es genügt, um uns einen Begriff von der Statue zu geben.

Schalten wir von vornherein jeden möglichen Irrtum aus: Es gibt in den „Sieben Städten“ weder eine „Festung“, noch ein „Schloß“, noch eine „Bibliothek“, sondern bloß Felsen, die durch Verwitterung phantastische Formen angenommen haben. Alles andere ist reine Phantasie. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß es sich bei dieser phantastischen Anhäufung bizarrer Felsformationen um eine Art Naturwunder handelt. Aber wir haben ein gewisses Recht, die Frage zu stellen, ob es auch die Natur war, die das Wunder der erwähnten tierischen und menschlichen Gestalten hervorgebracht hat. Gewiß, in aller Welt kennen wir Felsbildungen, in denen man mit etwas Phantasie ein menschliches Gesicht oder die Figur irgendeines Tieres zu erkennen vermeint. Aber die Wahrscheinlichkeitsrechnung läßt die Möglichkeit sehr gering erscheinen, daß ein Dutzend auf den ersten Blick erkennbare Gestalten durch Zufall am gleichen Ort entstanden sein sollen. Man kann die Erosion für vieles, ja für zu vieles verant-

wortlich machen. „Wenn in tausend Jahren“, sagte uns der Professor André Selon in Rio de Janeiro, „im Yellowstone Park Nordamerikas die Gesichter der ersten Präsidenten der USA entdeckt werden, die dort als überdimensionale Skulpturen aus dem natürlichen Fels gehauen wurden, wird es gewiß irgendwelche Geologen geben, die behaupten, es handle sich um das Werk von Wind und Wetter, und die Laien werden den Kopf darüber schütteln, wie genau die Natur die Gesichtszüge Washingtons nachzubilden verstanden habe.“ In der Tat kann die Erosion den rohen Felsen modellieren, aber sie kann ebenso den von Menschenhand behauenen Stein beschädigen, vor allem, wenn es sich – wie bei den „Sieben Städten“ – um relativ weichen Sandstein handelt.

Diese letztere Hypothese scheint in dem Fall, mit dem wir uns beschäftigen, die richtige zu sein. Wir werden später sehen, daß die europäischen Gesichtszüge der erwähnten Statuen zu gut mit solide festgestellten Tatsachen übereinstimmen, um auf bloßen Zufall zurückgeführt werden zu können. Wenn wir an den Hängen des Kilimandscharo einen Felsblock entdecken, der an Jupiter erinnert, werden wir logischerweise annehmen, daß es sich um ein zufälliges Werk der Natur handelt; aber wir hätten guten Grund, den gleichen Felsblock für das Werk eines Künstlers zu halten, wenn wir unsere Entdeckung zwischen den Trümmern eines römischen Tempels machen. Ein anderes Argument, diesmal ein geologisches, überzeugt im gleichen Sinn. Betrachten wir noch einmal die Ikarus-Statue (Foto 11). Wir stellen fest, daß die Ränder der Flügel und des gekrümmten Steines rechts der Mitte der Figur rechtwinklig mit glatten Schnittflächen

geformt sind. Nun, die Erosion nagt, aber schneidet nicht. Ihr Werk ist daher immer unregelmäßig. Wir zeigten das Foto einem Bildhauer, einem Steinmetzen und einem Geologen. Sie versicherten uns einmütig und zweifelsfrei, daß die fraglichen Kanten – und es sind nicht die einzigen in den „Sieben Städten“ – von Menschenhand mit Werkzeug aus Metall gehauen wurden.

„Sete Cidades“ stellt also eine natürliche Ansammlung von Felsen dar, die sämtlich von der Erosion angegriffen, einige aber von phantasiereichen Bildhauern – oder möglicherweise einem einzigen solchen – in höchst primitiver Technik bearbeitet wurden. Dieser oder diese Künstler waren Weiße, wie die physische Form ihrer Modelle zeigt. Aber es waren keine Portugiesen. Der Zustand der Steine beweist, daß das Werk älter als die Eroberung nicht nur Piauis, sondern Brasiliens überhaupt ist.

2. Schiffe in Felsmalerei

Wir können beweisen, daß diese Weißen die Wikinger von Tiahuanacu waren. Es gibt in „Sete Cidades“ tatsächlich Inschriften, die bisher nicht die Aufmerksamkeit der Besucher fanden, weil man sie wahrscheinlich für Gekritzeln von Indianern hielt. Um sie zu identifizieren, war ein Minimum an Kenntnis der Runenschrift erforderlich. Und außerdem wurde dieser Ort, der seine wahre Bedeutung erst im Rahmen einer umfassenden Forschung erhält, vor uns von niemand ernsthaft untersucht.

In den eigentlichen „Sieben Städten“, in der „Serra Ne-

gra“ und der „Descoberta“ findet man überall auf einigermaßen glatten Felswänden und meist durch irgendeinen überhängenden Felsen geschützt oder in grottenartigen Vertiefungen Zeichnungen, die mit roter Farbe, manchmal auch unter Hinzufügung von gelber, ausgeführt wurden. Ausnahmsweise begegnet man dabei auch eingeritzten Inschriften, deren Herkunft und Bedeutung in den meisten Fällen zweifelhaft bleibt. Auf einigen Felsen ist die Farbe so weit ausgebleichen, daß die Zeichen, die man eher ahnen als sehen kann, unleserlich sind. Auf anderen dagegen scheint die Zeichnung erst gestern ausgeführt worden zu sein.

Der größte Teil der Wandmalereien mit Inschriften bietet einen unzusammenhängenden Anblick, so als handele es sich um aneinandergereihte „graffiti“ ohne jede bewußte Absicht. Nur bei wenigen läßt sich ein Minimum an graphischer Harmonie erkennen. Die „alphabetischen“ Inschriften selbst – wir setzen „alphabetisch“ in Anführungszeichen, weil es sich um Buchstaben des Runen-Futhark und nicht eines Alphabets im etymologischen Sinn des Wortes handelt – befinden sich, von zwei Ausnahmen abgesehen, inmitten der verschiedensten Zeichen, die nicht das geringste mit ihnen zu tun haben. Häufig sind die bemalten Wände mit Handabdrücken übersät, die wichtige Aufschlüsse geben: die einen sind langfingrig wie die Hände nordischer Menschen, andere kurzfingrig wie die der Indianer (s. Foto 13). Es gab also in „Sete Cidades“ zwei Rassen mit ausgeprägten anthropologischen Unterschieden, die hier zusammenlebten.

Auf einem Felsen ganz in der Nähe des „Castillo“ (Schloß), der „Pedra do Americano“ (Fels des Amerika-

ners) genannt wird, befindet sich eine bemalte Wand, von der wir noch wiederholt sprechen werden. Auf ihr sieht man vor allem eine Zeichnung (s. Foto 14), die nichts anderes als einen Drakkar (Drachenschiff der Wikinger) darstellen kann. Freilich zeigt das Schiff nicht die gewohnte Silhouette. Selbst wenn wir berücksichtigen, daß es zu dreiviertel von rückwärts gesehen ist, wodurch seine Linien verkürzt werden, bleibt es immer noch tiefer, d. h. von höherem Bord, als das bei den skandinavischen Schiffen der Wikinger-Zeit der Fall war. Tatsächlich muß es aus einer wesentlich späteren Zeit als der des klassischen Drakkar stammen, ein Mittelding zwischen diesem und dem „Knorr“ des 14. Jahrhunderts. Die Zeichnung auf Abbildung 19 gibt uns einen Begriff davon.

Kein Zweifel kann dagegen an der Tatsache bestehen, daß es sich um ein skandinavisches Schiff handelt. Darauf deutet nicht nur seine Form hin, besonders sein Bug in Gestalt eines Tierkopfes, sondern das stellt auch die Inschrift, die es trägt, eindeutig fest (s. Abb. 20). Obwohl sie in abartigen Schriftzeichen verfaßt ist, die auf einen relativ jungen Ursprung hinweisen, konnte unser Runen-Sachverständiger am Institut für Menschheitswissenschaften, dem wir den ganzen philologischen Teil unserer Untersuchung verdanken, die Inschrift als

„inka ilo uap“*

* INKA: von „ing“, einer Nachsilbe, die in allen germanischen Sprachen „Nachfahre“ bedeutet (etwa in den Worten Merowinger, Karolinger, Lotharinger usw.), noch heute als Taufname auf den Friesischen Inseln weit verbreitet. ILO: altdeutsch „ilen“, altsächsisch „ilian“: laufen, sich beeilen. UAP: altnordisch „vapn“, altsächsisch „wapan“, altfriesisch „wepin“, gotisch „wepna“, altdeutsch „affan“, neuhochdeutsch „Waffen“ (Plural).

entziffern, was mit Vorbehalt nur in bezug auf die Zeit des Verbums

„Inkas in Waffen gehend“

bedeutet.

Der Gebrauch des Wortes „inka“ als Bezeichnung für die Weißen Perus stammt also aus einer Zeit vor Manko Kápak. Die Dänen von Tiahuanacu nannten sich schon immer „Nachfahren“ – Nachfahren der Wikinger Ullmans¹⁴.

Das andere Schiff (s. Foto 15) ohne jede Inschrift befindet sich in der „Descoberta“. Es ist ein Drakkar, dreiviertel von vorn gesehen. Obwohl er bauchiger ist, als er eigentlich sein dürfte, hat sein schlanker Bug mit dem Kopf eines Fuchses oder Wolfes durchaus klassische Form, ebenso wie sein am Heck hervorragendes Steuerruder.

3. Die „Bärtigen der Ebene“

Am Rand der überragenden Felsplatte einer Höhle in der „Serra Negra“ entdeckten wir zwei gleichartige Inschriften mit roter Farbe gemalten Schriftzeichen von etwa 50 cm Höhe (s. Foto 16 und Abb. 21). Während die Rückwand und das Dach der Höhle mit Hunderten flüchtiger kleiner Zeichnungen und Runen- oder runen-ähnlichen Zeichen bedeckt sind, heben sich die beiden Zusammenstellungen von Schriftzeichen wie eine Art Spruchband hervor.

Jedes der Zeichen ist aus zwei, das letzte sogar aus drei

übereinander gestellten Runenbuchstaben zusammengesetzt, die von oben nach unten gelesen werden müssen, so wie die dänischen „samstavsruner“, die sich z. B. auf einer Inschrift in Hedeby⁵⁴ finden. Es ergibt sich so die Inschrift

„skea akma an matsis“,

deren Sinndeutung einige Schwierigkeiten bereitet. Die bedeutendste, der wir bereits in Paraguay begegneten¹⁶, ist die Vermischung der benutzten Alphabete. Das erste Zeichen gehört zum alten, das zweite zum neuen Futhark, während das dritte („ea“) dem angelsächsischen Futhorc entstammt. Andererseits sind das obere „a“ des vierten Zeichens und die beiden Buchstaben des vorletzten verkehrt, was wir ebenfalls häufig in Paraguay feststellen konnten. Schließlich sind die beiden ersten „a“ und das zweite „k“ in sehr degenerierter Darstellung eigentlich nur aus dem Zusammenhang heraus zu identifizieren. Es sei auch noch darauf hingewiesen, daß fünf der Buchstaben durch runde Farbkleckse verdeckt werden, wie man mit bloßem Auge erkennen kann. Man vergleiche das Foto mit der Zeichnung, die wir an Ort und Stelle unter Weglassung der Kleckse machen ließen.

Der Sinn dieser Inschrift kann nicht deutlicher als mit den Worten

„Die intelligenten Bärtigen an
ihrem Wohnsitz in der Ebene“*

wiedergegeben werden.

* SKEA: altnordisch „skegg“ = Bart. AKMA: von der germanischen Wurzel „ah“ = denken, gotisch „ahma“ = Geist, Intelligenz. AN: alt- und neudeutsch: an. MAT: altsächsisch „matha“ = Wiese, süddeutsche Mundarten „Matte“ (als Nachsilbe „mat“ und „matt“

Die Intelligenz und der Bart waren das, was die Weißen am meisten von den Indianern unterschied. Die Ebene nannten die Wikinger von Tiahuanacu im Gegensatz zu ihrem Hochgebirge das flache Land, das sich zwischen der Kordillere und dem Atlantik erstreckt. Und die Felshöhle, die diese Inschriften trägt, befindet sich in einem kleinen Gebirge, das die umliegende Ebene beherrscht, und das den Nordmännern, wie wir sie kennen, gerade recht gewesen sein muß, um hier ihre Häuser zu bauen. Trotz der von uns gemachten philologischen Einschränkung muß „matsis“ daher „Wohnsitz in der Ebene“ bedeuten. In den Runeninschriften Paraguays haben wir schwerere Orthographiefehler gefunden. Obwohl diese Letzteren wie diejenigen, mit denen wir uns beschäftigen, von klassischem Stil sind, gehören sie doch einer relativ jüngeren Zeit an, wie das einerseits der Gebrauch des spätdänischen „m“ und andererseits die abartige Veränderung einiger Schriftzeichen beweist. Wie dem auch immer sei, stellt die Inschrift der „Serra Negra“ wahrhaftig so etwas wie eine Visitenkarte dar.

4. Der Wächter des Heims

Wenden wir uns wieder dem „Stein des Amerikaners“ (Piedra do Americano) zu. In einer kleinen Vertiefung seines

in zahlreichen deutschen Ortsbezeichnungen) = Bergwiese. SIS: nicht ganz einwandfrei geklärt, aber als Wurzel im zeitgenössisch deutschen Wort „Sitz“ vorhanden, das auch die Bedeutung von Wohnsitz hat.

Vorsprungs erscheint in 1,70 m Höhe eine Zeichnung in roter Farbe, deren Rahmen ein Uruz bildet, das „u“ in der Runenschrift, das ideographisch gleichzeitig das Symbol männlicher Kraft ist. Dem gleichen Zeichen begegnen wir alleinstehend und in seiner größten Breite etwa einen Meter messend auf halber Höhe eines riesigen Monolithen in Phallusform in der „Descoberta“ auf der Seite, die „Sete Cidades“ beherrscht.

Die Ausmaße des Uruz auf dem „Stein des Amerikaners“ sind bescheidener: höchstens 30 cm breit. Er umschließt vier Reihen einer Runen-Inschrift (s. Abb. 22), die mit bloßem Auge deutlich lesbar, aber so verblichen sind, daß sie auf den unzähligen Schwarz-Weiß- und Farbfotos, die wir machten, nicht richtig herauskamen. Ihre Übertragung ergibt:

„ulkum ulfs ilska
uba yrta
elgos uk
og kakliuam“.

Es handelt sich auch in diesem Fall um eine relativ späte Inschrift. Das zeigen in der zweiten Reihe das latinisierte „a“ und eine um 90 Grad verschobene Stellung des „e“ und in der ersten und vierten Reihe die mißbräuchlichen Verbindungen, die eindeutig eine graphische Entartung darstellen. Das „y“ in der zweiten Reihe gehört dem angelsächsischen Futhorc an.

Trotz dieser Unregelmäßigkeiten und einiger teilweise verwischter Buchstaben bot die Übersetzung keinerlei Schwierigkeiten*:

* UL: altdeutsch „ul“, Erbschaft, Heimstatt einer Familie, einer Sippe, eines Volksstammes. KUM: altdeutsch „kum(me) und

„Kleine Waldfee des Ulf, Hüter des Heims,
listig und zornig
wie der göttliche Elch
und ein (Kopf-)Zerbrecher.“

Ulf ist ein bei den Wikingern sehr gebräuchlicher Name. Der Elch, den es in Europa heute kaum mehr gibt, bevölkerte im Mittelalter die dichten Wälder des Nordens. In der letzten Reihe sagt der Text wörtlich nur „Zerbrecher“. Die Ergänzung ergibt sich für den, der die Terminologie und die Sitten der Wikinger kennt, von selbst.

Hier haben wir es also mit einer ganz konkreten Person zu tun, einem Wikinger namens Ulf, dem Hüter eines heiligen Ortes, dem die Menschen seines Volksstammes eine ganz besondere Bedeutung beimaßen, und dessen Natur wir später genauer darlegen werden. Er ist der örtliche Häuptling, und er besteht darauf, daß das auch jeder Mann wisse, indem er für sich das Zeichen der männlichen Kraft verwendet, das den Ort beherrscht. Ein Krieger, der in seinem Leben so manchen Schädel mit seiner Streitaxt spaltete, und der sich trotz seiner natürlichen Schlaueit leicht erregt. Er ist alles andere als bescheiden

„kumpf“, Schlüssel oder Trog (zur Aufbewahrung. Ableitung im modernen Deutsch: Kummer). ULFS: Genitiv von Ulfr, nordischer Vorname. ILS: altdeutsch „ils“, Waldfee (als deutscher Vorname „Ilse“ noch heute gebräuchlich). KA: Verkleinerungssilbe. UBA: altnordisch „ubar“, listig. YRTA: altdeutsch: „irri“, angelsächsisch yrre, zornig. ELG: altnordisch „elgr“, Elster. UK: altnordisch „auk“, altsächsisch „ok“, auch. OS (richtig geschrieben: „as“): Ase (Gott) der skandinavischen Mythologie. OG: norwegisch „og“, und. KA: Vorsilbe zur Bezeichnung der Zusammengehörigkeit. KLIUAM: altnordisch „kljufa“, altdeutsch „klioben“, altsächsisch „kliothan“, angelsächsisch „cleofan“, zerbrechen.

und hat keine Bedenken, sich mit dem göttlichen Elch zu vergleichen. Aber er ist weise und fromm genug, um die Waldfee zu seinem Schutz anzurufen, es sei denn – was menschlich näherliegend wäre – das Symbol der männlichen Kraft habe irgendeinem „Ilschen“ seines Herzens gegolten . . .

5. Eine Drohung

Auch auf der „Pedra do Americano“ entdeckten wir eine etwas geheimnisvolle Inschrift, deren Buchstaben allerdings klar gezeichnet sind (s. Foto 19). Sie sind in der Art einer Unterschrift einer Gruppe zusammenhängender und schwer zu entziffernder Runen und einem jener „Teufel“ beigegeben, von denen wir schon eine andere Darstellung zeigten (s. Foto 13). Die Übersetzung stieß auf verschiedene Schwierigkeiten, von denen wir jedoch glauben, daß sie überwunden werden konnten:

„aulth mik
nialna
ifi ikil
tulsuia“

„Nialna“ scheint die weibliche Form des Vornamens Njal zu sein, was jedoch nicht ganz sicher ist. „Ifi“ – ein Diminutiv, eine Abkürzung, ein Kennzeichen? Wir wissen es nicht. Der Rest der Inschrift ist eindeutig*. Er ergibt:

* AULTH: altdeutsch „ald“, „old“ = stark. MIK: altdeutsch „mikil“ = mächtig. IKIL: altnordisch „ikull“, altsächsisch und altdeutsch „igil“ = stechen (wie die Stacheln des Igels). TUL: altdeutsch „tulli“ = Spitze des Pfeils oder des Speers. SUIA: alt-

„Kräftig, mächtig
Nialna
ifi sticht
der Speerschwinger.“

Das Lithogramm legt den Gedanken an eine Drohung gegenüber irgendeiner furchtbaren Kriegerin nahe. Und da die Wikinger ihren Waffen Namen zu geben pflegten, könnte das unverständliche Wort „ifi“ sehr wohl die Bezeichnung für den kampferprobten Speer eines abgewiesenen Verehrers oder betrogenen Ehemannes sein. Aber das ist nicht mehr als eine Vermutung.

6. Auf Menschen bezogene Steinmalereien

Außer den Inschriften, die wir soeben untersucht haben, und die man trotz einiger Anomalien ihrer Schreibweise als klassisch ansehen darf, finden wir die relativ glatten Oberflächen zahlreicher Felsen von Sete Cidades mit Lithoglyphen bedeckt. Es sind einzelne Zeichen, wie man sie auf dem Foto 17 sieht oder Gruppen von Runen, von ungelenker Hand gemalt. Viele von ihnen sind mit der Zeit unleserlich geworden. Andere konnten ganz oder teilweise entziffert und übersetzt werden, obwohl sie manchmal in einer phantasievollen oder auch entarteten Schreibweise ausgeführt wurden. Es handelt sich im allgemeinen um auf Menschen bezogene Inschriften, die wahr-

sächsisch und angelsächsisch „swingam“, altdeutsch „swinkam“ = schleudern, werfen, schlagen, peitschen.

scheinlich von Pilgern herrühren, wie wir später sehen werden. Es seien hier nur einige Beispiele angeführt.

In der Serra Negra findet sich die größte Anzahl dieser „graffiti“. Diejenige der Abbildung 23 (Übersetzung: „amilnu“ mit einem verkehrt geschriebenen „n“) ist eine der Formen des Vornamens, aus dem Emil (der schnelle Läufer) wurde. Eine andere, „Ull“ (s. Abb. 24), gibt den in der Wikinger-Zeit häufigen Namen des Gottes der Jagd wieder. „Natka“ (s. Abb. 25), Schlänglein*, ist offensichtlich ein weiblicher Vorname, der vielleicht dem Urheber im Augenblick seines Gekritzels durch den Sinn ging.

Zwei andere „graffiti“ der Serra Negra sind schwerer auszulegen, da die Runen, aus denen sie bestehen, deformiert und außerdem noch miteinander verbunden sind. Die erste (s. Abb. 26), deren Übertragung „luka huni“ (mit altertümlichem „h“) zu ergeben scheint, ist nicht zweifelsfrei zu übersetzen. Einmal hat das Wort „huni“ tatsächlich einen Doppelsinn, zum anderen befindet sich die einzig mögliche Wortwurzel von „luka“ in keiner der bekannten germanischen Sprachen. Unser runenkundiger Mitarbeiter schlägt unter Vorbehalt die Deutung „der biegsame Bursche“ oder „der biegsame Hüne“** vor. Die zweite ist äußerst verworren. Unter größten Schwierig-

* NAT: altnordisch „nadr“, altsächsisch „nadra“, altdeutsch „natar“ = Natter. KA: angehängte Verkleinerungsform. Insgesamt: kleine Natter oder Schlänglein.

** LUKA: indoeuropäisch „lug“ = krümmen, altgriechisch „λύγος“ = biegsamer Zweig. HUNI: altnordisch „hunn“ = kleiner Bär, norwegischer Dialekt „hun“ = Bursche. Oder auch: angelsächsisch und altdeutsch „huni“ = Riese.

keiten liest man: „letiku isa“. Das erste Wort bedeutet: „der, der verletzt“. Das andere Wort ist – vielleicht als Unterschrift – wahrscheinlich ein weiblicher Vorname*.

Auf der „Pedra do Americano“ entdeckten wir ein anderes Lithogramm vom gleichen Typ. Seine Schreibweise ist sehr sorgfältig und der Typ der Runen klassisch, obwohl das „u“ verkehrt herum geschrieben ist wie auf vielen Inschriften sowohl in Brasilien als auch in Paraguay. Die Übertragung ergibt „swalu“ aus dem altnordischen „swal“ = kalt. Wenn es sich wirklich um einen Personennamen handelt, wie wir annehmen, muß er die Bedeutung von „der Wächter“ haben. Auf einem anderen Felsen der „zweiten Stadt“ fällt eine Gruppe von merkwürdig miteinander verbundenen Zeichen auf (s. Abb. 29), die trotzdem durchaus lesbar sind und in Übertragung „ikilot“** ergeben, das heißt „der Stachlige“ oder frei übersetzt „der Belästigte“.

Außerdem gibt es in der Ortschaft von Sete Cidades einen mit Runen-Inschriften bedeckten Felsblock (s. Abb. 30), der durch mehrfache Brüche die Form eines verstümmelten Dreiecks von etwa 40 cm Höhe erhalten hat. Niemand konnte den Ort genau angeben, von wo man ihn geholt hatte. Trotzdem steht seine Authentizität außer Zweifel: die Buchstaben, die er aufweist, sind ganz so geschrieben wie auf den Lithogrammen, die wir auf den

* IKIL: altnordisch „igull (ikull)“, altsächsisch und altdeutsche „igil“ = stechen. OT: altdeutsche Nachsilbe „oti“ = ausgestattet mit.

** LETI: altnordisch „letja“, altsächsisch „lettian“ = verletzen, Gewalt antun. KU: Diminutiv. ISA: altnordisch, altsächsisch und altdeutsch „isarn“ = eisern.

Felsen entdeckten, und die braune und rote Farbe, in der sie ausgeführt wurden, zeigt die gleichen Kennzeichen und die gleiche Patina wie diese.

Die beiden ersten Reihen – die einzigen, die mit Gewißheit zu entziffern sind – setzen sich aus kleinen, gewöhnlichen Runen in brauner Farbe zusammen, von denen die vier ersten ebenso miteinander verbunden sind wie die beiden letzten in der ersten Reihe. In der zweiten stellt man ein „n“ aus dem angelsächsischen Futhorc fest. Wahrscheinliche Übertragung:

„zahu wifwero
kenu ulil

Es folgt eine geneigte Odalsrune, die der erste Buchstabe des Wortes „og“ = und sein könnte.

Zaku und Ulil könnten Vornamen sein, der eine vom altdeutschen „zack“ (= hart, ausdauernd) abgeleitet, der andere vom altdeutschen „ul“ (= Erbgut, Grundbesitz). Träfe das zu, ergäbe sich:

„Zaku, Frau in Waffen,
Ulil, der Kühne (oder Weise).“*

Erwähnen wir noch drei Monogramme (s. Abb. 31), von denen das erste sich an der „Pedra do Americano“ befindet, während die beiden anderen auf einem der Felsen der „Descoberta“ zu sehen sind. Ihr Aussehen ähnelt völlig denjenigen, die es in germanischen Ländern im Überfluß gibt. Das erste lautet in lateinische Schrift übertragen

* WIF: altnordisch „vif“; altfriesisch, altsächsisch und angelsächsisch „wif“ = Frau. WERO: altdeutsch „wer“, Waffenträger. KENU: altnordisch „koenn“ = weise; angelsächsisch „cene“ = kühn.

„liubu“*, das zweite „kilt“**, das dritte „tholf“, was eine Verkleinerungsform des gothischen „Athalwelpo“ ist, woraus der deutsche Vorname Adolf entstand.

7. Rat und Spott

In der „Serra Negra“ entdeckten wir unter vielen anderen zweifelhaften und unvollständigen Lithogrammen zwei, deren Schreibweise zwar ungewöhnlich ist, die aber doch einen uns verständlichen Sinn ergeben. Wir führen sie unter den gegebenen Vorbehalten an.

Das erste (s. Abb. 32) enthält zwei Gruppen von eindeutig mißbräuchlichen Verbindungen und, was noch merkwürdiger, wenn auch keineswegs einzigartig und möglicherweise aus Betonungsgründen erklärlich ist, zwei „e“, von denen das eine dem angelsächsischen Futhorc, das andere dem neuen Futhark angehört. Die Übertragung bietet keine unüberwindlichen Schwierigkeiten:

„lase lei aku.“

Bei der Übersetzung sind wir auf Phantasie und Vermutungen angewiesen. Denn wenn auch kaum ein Zweifel daran besteht, daß „Lase“ ein Vor- oder Beiname ist, so kennen wir doch die Zeit des Verbums „lei“ nicht, und die Etymologie gibt uns keine Erklärung, wie das Wort „aku“ aus irgendeiner indoeuropäischen Wurzel entstan-

* LIUBU: altnordisch „liufr“; altsächsisch „liof“, altdeutsch „lieb“ = liebenswürdig, Geliebter.

** KILT: germanisch „qildiz“ = Sonnenuntergang; angelsächsisch „cwield“ = Sturz, Tod; modernes Englisch „to kill“ = töten.

den sein könnte.* Wir müssen uns daher damit begnügen, folgende Übersetzung zu vermuten:

„Lase, laß deine Spitze.“

Mit „Spitze“ kann mancherlei gemeint sein, logischerweise eine spitze Waffe, vielleicht ein Speer. Aber das sind – wie gesagt – Vermutungen.

Das andere Lithogramm (s. Abb. 33) enthält zwei Gruppen von miteinander verbundenen Runen, deren erste eine offensichtliche graphische Degeneration bekundet. Andererseits ist sie nur das Ende einer Inschrift, da das Wort „uk“ (in normaler Schrift „og“), mit dem sie beginnt, „und“ bedeutet. Wahrscheinliche Übertragung:

„uk umilka gluk ul.“

Die beiden letzten Worte sind leicht zu übersetzen. „Ul“ ist das Erbgut, der Grundbesitz, und wir haben weiter oben gesehen, daß die Wikinger in Brasilien diesen Begriff auf „Sete Cidades“ anwandten. „Gluk“** bedeutet Festung. „Gluk ul“ bedeutet genau das, was das französische Wort „haut-lieu“ bedeutet: die Weihestätte eines Ortes. „Umilka“ dagegen wirft ein ernstes grammatikalisches Problem auf. „Umil“ scheint eine Dialektform des bekannten Vornamens Emil zu sein. „ka“ ist die übliche Verkleinerungsform. Das „s“ zur Bezeichnung des Genitivs gehört nach germanischem Sprachgebrauch an das Ende des Wortes, auch wenn es sich um ein zusammengesetztes handelt. Hier nun steht es zwischen dem Namen

* LASE: altnordisch „letja“; gotisch „latjan“ = physisch schädigen, also der Wunden beibringt. LEI: altnordisch „lja“; gotisch „leisen“ = lassen. AKU: indoeuropäisch „ak“ = Spitze.

** GLUK: altdeutsch „kloka“, niederdeutsch „klok“, mittelniederländisch „cloek“ = Festung.

und der Verkleinerungsform, was eine Anomalie irgendeines Dialekts oder auch ganz einfach ein grammatikalischer Fehler sein kann. Andererseits sind die beiden Endbuchstaben „ka“ nicht ganz eindeutig zu entziffern. Sie könnten auch irgendwelche Schnörkel ohne jede Bedeutung darstellen. In diesem Fall würde die Übersetzung lauten:

„Emils Weihestätte.“

Nehmen wir die Verkleinerung des Vornamens Emil als gegeben, dann könnte es sich um einen Spottvers auf den „kleinen Emil“ handeln, der vielleicht gern ein „großer Mann“ sein wollte.

8. Einige nordische Symbole

Außer den Lithogrammen, deren am besten lesbare wir soeben untersucht haben, zeigen die Felsen von „Sete Cidades“, wie erwähnt, Tausende von Zeichen, deren Sinn uns nicht bekannt ist, und zahlreiche Zeichnungen, die uns gleichfalls zum großen Teil unverständlich sind. Wenden wir uns einigen anderen zu, die dagegen einen ganz eindeutigen Sinn haben. Halten wir fest, daß sie alle aus der gleichen Zeit wie die Inschriften stammen und mit der gleichen Farbe gemalt wurden.

Trotzdem ist die Herkunft einiger von ihnen umstritten. So könnte man z. B. den „Teufel“ (auf Foto Nr. 13) Indianern zuschreiben, obwohl seine Hörner eindeutig europäisch inspiriert sind. Auch die zahlreichen wandernden Sonnen (wie die auf dem Foto Nr. 17) lassen die gleiche Ungewißheit auftauchen. Dagegen ist in bezug auf das Sonnenrad (auf Abb. Nr. 34), eine Art Hakenkreuz, kei-

nerlei Zweifel möglich. Angesichts der verschiedenen Lebensbäume (s. Abb. 34), von denen einige von einem Adlerhorst, dem Symbol Walhallas in der skandinavischen Mythologie, gekrönt sind, könnte man unschlüssig sein, aber nicht bei Betrachtung einer stilisierten Darstellung wie der auf Abb. 36, auf der die Zweige oben die Form einer Lebens- und unten die der Todesrunen annehmen.

Noch kennzeichnender sind womöglich die Hämmer des Thor, denen wir in zwei Exemplaren auf der linken Seite der Inschrift auf Abb. 25 und an zahlreichen anderen Stellen begegnen, beispielsweise auf der „Descoberta“ (s. Foto Nr. 20). Die Form dieser Zeichnungen läßt keinerlei Zweifel über die Art des dargestellten Gegenstandes, und dieser ist das charakteristischste Symbol der skandinavischen Mythologie.

Betrachten wir schließlich das Foto Nr. 21. Wir sehen ein Kreuz, das breiter als hoch ist und nichts Christliches an sich hat, umso weniger, als unter seinem linken Arm – vom Betrachter aus gesehen – die Darstellung einer Weltschlange erkennbar ist, die so häufig auf den Darstellungen der Wikinger-Periode auftritt. Die weiter oben erkennbare Doppelzeichnung scheint nicht skandinavisch zu sein. Aber wir kennen sie von den „kellka rezapaliche“ von Tiahuanacu, jenen Pergamenten, mit denen die ersten spanischen Missionare¹⁴ unter Verwendung einer von ihnen an Ort und Stelle vorgefundenen ideografischen Schrift den Indianern den Katechismus beibrachten. Das fragliche Zeichen bedeutet „Erde“ oder „Welt“. Etwas weiter oben links soll das Kreuz des Südens offenbar die südliche Hemisphäre symbolisch verkörpern. Die Gesamtdarstellung ist also denkbar sinnvoll.

All diese nordischen Symbole passen zu gut zu den Runen-Inschriften, von denen wir die deutlichsten wiedergegeben haben, als daß es unangebracht wäre, auf ihren Wikingers-Ursprung hinzuweisen. Wir müssen ihnen noch eine Darstellung hinzufügen, die sich auf einem der Felsen der „Fortaleza“ (Festung) befindet, die zwar nicht spezifisch skandinavisch ist, aber trotzdem eindeutig nach Europa gehört: eine Sirene (s. Abb. 17), die nur das Produkt der Nostalgie eines Seemanns sein kann.

9. „Externsteine“ im brasilianischen Urwald

Wir folgen also keineswegs den historischen Halluzinationen Schwennhagens⁵³, der – natürlich ohne den geringsten Beweis zu erbringen – die Vorderasiaten von Milet und Halikarnassos als angebliche Urväter der Tupís, die Ur-Ägypter (?), die Phönizier, Etrusker, ja sogar die Trojaner und die Amazonen des klassischen Altertums in den Nordosten Brasiliens kommen läßt, „von den Phöniziern eingeladen, sie auf ihren Schiffen in das neue Kanaan zu begleiten, das sie jenseits des Atlantischen Ozeans entdeckten“. Daß die Trojaner nach Brasilien gelangten, kann – nach Schwennhagen – niemand bezweifeln, da es an der Küste ein Dorf der Tupís gibt, das Tutóia heißt, worin er das Wort Troja erkennen will . . .

Auch wenn man es sich nicht so leicht machen darf, wollen wir hier nicht die – natürlich auch von Schwennhagen aufgegriffene – alte These von Onffroy de Thoron⁵³ untersuchen, nach der die Schiffe Hiram und Sa-

lomonas an den Gestaden des Amazonas anlegten, was übrigens nicht einmal ausgeschlossen ist. Aber es ist eine Tatsache, daß weder die Phönizier, noch die Hebräer, noch die Trojaner oder gar die „Ur-Ägypter“ den germanisch-dänischen Dialekt Schleswigs sprachen und die Runenschrift gebrauchten. Das gilt sogar für die Etrusker, wenn deren Alphabet auch aufgrund des gleichen Ursprungs viel Ähnlichkeit mit dem skandinavischen hat, was auch bei den Schriften der Phönizier und Altgriechen der Fall ist⁵⁶. Die Runeninschriften von „Sete Cidades“ können von niemand anderem als den Wikingern des Südens stammen. Mit noch mehr Grund müssen wir den Namen ablehnen, den Schwennhagen dem fraglichen Ort gibt, auch wenn er zu einer allgemein üblichen geographischen Bezeichnung geworden ist. Im Mittelalter wurde viel von der „insula septem civitatum“ gesprochen, einem Stück Land jenseits des Ozeans, wohin im 8. Jahrhundert der Erzbischof von Porto zusammen mit sechs anderen portugiesischen Prälaten und 5000 Gläubigen auf der Flucht vor den Arabern gelangt sei, um dort sieben Städte zu gründen. Es gibt für diese Wanderungen nicht den geringsten Beweis, und der fragliche Bericht bedeutet lediglich, daß in jener Zeit die Gebiete Amerikas in Europa bereits bekannt waren. Jedenfalls sind die „Sieben Städte“ von Piaui nichts weiter als Felsen.

Schwennhagen wußte ganz genau, woran er sich in dieser Beziehung zu halten hatte. Er versucht auch in seiner Arbeit keineswegs, die Naturgebilde von „Sete Cidades“ als Ruinen erscheinen zu lassen. Ja, er kommt merkwürdigerweise der Wahrheit sogar nahe, wenn er nach einer Beschreibung des Druiden-Ordens schreibt: „Im Norden

Brasiliens, wo die Vorderasiaten erstmalig ihre Kolonialherrschaft errichteten, wählten die „piagas“ (die Priester der alten Tupís) das Gebiet von „Sete Cidades“ als Sitz ihres Ordens und nationales Zentrum der Auswanderer. Sie hätten zu diesem Zweck eine große Stadt gründen müssen, aber die Natur – nach ihrem Glauben Tupa (Gott) selbst – hatte diese Stadt schon so herrlich und groß errichtet, daß Menschenwerk nie etwas ähnliches zuwege bringen würde. So können wir verstehen, wie das große „Schloß“ in der Mitte und die Hunderte von hohen Wänden und phantastischen Felsen dazu dienten, eine heilige Stadt zu bilden . . .“ Daher käme auch der Name von Piaui, was nichts anderes sei als eine jüngere Verformung von „Piagui“, Land der „piagas“.

Vergessen wir die Vorderasiaten und halten wir uns nur den Eindruck vor Augen, den die Wikinger bekommen mußten, als sie sich aus den früher erwähnten Gründen eines Tages „Sete Cidades“ gegenüber befanden. Wie alle Menschen des Nordens feierten die Skandinavier ihre wichtigsten religiösen Feste inmitten der Natur. Gewiß hatten sie auch Gotteshäuser, aber vor allem heilige Haine, heilige Berge, heilige Quellen, heilige Bäume. Die Wikinger, die von Tiahuanacu nach Piaui kamen, kannten diese ihre Kultstätten nur durch mündliche Überlieferungen. Und plötzlich standen sie vor einer überwältigenden Kulisse, die bis in alle Einzelheiten mit dem übereinstimmte, was ihnen von Generation zu Generation überliefert worden war. Sie konnten nicht anders, als hierin einen Fingerzeig ihres Gottes Odin zu sehen.

Ja, mehr noch: „Sete Cidades“ ähnelt nicht nur irgendeiner germanischen Kultstätte, es gleicht der berühmtesten

unter ihnen, den „Externsteinen“ im Teutoburger Wald im heutigen deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen. Es handelt sich um eine seltsam verwitterte Felsgruppe, wo die später von der Kirche christianisierten Sonnenwendfeiern abgehalten wurden. Wir hatten ein Foto von den „Externsteinen“ bei uns und zeigten es bei einer Unterhaltung in Teresina, die wir mit einer Gruppe hoher Beamter über „Sete Cidades“ führten, ohne ein Wort der Erklärung. Alle glaubten darin die Felsen in dem von ihnen betreuten Naturschutzgebiet zu erkennen. Ungläubigkeit spiegelte sich auf ihren Gesichtern wider, als wir ihnen erklärten, daß dieses Foto keineswegs hier, sondern im fernen Deutschland aufgenommen wurde. Erst der genaue Herkunftsvermerk auf der Rückseite überzeugte sie. Im Mittelalter gab es keine genaue Grenze zwischen Dänemark und Deutschland. Waren die Wikinger Schleswiger, Dänen, Sachsen oder Friesen? Von allen diesen ein wenig, wie ihr Dialekt zeigt. Erst viel später teilte eine – übrigens stets gleitende – Trennungslinie ein Gebiet, in dem auch heute noch Dänen und Deutsche vermischt sind. Die „Externsteine“ waren daher den Wikingern von Haithabu, den Vorfahren der Männer von Tiahuanacu, nicht fremd. Mehr noch: zur Zeit, als Sachsen (im 9. Jahrhundert) von Karl dem Großen mit Bibel und Schwert (namentlich dem letzteren) christianisiert wurde, hatten sich die Vorfahren der wahren Entdecker Südamerikas schon längst in Irland und England niedergelassen. Sie hatten daher ihre Überlieferungen ungetrübt bewahrt, nicht nur diejenigen von den Kultstätten, die sie in ihrer neuen Inselheimat getreulich nachbildeten, sondern vielleicht auch ganz besonders die der berühmtesten im

Teutoburger Wald. Die Tatsache, daß sie dieses Heiligtum noch größer in Piaui wiederfanden, muß für sie wie ein Wunder gewesen sein (s. Fotos 22 und 23).

Sei dem wie auch immer, die Wikinger ließen sich jedenfalls in „Sete Cidades“ nieder. Einige Familien von „godi“ (Priestern) siedelten sich in dem Gebiet an. Bei näheren Nachforschungen, für die uns einstweilen Zeit und Mittel fehlten, müßten die Reste dieser Siedlungen zu finden sein. Aus Anlaß der Feste mögen die Menschen von der Küste und anderen Teilen herbeigeströmt sein, um an den Zeremonien des alten Sonnenkultes teilzunehmen. Die unterworfenen Tapuias und Tupís dürften dabei als Hilfsvölker mitgewirkt haben. Das würde die Abdrücke von Indianerhänden an den Wänden von „Sete Cidades“ erklären. Diese Vermischung ergab sich im Lauf der Zeit wie stets und überall, wo zwei Rassen friedlich zusammenleben. Ihr Ergebnis sind die „caboclos“ von Piaui, wie wir ihnen dort heute begegnen.

10. Der Erzhafen von Parnaira

Es bleibt die Frage, wie die Dänen von Tiahuanacu „Sete Cidades“ entdeckten und was sie in einem Gebiet suchten, das so weit von ihrem Zentrum auf dem Altiplano, ja selbst von der Mündung des Amazonas entfernt war. Wenn ihre Drachenschiffe auch die Küsten ganz Südamerikas befuhren – und daß sie es taten, beweist die Karte von Waldseemüller¹⁶ – hatten sie doch keinerlei Grund, so tief (mehr als 100 km Luftlinie) in das Innere eines

Landes einzudringen, wo sie eigentlich kaum etwas anziehen konnte. Das ist zumindest der Eindruck desjenigen, der heute Piauí besucht und seine Landkarte studiert. Ein anderer Gesichtspunkt ergibt sich jedoch, wenn man die Lage zur Zeit der Wikinger untersucht.

Wir haben im Kapitel II auf eine scheinbar befremdliche Tatsache unserer Zeit hingewiesen: die Guaranís und Tupiguaranís, mit denen die Dänen von Tiahuanacu die von ihnen benutzten Flußläufe besiedelt hatten, leben noch immer da, wie die Karte auf Abb. 6 zeigt. Eine Ausnahme macht nur der Fluß São Francisco, wo eine solche Besiedlung nur an der Mündung besteht. Die Erklärung ist ebenso einfach wie schwer vorstellbar: der Mittellauf des Flusses bestand damals noch nicht. An seiner Stelle erstreckte sich zwischen der heutigen Stadt Remanso und den Wasserfällen von Paulo Afonso (s. Kartenskizze auf Abb. 38) in einer durchschnittlichen Breite von 200 km eine riesige Lagune, deren Sümpfe und Seen sich während des Winters mit Wasser füllten, und von deren Rändern zahlreiche Bergketten bis zu einer Höhe von 300 m über dem Meeresspiegel aufstiegen. Drei Flüsse entsprangen dieser Lagune, von denen zwei in östlicher Richtung verliefen, der Opala, der heute den Namen São Francisco führt, und der Realá, der spurlos verschwunden ist. Der dritte folgte dem Tal zwischen Remanso und São João del Piauí und mündet in den Fluß Piauí, dem er eine viel größere Menge Wasser zuführte, als dieser vom Fluß São Raimundo Nonato erhielt und noch heute erhält. Der Piauí-Fluß muß also zumindest von der Stelle an schiffbar gewesen sein, wo sich seine beiden Arme vereinigen, im Winter schon beim Austritt aus der Lagune. Über den

Parnaíba, dem der Piauí zufließt, konnte man zu Schiff bis an den Ozean gelangen.

Der von Schwennhagen⁵³ zitierte Chronist Gabriel Soares hörte im Jahr 1587 von den Tupiguaranis in Bahia, Sergipe und Piauí Berichte über die „Upá-Assú“ genannte Große Lagune, von der sie annahmen, daß sie noch ebenso existierte wie ihre Insel mit den dort angeblich vorhandenen gewaltigen Silbervorkommen. Die Austrocknung hatte also damals noch nicht vor undenklichen Zeiten stattgefunden. Aber wie hatte sie sich vollzogen? Das wissen wir aus einem Bericht, den der brasilianische General Ivo do Prado 1919 dem Geographie-Kongreß von Belo Horizonte über den Fluß Realá vorlegte: zu einem bestimmten Zeitpunkt fanden die Wasser der Lagune einen ausreichenden Abfluß über die Wasserfälle von Paulo Afonso, so daß von ihr bald nicht mehr als der Mittellauf des São Francisco übrigblieb, so wie wir ihn heute kennen. War diese Umwandlung ein Werk der Natur? In einer vulkanischen Gegend wäre die Annahme zulässig, daß ein Erdbeben den Austritt des Opala-Flusses veränderte. Aber das fragliche Gebiet ist nicht vulkanisch. Es bleiben also nur zwei andere Erklärungen: entweder wurde der Wasserfall Paulo Afonso durch die über ihn abfließenden Wassermassen im Lauf der Zeit bis zu seinem heutigen Umfang verbreitert und vertieft, oder es handelt sich um ein großartiges Werk menschlicher Wasserbaukunst. Die erste Annahme scheidet von vornherein aus, weil das Abschleifen des Gesteins durch Wasserkraft viele Tausende, wenn nicht Millionen von Jahren erfordert haben würde. Bleibt nur die zweite. Und tatsächlich untersuchte Ludwig Schwennhagen, dessen üppige Phan-

tasie den Ergebnissen seiner genau angestellten und ehrlich wiedergegebenen Beobachtungen nie Abbruch tat (wie seine Untersuchung über „Sete Cidades“ beweist), auf das sorgfältigste (diesen Ausdruck gebraucht er selbst) die Wasserfälle Paulo Afonso, die damals noch nicht durch das heute hier befindliche Elektrizitätswerk verändert worden waren. Und er entdeckte die Spuren eines außergewöhnlichen technischen Kunstwerkes: „Fünf symmetrische Kanäle, die ihr Wasser einem rechteckigen Becken zuführen, das in 50 Meter Tiefe in den Fels gehauen war.“ Sodann vergleicht der gute Mann das von ihm festgestellte Kunstwerk mit denen von Khartum und schreibt es ägyptischen Ingenieuren aus einer von Ramses I. gegründeten Schule der Wasserbaukunst zu . . . Aber die Erinnerung an die Große Lagune lebte – wir wiederholen – noch Ende des 16. Jahrhunderts im Gedächtnis der örtlichen Indianer.

Welchen Sinn konnte dieses Werk haben? Vermutlich einerseits den, ober- und unterhalb der Wasserfälle fruchtbares Land für die unterworfenen Eingeborenen zu schaffen. Aber andererseits vor allem den, eine ständig schiffbare Flußverbindung (was die Große Lagune nicht war) zwischen einer ungewöhnlich reichen Zone wertvoller Erzvorkommen und dem Atlantik zu schaffen. Diese Zone umfaßte nicht nur die ehemaligen „Silber-Inseln“ des „Upá-Assú“, sondern auch das Gebiet des heutigen brasilianischen Staates Minas Gerais, durch welches der São Francisco fließt, und in welchem sich unzählige präkolumbianische Erzbergwerke befinden. Es war daher kein Zufall, daß die Portugiesen – nach einem von Fawcett³⁵ zitierten, aber namentlich nicht genannten Chronisten –

im 16. Jahrhundert in dem fraglichen Staat auf einen Stamm von Eingeborenen stießen, die bärtig und hellhäutig waren. Die Frauen dieser Molomaques waren „weiß wie Engländerinnen mit goldenem, silbrigem oder kastanienfarbenem Haar“. Sie hatten „feine Gesichtszüge, kleine Hände und Füße und wunderschönes seidiges Haar“.

Die Tupiguaraní der Gegend besaßen genaue Kenntnis der verschiedenen Metalle, wenn auch alles darauf hindeutet, daß sie sie nicht zu nutzen wußten. Das Gold nannten sie „itá-yubá“, das Silber „itá-tingá“, das Kupfer „itá-iqueza“, das Eisen „itá-una“ und den Stahl „itá-ité“. Alle diese Bezeichnungen bestehen aus dem Wort „itá“ (Stein) in Verbindung mit einem anderen, das auf die Farbe, Konsistenz oder – wie beim Stahl (steinerne Stein) – Zusammensetzung hinweist. Es scheint sich also, wie in der Guaraní-Sprache Paraguays (Eisen: cuarepoti; Gold: cuarepotiyu; Silber: cuarepotiti usw.), um künstliche Wortbildungen zu handeln. Wurden sie, wie einige vermuten, von den portugiesischen Missionaren und Kolonisatoren für den Gebrauch der Eingeborenen geschaffen? Sicherlich nicht, da sie schon in vorkolumbianischen Ortsbezeichnungen auftreten. Sie stammen also von den Wikingern – eine andere Erklärung gibt es nicht. Bleibt die Frage, warum sie diesen Metallen soviel Bedeutung beimaßen, die sie offensichtlich nicht nach Peru schickten (wo Überfluß daran herrschte), daß sie die Große Lagune trocken legten, um sich leichteren Zugang zu den Erzvorkommen Zentralbrasiliens zu verschaffen. Sie brauchten ohne Zweifel für sich und die Eingeborenen Eisen, Kupfer und Zinn zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen. Aber das Gold und das Silber, jenes Silber,

das sie nach den Eingeborenen-Überlieferungen so außerordentlich interessierte? Das ist ein Problem, mit dem wir uns z. Z. beschäftigen, und das wir eines Tages lösen zu können hoffen.

Auf dem Fluß São Francisco gibt es auch heute noch (wenn auch immer weniger) große Boote, die dem Warentransport dienen. Ihr schnabelförmiger Bug wird von einer in Holz geschnitzten Figur, der „carranca“, geziert, die ein Ungeheuer, zumeist halb Mensch, halb Tier, darstellt, dessen Haar stets rot gemalt ist. Die Schiffer erhoffen von ihr Schutz: die „carranca“ vertreibt den „Schwarzen Wassermann“, einen bösen Geist, der die Schiffe kentern läßt, und der, wenn ein Schiff zu versinken droht, drei schrille Schreie ausstößt. Solche Schiffe gibt es nirgendwoanders in Brasilien, und die Herkunft ihrer Form sowie die der Gallionsfigur ist bisher ein Geheimnis geblieben, das viele Ethnologen vergeblich zu enträtseln versuchten. Nun, man braucht sich nur eines von ihnen (s. Foto 24 und 25) anzusehen, um die Ähnlichkeit mit den Drachenschiffen festzustellen: dieselbe Form, nur schmaler, dieselbe Konstruktion aus ineinandergefügten Planken, derselbe Bug, wenn auch das Tier an den skandinavischen Schiffen hier durch ein halb menschliches Ungeheuer ersetzt ist, dessen Darstellung vermutlich von dem schrecklichen Eindruck inspiriert wurde, den ein rothaariger Wikinger am Amazonas bot.

Wir sind durch den „upá-assú“-Komplex ein wenig von „Sete Cidades“ abgekommen. Nicht allzu viel, da wir gesehen haben, daß die Wasser der Lagune, ehe sie trockengelegt wurde, sich zum Teil und zumindest während des Winters in den Piaui-Fluß, einen Nebenfluß des Parnaíba

ergossen. Das Erz oder das bereits gewonnene Metall konnte also auf diesem Weg zum Atlantik verfrachtet werden. Auf dem Gebiet von Piauí selbst gab es übrigens schon vor der Konquista ausgebeutete Bergwerke, vor allem in der Serra do Sumidouro, wo man in dem silberhaltigen Gestein zahlreiche offene Stollen sieht, deren Vorräte schon abgebaut waren, als die ersten Portugiesen ins Land kamen. Nach Schwennhagen⁵³ sind die Bänke des Longá-Flusses, eines Nebenflusses des Parnaíba, nichts anderes als die Überbleibsel alter Anlagen zum Waschen von Feingold. Man darf sogar annehmen, daß es die Erschöpfung der Minen von Piauí war, die die Männer von Tiahuanacu bewog, weiter entfernte Vorkommen auszubeuten und zu diesem Zweck die Große Lagune trockenzulegen. Das hatte indessen einen unerwünschten Sekundäreffekt: ihre Wasserstraße zu dem in seiner Wassermenge beträchtlich verminderten Parnaíba wurde abgeschnitten. Man mußte sie durch einen Landweg ersetzen.

„Im Süden von Piauí“, schreibt Schwennhagen⁵³, „gibt es zwei Punkte von großer historischer Bedeutung. An der Straße, die vom Dorf Canto do Buriti ausgeht und nach São Raimundo Nonato führt, steht, 15 km vom Sitz der Ortsverwaltung entfernt, an einem Pingá genannten Platz ein steinernes Gebäude, das eine Kapelle oder ein alter Tempel zu sein scheint. Das Haus, das in der Gegend „Igrejinha“ (Kirchlein) genannt wird, ist in der gleichen Art konstruiert wie alle Steinhäuser an der großen Erschließungsstraße, die von der Küste von Rio Grande del Norte nach Südwesten führt. An den Innenwänden der „Igrejinha“ sieht man noch die Spuren von Inschriften und Malereien; in ihrem Innern ist Platz für minde-

stens 50 Personen mit Gepäck. Das andere Steinhaus befindet sich 22 km südsüdwestlich von S. Raimundo auf einer „fazenda“ (Landgut) namens „Serra Nova“. Dieses Haus ist etwas kleiner: aber es bietet immer noch Raum für 20 Personen mit Pferden. Die Konstruktion ist die gleiche, und die Inschriften an den Innenwänden sind gut erhalten. Ein Blick auf die Landkarte Brasiliens läßt sofort erkennen, daß diese beiden Steinhäuser auf der gleichen langen Linie liegen, die von Kap San Roque nach Südwesten führt. Es waren zweifelsohne Stationen an der großen Straße. Die Entfernung von 35 km zwischen den beiden Stationen entspricht einer Tagesreise mit Lastenträgern . . . Es kann nicht schwer sein, auf der gleichen Linie im Süden Piauis noch mehr solche alten Stationen zu finden.“ Kap San Roque ist der östlichste Punkt Brasiliens in Rio Grande del Norte etwas oberhalb der Stadt Natal.

Schwennhagen glaubt, daß der mit Austrocknung der Großen Lagune unbenutzbar gewordene Wasserweg des Paraíba durch eine Landstraße ersetzt wurde, die in die Nähe von Kap San Roque führte. Diese Annahme ist nicht sehr wahrscheinlich, da der Fluß für den Transport von Bergbauprodukten zum Meer diente, die nicht im Süden von Piaui gewonnen wurden, sondern in der Gegend der Großen Lagune, die zwischen jenem Gebiet und Rio Grande del Norte liegt. Daß es einen Verbindungsweg zwischen „upá-assú“ und der Meeresküste im Osten gab, ist eine andere Sache. Aber es gab keinen Grund, warum dieser Weg über die alten Silberinseln hinausgehen sollte, durch ein armes und wüstenartiges Gebiet hindurch und zu dem Hochland von Goiás, das nicht weniger arm und wüstenartig ist. Wir halten die Annahme für logi-

scher, daß die Steinhäuser von São Raimundo Nonato „parehás“, Poststationen waren an einer Straße, die dem Lauf des Piaui folgte, und die es erlaubte, von der Lagune „upá-assú“ zum Parnaíba (und damit ans Meer) zu gelangen, ob nun der Fluß genügend Wasser führte oder nicht, wie im Sommer vor der Trockenlegung der Lagune und zu jeder Jahreszeit danach. Es kann sich auch um die Verlängerung des „Wegs von Longá“ gehandelt haben, der – nach Schwennhagen – vom See São Domingos ausging und sich hinter dem Fluß Pirangi gabelte, von wo aus die eine Strecke nach Ceará, die andere nach dem Süden führte.

Wenn die Wikinger den durch Trockenlegung der Lagune unbenutzbar gewordenen Fluß durch eine Straße ersetzten, so geschah das offensichtlich, weil die Mündung des Parnaíba für sie ein unersetzlicher Stützpunkt war. Ein Stützpunkt an der Mündung eines Flusses ist vor allem ein Hafen, der Schutz vor Wind und Seegang bietet. So großartig auch die Drachenschiffe der klassischen Epoche für die Fahrt auf hoher See und für die Landung am Strand konstruiert waren, so verletzlich waren sie vor Anker. Ja, dieser Ausdruck ist sogar ein Euphemismus: die Wikinger kannten tatsächlich den Anker nicht. Sie konnten ihre Schiffe also nur auf den Sand auflaufen lassen oder sie im flachen Wasser an der Küste an Pfählen festmachen, die in den Grund getrieben wurden. Dieses Verfahren erklärt sich durch die Natur der skandinavischen Heimat der Wikinger, wo die Fjorde überall Schutz bei ausreichendem Wasserspiegel für die Schifffahrt sichern. Das mag auch einer der Gründe für die Anziehungskraft sein, die die Flüsse auf die „Herren der See“ ausübten.

Bei seiner Mündung in den Atlantik bildet der Paraíba ein Delta (s. Karte auf Abb. 39). Sein Hauptarm fließt immer breiter werdend dem Ozean entgegen. Ein Nebenarm umspült mit seinen sanften Gewässern die große Insel Santa Isabel und bietet kleineren Schiffen guten Schutz. Ein viel sicherer Ort für Drachenschiffe befindet sich an der Küste der Insel. An der Mündung des Hauptarms wird sie durch einen natürlichen Kanal von 3 km Länge geteilt, der zum Meer hin von einer Sandbank (s. Abb. 40) begrenzt wird. Die großen Segelschiffe fanden dort Schutz vor dem Seegang, aber nicht vor dem Wind, da die Küste des gesamten Deltas von einem Strand von etwa 30 km Länge ohne jede Erhebung gebildet wird. Die Wikingerschiffe boten mit ihren niedrigen Aufbauten dem Sturm wenig Angriffsfläche und fürchteten auch das Auflaufen auf Sand nicht. Der Kanal scheint daher für sie der richtige Lande- und Liegeplatz gewesen zu sein.

Es wäre dies nur eine unter vielen Möglichkeiten gewesen, hätte es nicht an der Einfahrt zu dem fraglichen Meeresarm schon vor der Konquista zwei Seezeichen in Gestalt großer Felsblöcke gegeben. Ihre Funktion ist so offensichtlich, daß auf dem einen von ihnen 1873 ein Leuchtfeuer installiert wurde. Der andere wird von einem kugelförmigen Stein gekrönt, den die Fischer „El Globo“ (Die Kugel) nennen, und der offenbar dazu bestimmt ist, das Einfahrtszeichen von weither sichtbar zu machen. Im Sand zu Füßen dieses Felsblocks fand man 1924 einen steinernen Wegweiser, der offenbar früher die Richtung des Kanals angeben sollte. Daß dieser benutzt wurde, beweisen die Bearbeitungen des Felsgesteins: oben wurden Zisternen zur Speicherung von Regenwasser in den Stein gehau-

en. Und auf der Höhe, die von der dreimal im Jahr eintretenden großen Flut erreicht wird, befinden sich ebensolche künstliche Becken, die 60 bis 70 cm tief in den Stein gehauen wurden, um aus dem gespeicherten Seewasser durch Eintrocknung Salz zu gewinnen. Dies Verfahren wurde noch vor 50 Jahren, als Schwennhagen hier seine Erhebungen anstellte, angewendet und wird es wahrscheinlich auch heute noch. Die beiden steinernen Seezeichen verdanken diesem Umstand ihren Namen „Pedras do Sal“, die Salzsteine.

Am rechten Ufer des Parnaíba, fast gegenüber dem „Kugel-Felsen“, liegt Tutóia, heute Luiz Corrêia, eine wichtige Ortschaft der Tremembés, deren „morubixa“ (Häuptling) im 17. Jahrhundert die Herrschaft über alle Tupiguaraní-Stämme des Gebietes ausübte, wie das Zeugnis des Paters Claude d'Abbeville beweist, nach dem die Tupinambás der Insel San Luis ihn um sein Einverständnis ersuchten, daß die Franzosen dort ihr Fort Marañón errichteten. Einige Kilometer höher stellte ein kleiner Hafen, der heute die Stadt Paraiba ist, und der noch vor 50 Jahren Amaração (Liegeplatz) hieß, wahrscheinlich den Seefahrts-Stützpunkt der Wikinger dar. In der Umgebung von Tutóia entdeckten die ersten portugiesischen Kolonisatoren die Ruinen von starken Mauern aus mit Zement verbundenen Steinen. Der Geschichtsschreiber Varnhagen, Visconde von Pôrto Seguro⁵⁷, glaubt, daß es sich um die Reste von Befestigungen handelt, die der erste portugiesische Beauftragte für das Gebiet, Antonio Cardoso de Barros, anlegte. Das ist sehr wenig wahrscheinlich, wie Schwennhagen⁵⁸ meint, weil er bedeutende Kräfte benötigt hätte, um eine von feindseligen Stämmen bewohnte

Gegend so intensiv zu besetzen, daß er Einrichtungen zur Herstellung von Zement hätte errichten können. Nun, wir wissen, daß Cardoso de Barros bei der einzigen Blitzreise, die er durch das von ihm „beherrschte“ Küstengebiet machte, sich nicht einmal am Parnaíba-Fluß aufhielt. Was aber die Männer von Tiahuanacu betrifft, so war ihnen der Gebrauch von Zement absolut vertraut, wie mehr als ein Monument des Maya-Landes und Perus beweisen.

Es ist sehr wahrscheinlich, wie Schwennhagen annimmt, daß die Seefahrtsstützpunkte von Tutóia und Amarração (die er freilich den Phöniziern zuschreibt) durch Schiffswerften und Lager ergänzt wurden, und zwar etwa 50 km weiter nördlich am See São Domingos, in den der Longá-Fluß mündet, der seinerseits mit dem Parnaíba durch einen 12 km langen Kanal verbunden ist. „Heute ist dieser Kanal nicht mehr gut schiffbar, aber er führt stets genügend Wasser, und ein Ingenieur, der ihn untersuchen möge... wird feststellen, daß hier früher eine gute Wasserverbindung bestand. Eine sorgfältige Untersuchung des Sees wird viele Spuren und Reste von Werften und Wällen finden, wie man schon in der Nähe des Sees auf verschiedene Inschriften stieß.“ Da wir eine solche Untersuchung bisher leider nicht durchführen konnten, bleibt all dies vorerst eine Vermutung. Aber sie ist umso wahrscheinlicher, als wir die Anziehungskraft kennen, die Binnenhäfen auf die Wikinger – in Erinnerung an ihre heimischen Fjorde – ausübten. Es war am Ufer eines Binnensees, der durch einen Fluß mit dem Meer verbunden war, wo Leif Eriksson im Jahr 1000 seinen nordamerikanischen Stützpunkt Leibsbudir errichtete.

Sei dem wie auch immer, es bleibt die Tatsache, daß „Sete

Cidades“ 100 km Luftlinie von Amarração und vor den Toren der derzeitigen Ortschaft Piracuruca am Ufer eines Zuflusses des Longá liegt. Als sich die Wikinger in dem Gebiet niederließen, müssen sie den Ort zwangsläufig entdeckt haben. Er entsprach zu sehr ihren religiösen Gewohnheiten, als daß sie ihn nicht zu einer Kultstätte gemacht hätten.

11. Die Landkarte von „Sete Cidades“

Auf einer kleinen Steinplatte der „vierten Stadt“ gegenüber dem „Schloß“ sieht man eine alleinstehende Gruppe von Zeichnungen, deren harmonische Zusammenstellung sich von dem wirren Durcheinander abhebt, das so viele andere Wände bedeckt. Auf der linken Seite haben zwei senkrechte Streifen, die leicht gegeneinander geneigt und sehr sorgfältig geometrisch ausgeführt sind, keinerlei Bedeutung für uns. Unten rechts ist über einem Lebensbaum mit höchst regelmäßigen Zweigen (s. A. 35) – ähnlich dem in der Wikinger-Poststation vom Cerro Polilla en Paraguay von uns entdeckten – ein Lageplan gezeichnet, der in seiner Auffassung dem an genanntem Ort in gleicher Position gefundenen völlig entspricht. Es handelt sich um eine geometrische Darstellung, die von einem zentralen Kreis gebildet wird, von dem sechs in geschlossene Kreise auslaufende gerade Linien verschiedener Länge ausgehen (s. Foto 26).

Eine solche Übereinstimmung kann wohl kaum dem Zufall zugeschrieben werden. Auf die Landkarten unserer Zeit angewendet, hatte uns der Lageplan vom Cerro Polil-

la die wichtigsten Punkte Paraguays in vorkolumbianischer Zeit angegeben. Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, hatte es genügt, den Lageplan unter der Berücksichtigung der Tatsache zurechtzurücken, daß auf ihm der Osten – wie auf den Landkarten der Azteken – dort liegt, wo wir heute den Norden anzunehmen pflegen (nämlich oben). Gehen wir mit der Zeichnung von „Sete Cidades“ in gleicher Weise vor, so stellen wir sofort fest, daß wir uns nicht geirrt haben: es ist ein Wegweiser-Lageplan.

Projizieren wir ihn auf eine moderne Landkarte von Piauí mit Zentrum in „Sete Cidades“ (s. Abb. 41), so zeigt er: im Norden die Mündung des Parnaíba (1); im Nordosten (2) einen Punkt der Küste von Ceará zwischen den Ortschaften Trairi und Paracurú an einem Ort, wo sich eine mit dem Ozean durch einen Kanal verbundene Seelagune befindet, oder (bei einer nur ganz geringen Winkelabweichung) die Ortschaft Paracurú selbst am Curú-Fluß, deren aus der Sprache der Tupiguaraní stammender Name darauf hinzudeuten scheint, daß sie schon vor der Konquista am gleichen Ort (zwischen See und Meer) bestand; im Südwesten (3) – bei unbedeutender Winkelabweichung – die Ortschaft Inhamuns in Ceará, wo sich – wie wir im nächsten Kapitel sehen werden – verschiedene Lithogramme befinden, die auf das Vorhandensein eines bedeutenden Wikinger-Zentrums hinweisen; im Südsüdwesten (4) einen Punkt am Fluß Potí, der dem Piauí zufließt und die natürliche Grenze der Nordzone von Piauí darstellt, einen Punkt, der vielleicht den Übergang der „Longá-Straße“ über den Fluß bezeichnet; im Südwesten (5) die heutige Stadt Caxias am Itapecurú, ei-

nem schiffbaren Fluß, der in die Bucht von San Marcos mündet, gegenüber der Insel, auf der sich San Luis del Marañón befindet; im Nordwesten schließlich den Zusammenfluß von Munim und Prato auf einem anderen Schiffahrtsweg, der ebenfalls zur Bucht von San Marcos führt, wo sich am Ende eines regelrechten Fjords der für die Wikinger vielleicht ideale Hafen von Icatú befand. Wenn wir die Unebenheiten des Geländes in Rechnung stellen, sind die relativen Entfernungen der sechs Wegstrecken, die in Tagereisen und nicht in metrischen Einheiten gemessen wurden, da es sich ja um eine Marsch-Skizze handelte, tadellos. Die Richtungen sind mit einer Zuverlässigkeit angegeben, die wir auf den portugiesischen Landkarten des 18. Jahrhunderts fraglos nicht antreffen.

Wie der „parehá“ vom Cerro Polilla war „Sete Cidades“ also zugleich Kultstätte und Straßenkreuz fast genau in der Mitte eines weiten Gebietes, das im Norden die Atlantikküste, im Westen der Parnaíba, im Süden der Potí und im Osten das Ibiapaba-Gebirge, die Grenze zwischen Piauí und Ceará, begrenzen. Aber während in Paraguay der kleine Felsen mit dem steinernen Lageplan nur aushilfsweise den durchreisenden Wikingern zur Abhaltung ihrer religiösen Zeremonien diente, waren es wahrscheinlich die gewaltigen „Externsteine“, die „Sete Cidades“ zu einer Pflichtstation für die Reisenden und folglich zu einem Treffpunkt auf der Kreuzung der aus allen Richtungen herbeiführenden Straßen machten.

12. Eine Weihestätte des Westens

Ausgangspunkt unserer Untersuchungen im Norden Brasiliens war die logische Gewißheit, daß die Wikinger von Tiahuanacu, deren Rasse und althergebrachte Sitten wir kannten, gar nicht anders konnten, als den natürlichen Verbindungsweg zu benutzen, den für sie der Amazonas darstellte. Sie hatten das Gebiet besetzt, in dem der Große Fluß entspringt, und das Vorhandensein des Atlantischen Ozeans war ihnen nicht unbekannt. Wir hatten in Paraguay¹⁶ den Landweg wiedergefunden, den sie zu benutzen pflegten, um von ihrer Hauptstadt auf dem Altiplano über Potosí und Asunción zur Küste zu gelangen, und wir hatten an ihrem „parehá“ vom Cerro Polilla aufschlußreiche Inschriften entziffert. Wir mußten also mit noch mehr Grund am Amazonas und seinen angrenzenden Gebieten Spuren ihrer Anwesenheit entdecken. Aber wir erwarteten gewiß nicht, so viele und so bedeutende zu finden. Wir suchten – wie der Wüschelrutengänger – nach Wasser und entdeckten eine Goldader. Sie ist noch lange nicht erschöpft.

„Sete Cidades“ übertrifft alles, was wir uns vorstellen konnten. Der Ort wäre schon eindrucksvoll, wenn man dort nur – wie alle unsere Vorgänger – phantastisch geformte Felsen und geheimnisvolle Kritzeleien von Eingeborenen erblickte. Aber wenn man ihn in seinen historischen Zusammenhang stellt, bleibt gar keine andere Möglichkeit, als in diesem Ort eine große Weihestätte des Okzidents zu erkennen. Einige hundert Männer unserer Rasse hatten es verstanden, in Südamerika ein unermeßliches Imperium zu erobern, daß sie dank einer unver-

gleichlichen politischen und militärischen Organisation fest in den Händen hielten. Weit davon entfernt, sich von unendlich viel zahlreicheren eingeborenen Völkerschaften aufsaugen zu lassen, hatten sie sich ihnen gegenüber durchgesetzt, nicht ohne ihnen das zu vermachen, was diese von ihrem Glauben und von ihren Fertigkeiten aufzunehmen vermochten. Indem sie sich den Erfordernissen ihrer neuen Heimat anpaßten, hatten sie die alte nicht vergessen und hatten ihre Eigenständigkeit zu bewahren gewußt. „Sete Cidades“ mußte ihnen wie ein Geschenk ihrer Götter erscheinen: „Exsternsteine“ im überdimensionalen Ausmaß ihres Reiches, die es ihnen erlaubten, die Verehrung Odins und Thors in ihrer ganzen Reinheit und wiederbekräftigten Großartigkeit fortzuführen. Vom Parnaíba angelockt, dessen Wassermenge auf seine Herkunft tief aus dem Inneren des Landes schließen ließ, hätten sie sich vielleicht damit begnügt, von den Indianern die Erzvorräte ausbeuten zu lassen, die es in der Gegend im Überfluß gab. Aber die Heiligen Steine von „Sete Cidades“ zogen alsbald Pilger an, die natürlich keine Heiligen, sondern Eroberer waren. Die Männer von Tiahuanacu erforschten das Gebiet, entdeckten den Opala – den heutigen São Francisco – die Große Lagune und die gewaltigen Mineralvorkommen, die sie in ihrem Schoße barg, und die sie sofort auszubeuten begannen. Dank „Sete Cidades“ verwandelte sich der Nordosten des heutigen Brasiliens in eine blühende Kolonie, deren Bedeutung später gewaltige Werke wie die zur Trockenlegung von „upá-assú“ erforderlichen rechtfertigte. An Arbeitskräften mangelte es nicht. Jedoch ging es nicht darum, die Weihestätte, die die Natur derjenigen so ähn-

lich gestaltet hatte, die sie in der alten Heimat zurückließen, durch steinerne Gebäude zu verändern. Die Wikinger erlernten wieder die Kunst, Häuser aus Holz zu errichten, wie das in ihrem Ursprungsland Brauch gewesen war. Aber die „godi“, die Priester, und die Pilger bearbeiteten einige Felsen und bedeckten mit ihren Steinzeichnungen die Felswände, die das zuließen.

Der Wind und der Regen haben das Werk der Künstler zum Teil zerstört. Wir sind übrigens weit von der Behauptung entfernt, „Sete Cidades“ erschöpfend erforscht zu haben. Dazu wäre die Arbeit von vielen Monaten oder Jahren erforderlich gewesen. Wir haben uns darauf beschränkt, unserem „caboclo“-Führer zu den Inschriften zu folgen, deren Lage ihm bekannt war, und uns in der Umgebung der kennzeichnendsten Punkte ein wenig umzusehen. Trotz des beschränkten Charakters unseres Unternehmens entdeckten wir 16 Lithogramme, die entziffert werden konnten, und die von einfachen auf Stein gemalten Namenszügen bis zu langen Inschriften klassischer Form (auf den Abb. 3 und 4) reichen. Dank diesen letzteren wissen wir, daß sich die Wikinger selbst „die intelligenten Bartträger der Ebene“ nannten, und daß sie „Sete Cidades“ als ein Erbgut, als eine Weihestätte ihrer Rasse betrachteten. Darstellungen von Drachenschiffen, Thor-Hämmern und anderen nordischen Symbolen tragen zu einer Definition bei, die das Wort „Inka“ (Nachkomme) ganz klar ausdrückt.

Es besteht kein Zweifel mehr. Die Heiligen Steine von Piaui, das Gegenstück der Externsteine im Teutoburger Wald, würden weitgehend genügen, wenn wir nicht noch andere Beweise für die Anwesenheit der Männer von Tia-

huanacu in Brasilien hätten. Die Sprache und der Charakter der Inschriften – wir werden darauf noch im Kapitel VII zurückkommen – bestätigen die Schlußfolgerungen, zu denen wir nach unseren Entdeckungen in Paraguay gelangten: die in Mexiko im Jahr 967¹⁴ gelandeten Wikinger waren über ihre Besitzungen auf den britischen Inseln aus Schleswig gekommen. Die großartigen Ruinen von Tiahuanacu und anderen Orten Perus bezeugen ihre kulturelle Schöpferkraft ebenso wie die unermessliche Ausdehnung ihres südamerikanischen Imperiums, ihre politischen und militärischen Fähigkeiten. „Sete Cidades“ aber erklärt uns das Geheimnis ihres Erfolges: Treue zu Herkunft und Überlieferung.

V. SPRECHENDE STEINE

1. Heilige Haine und Grabhügel

Die Externsteine von „Sete Cidades“ stellen ohne Frage die wichtigste Kultstätte der Wikinger in Piauí dar. Aber es gibt in diesem Gebiet noch viele andere Orte, die wie es scheint, von gleicher Art und gleichem Ursprung sind, und die eine erschöpfende Untersuchung verdienen, die wir aus Mangel an materiellen Mitteln leider nicht durchführen konnten. Lassen wir die zahlreichen Lithogramme und Lithoglyphen beiseite, die (wie etwa diejenigen in der Serra dos Arcos im Nordosten von Piracuruca) „hieroglyphische Zeichen und verschiedene phönizische Buchstaben“ zeigen, wie Schwennhagen⁵⁸ sie nennt, obwohl es sich wahrscheinlich um Runen handelt: man kann erst von Inschriften sprechen, wenn man sie entziffert, analysiert und übersetzt hat. Sehen wir gleichfalls von den zahlreichen Bergwerksstollen ab, die aus der Zeit vor der Konquista in dieser Gegend fast überall die Felsen durchbrechen. Wir haben sie schon weiter oben behandelt. Beschäftigen wir uns dagegen mit den „Heiligen Hainen“, die – nach den Chronisten – jedes Tupí-Dorf besaß. Wir können das dank Schwennhagen, der zwei von ihnen sorgfältig erforschte und beschrieb.

Der erste (s. Abb. 42) befindet sich an einem „Alto Alegre“ genannten Ort im Verwaltungsbezirk von Piracuruca. Er besteht aus einem Halbkreis von Feldsteinen in einer Höhe von 60 bis 80 cm. Zwei Bäche schlängeln sich zwischen diesen hindurch, von denen der eine einen kleinen See bildet. Im Innern des von Feldsteinen begrenzten Halbkreises sieht man eine aus Steinplatten kunstvoll errichtete Plattform, auf der sich ein aus Holz errichteter Tempel befunden haben muß. Dort, wo sich der Halbkreis aus Feldsteinen öffnet, befindet sich etwa fünf Meter über dem Spiegel des Sees der eigentliche Heilige Hain, in dessen Mitte sich in Form eines Brunnens der Eingang zu unterirdischen Räumen öffnet. In drei Meter Tiefe dient ein Saal von 4 m höchster Länge, 3 m Mindestbreite und 2 m Höhe als Vorraum für eine Galerie von 6 m Länge, die sich in zwei Gänge von 10 bzw. 8 m Länge gabelt, welche ihrerseits in zwei Kammern von 3,64 qm bzw. 3,36 qm führen, die so niedrig sind, daß man in ihnen nicht aufrecht stehen kann.

Die erste Frage, die diese unterirdische Anlage aufwirft, ist die nach ihrem Ursprung. Nach sorgfältigem Studium gelangt Schwennhagen zu der Schlußfolgerung, sie müsse von Menschenhand ausgehoben worden sein. „Wir haben zahlreiche Ungläubige gegen uns, die die Erosions-Theorie vertreten und alle Grotten für ein Werk der Natur halten. Und wo Erosion völlig ausgeschlossen ist, erscheinen die Holländer, die Wasserbehälter und Häuser aus Stein errichteten, oder die Jesuiten, die Keller ausheben ließen. In Alto Alegre kann man keine Spuren von Erosion feststellen; es gibt dort weder Kalkstein noch Salpeter. Es fließt kein Bach, der sich in die Erde hätte eingraben kön-

nen, noch kamen Holländer und Jesuiten dorthin.“ Es kann anderseits schon gar nicht Erosion gewesen sein, die den dazugehörigen Steinwall errichtete.

Das zweite Problem löst unser Autor weniger glänzend. Warum wurde diese unterirdische Anlage ausgehoben? Schwennhagen nimmt an, daß es sich um Bergwerksstollen handelt. Doch leider widerspricht dieser seiner These, daß es in der fraglichen Gegend keinerlei Mineralvorkommen gibt, die ihr Vorhandensein rechtfertigen würden. Wohl aber finden sich in den Bächen von Alto Alegre wie in vielen anderen der Gegend nach den großen Winterregen allerlei Kristalle und Halbedelsteine. „Vielleicht ist dort, wo sich das Kellergewölbe befindet, eine reiche Ader solcher Steine entdeckt worden.“ Vielleicht. Aber Beweise gibt es nicht. Viel wahrscheinlicher ist, daß es sich um eine kleine Grabstätte handelte. Schwennhagen selbst gibt das zu, wenn er die beiden Endkammern der Gänge als „Aufbewahrungsraum für Graburnen“ bezeichnet.

Ein anderer Heiliger Hain (s. Abb. 43), dieser aber ohne unterirdische Gewölbe, befindet sich in Cuarita nahe dem Bahnhof Bom Princípio der Piaui-Eisenbahn, die über Piracuruca den Peripirí mit dem Parnaíba verbindet. Er wird von einem Kreis aus Felsblöcken gebildet, der sich zu einem Bach mit Wasserfall öffnet. Dieser Kreis, schreibt Schwennhagen, ist „so vollkommen, daß wir annehmen müssen, einige Felsblöcke seien durch Menschenhand hierher gebracht oder doch am Ort in ihrer Position verändert worden“. In der Mitte sieht man einen „cairn“ aus Ziegeln mit einer Feuerstätte darüber und symmetrisch zu beiden Seiten steinerne Tische (kleine Dolmen),

die als Altare benutzt worden sein müssen. Rings um den „cairn“ erkennt man (oder erkannte man zumindest zur Zeit Schwennhagens) die Spuren „hieroglyphischer Zeichen“, die „dasselbe Schriftsystem der Inschriften aus der Serra dos Arcos aufweisen“. Der Kreis aus Felsblöcken, das Wasser, die Feuerstätte, die Altare und natürlich die Bäume – hier fehlt nichts an der Rekonstruktion einer skandinavischen Kultstätte.

Die Grabstätte von Marvão (s. Abb. 44), gleichfalls in Piauí, entspricht den Gebräuchen der Wikinger zu sehr, als daß man in dem von uns beschriebenen geschichtlichen Zusammenhang den geringsten Zweifel an ihrem Ursprung hegen könnte. Es handelt sich um einen alleinstehenden Felsblock von etwa 15 m Höhe, in den eine Vertiefung geschlagen oder, wenn sie schon von Natur aus vorhanden war, doch so erweitert wurde, daß ein kleiner Raum entstand, der Licht und Luft von oben erhält. Man kann ihn durch zwei Türen betreten, die sich gegenüber liegen. In der Mitte des Raumes erhebt sich – oder erhob sich doch jedenfalls bis 1928 – ein steinerner Altar. In den nischenartigen Vertiefungen der Wände waren Graburnen aufgestellt, die der Bischof von Piauí gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entfernen ließ. Stattdessen ließ er am Ende des Raumes einen christlichen Altar errichten. Schwennhagen vermutet irrtümlich, daß es sich um das Werk von Schatzsuchern handle, die hier auf eine interessante Ader zu stoßen hofften, daß der so entstandene Raum später als Schutzhütte und dann als Begräbnisstätte benutzt wurde. Diese Erklärung befriedigt uns nicht. In Marvão gibt es keinerlei Anzeichen für das Vorhandensein irgendeines Minerals. Und wenn der Ort als „parehá“ benutzt

worden wäre, so hätte es sich um eine natürliche Höhle handeln müssen, was möglich, aber nach Ansicht von uns befragter Geologen wenig wahrscheinlich ist. Im Gegenteil wäre es viel einfacher gewesen, für diesen Zweck ein Bauwerk aus Stein zu errichten. Andererseits wissen wir, daß die Skandinavier ihre Führer häufig in künstlichen Grabkammern beisetzen. Man darf annehmen, daß sie in Brasilien, wo es an Arbeitskräften nicht mangelte, einen gewaltigen Findlingsblock, der inmitten einer weiten Ebene die Aufmerksamkeit auf sich zog und in gewisser Weise ihren traditionellen Grabstätten ähnelte, zu einem Gemeinschaftsgrab ihrer Krieger bearbeiten ließen.

Um ein solches scheint es sich auch in Buritizal im Verwaltungsbezirk Valença in Piauí zu handeln. 200 m vom Bach São Vicente entfernt erhebt sich bis zur Höhe von 45 m ein Findlingsblock, der einer gründlichen Untersuchung bedürfte, um festzustellen, ob seine besonderen Eigenarten der Natur oder Menschenhand zuzuschreiben sind. Wenn man an dem (im Sommer trockenen) Bach steht, glaubt man ein riesiges Tor zu erblicken, dessen beide Flügel durch eine Kette geschlossen sind. Beim Näherkommen gewahrt man, daß der Eingang tatsächlich mit roh behauenen Steinplatten versperrt ist, die unter sich mit einer Mischung aus Kieselsteinen und Lehm verbunden sind. Verschiedene Legenden sind in der Gegend über den geheimnisvollen Stein im Umlauf, aber alle stimmen in einem Punkt überein: in seinem Innern starben viele Männer oder wurden doch dort beigesetzt. 1928, als Schwennhagen die Zeichnung anfertigte, die wir wiedergeben (s. Abb. 45), hatte es noch niemand gewagt, die Grabstätte zu öffnen. Wir wissen nicht, was nachher geschah. Mögli-

cherweise ist sie, vom Aberglauben beschützt, noch unverseht.

Über dem beschriebenen Tor zeigt eine glatte Steinplatte „Buchstaben und hieroglyphische Zeichen“, die „denen in den Grotten von Bahia ähneln“, wie Schwennhagen schreibt. Trotzdem zeigt uns seine Zeichnung nur fünf Figuren, unter denen man einen Fußabdruck (wenn auch nur mit drei Zehen) zu erkennen glaubt, wie ihn die Wikinger zur Kennzeichnung ihrer Wege gebrauchten, und irgendeinen Vierfüßler. Rechts sieht man ein Keltenkreuz, dessen Arme über den Kreis, in dem es sich befindet, hinausragen. Die beiden anderen Zeichen sind nicht zu identifizieren. So unverständlich auch diese Zusammenstellung von Zeichen sein mag, hat sie für uns doch eine gewisse Bedeutung: Sie zeigt, daß die Grabstätte bedeutend genug war, um mit einer Inschrift ausgestattet zu werden, die den Vorbeikommenden etwas zu sagen hatte. Das Vorhandensein eines Tores weist darauf hin, daß es sich nicht um ein Einzel-, sondern ein Gemeinschaftsgrab handelt. Vielleicht sind die Zeichen über dem Eingang etwas wie ein Familienwappen, das demjenigen, der die heraldischen Gesetze, nach denen es zusammengestellt wurde, nicht kennt, natürlich unverständlich sein muß.

Valença scheint ein von den Männern von Tiahuanacu viel besuchter Ort gewesen zu sein. Wir verfügen in dieser Hinsicht über zwei Zeugnisse, die die Beschreibung des Findlings von Buritizal ergänzen. Das erste verdanken wir gleichfalls Schwennhagen, der eine eingehende Untersuchung der Gegend erstellte, die leider mit allen Unterlagen verschwand. Es handelt sich um ein altes Dorf 30 km südwestlich von Valença, in dessen Straßen Häuser aus

rohen Steinen errichtet waren. Ein „Intellektueller aus Piaui“ namens João Ferry habe dort „viele merkwürdige künstlerische Gegenstände aus glatten und geschliffenen Steinen“ gefunden. Mehr wissen wir nicht. Das andere Zeugnis stammt von dem Pater Francisco Correa Telles de Menezes, der von 1799 bis 1806 den Süden von Piaui und die vom linken Ufer des São Francisco begrenzten Nordoststaaten Brasiliens bereiste. Er berichtet in seinem von Alencar Araripe⁵⁸ zitierten Werk „Lamentação Brasília“ (Brasilianisches Klagelied), daß von dem Varge da Serra genannten Ort in Piaui „gesagt wird, es gäbe dort am Rande der Straße einen behauenen Felsen, in dessen Wand sich in beträchtlicher Höhe eine Nische befindet, in der man die Darstellung eines Mönchs erkennt, der ein Krokodil auf einem Altar opfert, alles aus dem Stein selbst gehauen“, und daß „dieser Felsen völlig umgeben mit unbekannten Buchstaben und Zeichen sei, die mit Hammer und Meißel in den Stein getrieben wurden“. Die Bewohner der Gegend schreiben die Bildhauerarbeiten und Inschriften den Tapuias zu. Absurd! protestiert der gute Pater, und wir müssen ihm recht geben. „Als ob diese Landleute jemals Mönche gesehen hätten, um sie bildlich darstellen zu können, sie, die, bevor die Holländer kamen, nicht einmal Werkzeug besaßen, um Holz zu bearbeiten, geschweige denn Stein.“

2. Das Drachenschiff von Inhamuns

Tristão de Alencar Araripe beschränkt sich in seinem Werk⁵⁸ aus dem Jahr 1886 nicht darauf, Berichte des Pa-

ters de Menezes wiederzugeben. Er reproduziert auch und vor allem zahlreiche Höhlenmalereien, die er im Nordosten Brasiliens und besonders in den Staaten Ceará und Paraíba entdeckte. Diejenigen von Inhamuns in dem erstgenannten Staat verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit, da sie sich an einem Ort befinden, auf den eine der Linien der Lagekarte von „Sete Cidades“ hinweist.

Die für uns interessanteste Zeichnung ist mit roter Farbe auf die Seite eines mehr als mannshohen Findlingsblocks gemalt, der von einem runden Stein gekrönt wird. Man sieht darauf runenartige Zeichen ohne offensichtliche Bedeutung über einer Zeichnung, die nicht zu identifizieren ist, aber an die aus verbundenen Runen bestehenden Monogramme der Wikinger erinnert, eine Art Unterschrift. Ferner finden wir darauf – und das ist entscheidend – die Darstellung eines Schiffes (s. Abb. 47), dessen Form derjenigen eines der Drachenschiffe von „Sete Cidades“ (s. Foto 14) sehr ähnlich ist und außerdem den für die Wikingerschiffe charakteristischen Mittelmast sowie stilisierte menschliche Silhouetten in der Art des schwedischen Kivik zeigt, so wie man sie auf den „kellka“ von Tiahuanacu¹⁴ sieht.

Auf der „fazenda“ von Carrapateira, gleichfalls in Inhamuns, entdeckte Alencar Araripe eine andere Zusammenstellung von Zeichnungen mit runenartigen Zeichen, deren deutlichste wir wiedergeben (s. Abb. 48), wobei wir zugeben, daß sie außerhalb des Zusammenhangs nicht erkennbar wären. Im gleichen Gebiet, nördlich des Riacho Vert (Grünen Baches), findet sich über vier kreuzförmig angeordneten Steinplatten neben geometrischen Figuren, die für uns nichts bedeuten, eine überraschende Figur (s.

Abb. 49), die mit einem der „rongo-rongo“-Zeichen von der Osterinsel identisch ist. Es kann sich dabei natürlich um eine zufällige Übereinstimmung handeln. Aber die Tatsache, daß wir in Paraguay Zeichen gleichen Aussehens¹⁶ fanden, nimmt dieser allzu einfachen Erklärung einen großen Teil ihres Gewichts.

Der letzte Zweifel über den Ursprung dieser Inschriften schwindet jedoch, wenn wir das betrachten, was unser Autor an einem Cracará genannten Ort ganz in der Nähe des vorher erwähnten kopierte (s. Abb. 50). Wir sehen darauf eigenartige Zeichnungen, von denen wir nur soviel sagen können, daß sie nichts mit den bekannten Motiven der indoamerikanischen Kunst gemein haben. Aber über diesen Figuren befinden sich zwei Medaillons (in unserer Wiedergabe vergrößert) mit Zusammenstellungen von Runenzeichen, die trotz ihrer kryptographischen Verbindungen eindeutig zu entziffern sind.

Auf dem ersten (links) lesen wir gemäß der normalisierten Schreibweise der Abbildung 51:

„thi o toa qilt tia best“

Die Odals-Rune (o), auf die das „i“ von „thi“ projiziert ist, und die die Zeichengruppe „toa“ beherrscht, ist das ideographische Symbol des Gottes Odin.

Es handelt sich um ein Stoßgebet zu dem höchsten Gott der nordischen Mythologie:

„Daß höchster Ruhm dich belohne,
Odin, (du) der du (uns) hilfst.“*

* THI: altnordisch „thi“ = dir. TOA: altnordisch „tjoa“ = helfen, beistehen. QILT: altnordisch „gjalda“, angelsächsisch „gil-dan“, altdeutsch „gēlten“ = entgelten, belohnen. TIA: altnordisch „tirr“, altsächsisch und angelsächsisch „tir“, altdeutsch

Der Inhalt des zweiten Medaillons, dessen normalisierte Schreibweise die Abbildung 52 zeigt, lautet:

„uik uls dui kunta“.

Übersetzt:

„Dem Zweikampf geweiht.“**

Der so gekennzeichnete Ort muß zur Austragung der Ordalien (Gottesurteile) gedient haben. Auf der einen Seite wird seine Eigenart angegeben, auf der anderen Gott Odin angerufen. Ein klarer Fall.

In der Poço de Mulungá genannten Gegend, gleichfalls im Bezirk Inhamuns, entdeckte Alencar Araripe auf einem großen, schwarzen, dreieckigen Stein, der auf einer Art Sockel ruhte, eine Reihe unverständlicher Darstellungen, unter denen sich jedoch eine Zeichnung (s. Abb. 51) hervorhebt, die merkwürdig an die altirische Oghamschrift erinnert. Eine Inschrift gleicher Art, aber senkrecht und mit einigen Runenzeichen verbunden, befindet sich auf einem Feldstein in Sertão de Cratins, gleichfalls in Ceará (Abb. 54). Handelt es sich wirklich um Ogham-Zeichen? Da wir über keine Übersetzung verfügen, sind wir nicht sicher. Halten wir einfach fest, daß dieses nicht verwunderlich wäre, da die Wikinger von Tiahuanacu über Irland aus Schleswig kamen.

Im Staat Paraiba (früher: Parahyba) fand Alencar Arari-

„ziari“ = Ruhm, Ehre. BEST: angelsächsisch „betst“, altdeutsch „bezzisto“ = beste.

** UIK: altnordisch „vigja“, altdeutsch „vihen“ = weihen, widmen; altsächsisch „vih“ = Weihestätte. ULS: altdeutsch „also“. DUI: altnordisch „tve“, „tvi“, altfriesisch und angelsächsisch „twi“, altdeutsch „zwi“ = zwei. KUNTA: altdeutsch „gunt“ = Kampf.

pe andere Inschriften mit vielen runenähnlichen Zeichen, die jedoch zu unserer Untersuchung nichts Wesentliches beitragen. Begnügen wir uns damit, hier (s. Abb. 55) diejenige vom Fluß Banabuiú, zwischen Santo António und Alma, wiederzugeben, auf der ähnliche Zeichen zu sehen sind, wie sie noch heute die „weißen Indianer“ der Guayakís in Paraguay¹⁶ malen. Was die berühmte „Pedra Lavrada“ von Paraíba betrifft, die unzählige Male dargestellt wurde, und von deren Inschrift Alfredo Brändão ein Bruchstück übersetzen zu können glaubte, so sehen wir darin nur eine unzusammenhängende Aneinanderreihung einzelner Zeichen. Einige von ihnen scheinen Runen zu sein und sind es sogar wahrscheinlich, wenn wir auch darüber keine Gewißheit haben.

3. Phönizische Spiegelfechtereien

Alfredo Brandão ist eines der letzten – aber gewiß nicht *das* letzte – Opfer dessen, was wir das phönizische Trugbild nennen sollten. An seinem Anfang begegnen wir, wie weiter oben bereits erwähnt, der bescheidenen Arbeit von Onffroy de Thoron⁵⁵, der das sagenhafte alttestamentarische Goldland Ophir, wo die Schiffe Hiram, des Königs von Tyros, im Dienste Salomons das Gold und die Edelhölzer für den Tempel von Jerusalem suchen sollten, ganz einfach an den Amazonas verlegt. Es ist dies – wir wiederholen – eine Hypothese, die nicht ausgeschlossen werden kann: die Phönizier besaßen Schiffe, die imstande waren, den Atlantik zu überqueren, und wir wissen, daß

sie häufig über die Säulen des Herkules, d. h. die Meeresenge von Gibraltar, hinaus fuhren. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Meeresströmungen und Stürme ihre Schiffe, die denjenigen der Wikinger sehr ähnlich waren, und die mit ihrem quadratischen Segel und ihrem Steueruder nicht gegen den Wind segeln konnten, gelegentlich bis nach Amerika trugen. Aber es genügt eben nicht, daß ein historisches Geschehen möglich oder gar wahrscheinlich ist – man muß es beweisen. Dieser Aufgabe widmete der brasilianische Oberst Bernardo da Silva Ramos 30 Jahre seines Lebens. Sein gigantisches Werk⁶⁰ wurde 1930 auf Staatskosten veröffentlicht.

Am Amazonas geboren, war Ramos hier Besitzer riesiger Urwälder von Hevea-Bäumen, die ihm während der als „Kautschuk-Ära“ in Brasiliens Wirtschaftsgeschichte verzeichneten Jahrzehnten nicht nur ein Vermögen, sondern auch den Ehrendienstgrad Oberst der Nationalgarde eintrugen. Seit Beginn dieses Jahrhunderts widmete er sich der Verwaltung seiner Güter, beschäftigte sich aber nebenbei mit Archäologie. Genauer gesagt sammelte er alles, was an vorkolumbianischen Inschriften im Lande zusammengetragen oder doch als solche ausgegeben wurde. Aber er durchstöberte auch selbst den Urwald des Amazonas, den er besser als irgendjemand kannte, auf der Suche nach ungewöhnlichen Lithogrammen und Lithoglyphen. Und er fand viele davon. Hatte er sich bereits eine Hypothese über ihren Ursprung zurechtgelegt? Scheinbar nicht – bis er im Jahr 1919 nach Griechenland reiste. Er kehrte zutiefst beeindruckt und davon überzeugt zurück, daß ein Volk, das so großartige Werke wie das griechische hervorgebracht hatte, nicht ohne Einfluß auf die

vorkolumbianische Zivilisation Brasiliens geblieben sein konnte. Freilich konnte Ramos kein Griechisch. Eines Tages machte er die Bekanntschaft des Rabbiners von Belém, eines hochkultivierten Mannes, der keine Schwierigkeiten hatte, ihn davon zu überzeugen, daß die Helenen trotz all ihrer unbestreitbaren Verdienste nichts waren im Vergleich mit den Hebräern und ihren phönizischen Vettern.

Mit Hilfe des hebräischen Gottesmannes machte sich Ramos daran, die mit so viel Ausdauer von ihm gesammelten Inschriften und, da er schon einmal dabei war, auch zahllose Ortsnamen des Amazonasgebietes zu übersetzen. Er geriet in Eifer: alles war griechisch, hebräisch, phönizisch, ja sogar ägyptisch. Eine Inschrift bestand angeblich aus phönizischen Wörtern und hatte dazwischen ein chinesisches Ideogramm. Ein von Diagonalen gekreuztes Rechteck wurde in einzelne Buchstaben zerlegt, die sich – o Wunder – als griechische herausstellten und sogar übersetzen ließen. Der Name des Flusses Manhana (der ganz eindeutig portugiesisch ist und nichts anderes als „Morgen“ bedeutet) wurde vom hebräischen „manâh“ (zurückweisen) und „nâh“ (Wohnstatt) abgeleitet... Wir wollen mit unserem Liebhaber-Philologen nicht allzu scharf ins Gericht gehen. Der Text seiner beiden Quartbände von je 600 Seiten ist grotesk. Aber seine Illustrationen – Fotos und Zeichnungen – sind echt. Der größte Teil der reproduzierten Inschriften, von denen der Autor zahlreiche selbst entdeckte, ist uns nur dank dieser in ihrer Art völlig einzigartigen Fleißarbeit zugänglich. Gestehen wir auch zu, daß in der Zeit, als sich Ramos und sein Rabbiner daran machten, diese Litho-

gramme und Lithoglyphen zu entziffern, die Runologie noch nicht die Bedeutung hatte, die man ihr erst einige Jahre später zuzuerkennen begann, und daß man selbst in Europa, geschweige denn in Brasilien, damals fast nichts von der Schrift der Wikinger wußte.

Trotz alldem hätte Bernardo da Silva Ramos eigentlich stutzig werden müssen, als er in der Nähe von Manaos in einem Bachbett die Zeichnung eines Männerkopfes mit dem für die Skandinavier typischen gehörnten Helm sowie diejenige einer Kuh fand, die fraglos nicht zur autochthonen Fauna der Neuen Welt gehört (s. Abb. 56). Statt nun aus diesen Darstellungen die zwangsläufigen Schlußfolgerungen zu ziehen, zerlegte unser Autor die Striche der Zeichnung in vermeintliche Buchstaben (die er der wiedergegebenen Abbildung hinzufügte), stellte sie zu Worten zusammen und übersetzte sie. Er zögerte auch nicht, die Zeichen der von ihm wiedergegebenen alphabetischen Inschriften in phönizische oder andere Buchstaben zu übertragen, die mit ihnen in keinerlei Beziehung stehen. Geben wir ein Beispiel dieses Vorgehens. Die dem Werk von Ramos entnommene Abbildung 57 gibt eine Inschrift von Lage am Amazonas und darunter die „Übertragung“ in phönizischen und lateinischen Buchstaben wieder. Man muß kein Philologe sein, um zu erkennen, daß die fraglichen phönizischen Buchstaben nicht die geringste Ähnlichkeit mit den entdeckten Zeichen haben. Dagegen stellt ein Runologe ohne Schwierigkeiten fest, daß es sich um Futhark-Runen handelt, mit einem späten „u“ und einem „w“ aus dem angelsächsischen Futhorc, Anomalien, die wir schon in Paraguay¹⁶ und in „Sete Cidades“ vermerkten. Die richtige Übertragung, die wir wie

alle runologischen Analysen dieser Arbeit unserem Mitarbeiter Hermann Munk verdanken, lautet:

„uk awki.“

Das erste Wort (og in normalisierter Schreibweise) ist uns bereits vertraut: und. Das zweite (normalisiert: auki) bedeutet „Sproß“ (norwegisch). Es war die Bezeichnung für die Söhne der Inkas vor ihrer Weihe¹⁴. Wir wissen aus dem Kapitel IV, daß das Wort „inka“ von den Wikingern vor der Gründung des zweiten Imperiums gebraucht wurde. Das gilt auch für das Wort „auki“. Die (offenbar unvollständige) Inschrift lautet übersetzt also:

„und Söhne der Inkas.“

3. Botschaften im Urwald

Wir haben nicht die Absicht, hier alle von Ramos im Urwald des Amazonas entdeckten Inschriften wiederzugeben. Einige sind nicht mehr als Kritzeleien ohne jede Bedeutung. Andere sind eindeutig nachkolumbianisch. Wiederum andere passen trotz eines gewissen alphabetischen Anscheins in kein bekanntes Schriftsystem. Manche dagegen sind eindeutig runisch. Unser Mitarbeiter übersetzte die als Beispiele gewählten ohne jede Schwierigkeit.

In der Nähe der Ortschaft Itacoatiara ist eine große Inschrift in den Fels geritzt (s. Abb. 58), deren Schreibweise – wie die so vieler anderer in Paraguay und „Sete Cidades“ gefundener – höchst ungewöhnlich ist. Ihre Übertragung ergibt:

„oleg walt kile us kam“,

was übersetzt bedeutet:

„Oleg bewacht die aus

Kam gekommenen Schiffe.“*

Oleg ist ein schwedischer Vorname. Kam muß eine Ortsbezeichnung sein.

Eine andere Steinschrift (s. Abb. 59), gleichfalls in Itacoatiara, zeigt die gleichen Kennzeichen wie die vorhergehende. Trotz der entarteten Schreibweise kann man sie wie folgt entziffern:

„ulla fatho kal.“

Das bedeutet:

„Ulla, die kühl Fesselnde.“**

Ulla ist ein heute noch in germanischen Ländern üblicher Vorname, das Femininum von Ull.

In Sanguá (das Ramos einmal Sangay, einmal Sangaris schreibt) am Ufer des Flusses Urubú finden wir zwei Inschriften, die gleichlautend sind, wenn man von einer etwas phantastischen Orthographie und Schreibweise absieht, und die beide von der Darstellung eines männlichen Gesichtes innerhalb eines Dreiecks begleitet sind (s. Abb. 60). Ihre Übertragung ist diese:

„siue gygill sith in w“,

übersetzt:

„Sieben Verirrte befinden sich in W.“***

* WALT: altnordisch „valda“, altfriesisch „walda“, altdeutsch „waltan“ = walten, bewachen. KILE: altnordisch „kjöll“, altdeutsch „kiel“ = Schiff. US: altnordisch (und plattdeutsch) „ut“, altdeutsch „uz“ = aus.

** FATHO (das „o“ ist fraglich): von der germanischen Wurzel „fat“ = nehmen, an sich reißen. KAT: altnordisch „kaldr“, altdeutsch „kalt“ = kalt, hier vermutlich im Sinne von kaltblütig.

*** SIUE: altnordisch „sjan“, friesisch „sigun“, altdeutsch „sibun“ = sieben. GYGIL: altnordisch „geiga“ = zögern, angelsächsisch

„W“ ist offensichtlich die Abkürzung für einen Ortsnamen, der den Empfängern dieser Botschaft bekannt gewesen sein muß.

Erwähnen wir noch zwei Inschriften von etwas verschiedener Eigenart. Sie sind aus ideographischen Runen zusammengesetzt. Man weiß, daß die Buchstaben des skandinavischen Futhark und des angelsächsischen Futhorc außer ihrem phonetischen Wert eine symbolische Bedeutung hatten, die außerdem je nach Gegend und Zeit verschieden war. Die Übersetzung von Runen-Ideogrammen kann nur unter Vorbehalt erfolgen, da man zwischen verschiedenen möglichen Auslegungen zu wählen hat, und wir von vornherein nicht wissen, welchen Sinn ihre Verfasser ihnen zu geben beabsichtigten.

Die erste dieser Inschriften, die in Lages gefunden wurde (s. Abb. 61), ist in ihrer Schreibweise klassisch und daher leicht zu übertragen:

„h g m last.“

„Last“ ist das angelsächsische Zeitwort „fortfahren“, „andauern“. Die drei vorhergehenden Buchstaben – sämtlich Konsonanten – können nur einen ideographischen Sinn haben. Sie werden im gewöhnlichen Germanisch als *hagalaz*, *gebö* und *mannaz* bezeichnet. Der Symbolismus der Edda stimmt mit dem Wort völlig überein (nicht nur mit dem Anfangsbuchstaben), so daß die drei Zeichen sehr wahrscheinlich „heil“, „ger“ und „mann“ bedeuten. Es ergäbe sich also:

„Heil dir, Mann des Speers!
Folge deinem Weg!“

„gaegan“ = sich verirren. SITH: altnordisch „sitje“, friesisch „sitta“, altdeutsch „sizzan“ = sitzen, sich befinden. IN: = in.

Diese Übersetzung erfolgt wie jede ideographische Übertragung unter den erwähnten Vorbehalten.

Die andere Inschrift gleicher Art wurde am Ufer des Flusses Puraquequara (s. Abb. 62) gefunden. Sie ist rein ideographisch:

„k h th z g s“

oder: kaunaz, hagalah, thurisaz, ziu, gebö und solewu. Das Zeichen thuriaz hat eine ungewöhnlich vereinfachte Form. Das Zeichen ziu ist mit dem gebö überlagert, was einen sächsischen Genitiv bedeutet. Unser Mitarbeiter schlägt unter Beachtung der Symbologie der Edda folgende Auslegung vor:

„Kühnheit ist Hilfe im Unheil.

Zius Speer bringt den Sieg.“

Ziu ist der altdeutsche Name Thors, einer der Götter der germanischen Dreieinigkeit.

Um diese kurze Übersicht über die Runen-Inschriften des Amazonas abzuschließen, geben wir – immer nach Ramos – einen weiteren Lithoglyphen von Sanguá wieder (s. Abb. 63). Innerhalb eines wirren Konglomerats unverständlicher Zeichen entdeckten wir einige Runen in klassischer Darstellung. Was aber am meisten Aufmerksamkeit erregt, ist ein unverkennbares Tiahuanacu-Kreuz. Hier haben wir einen neuen Beweis für die unmittelbare Herkunft der weißen Wächter, die vor und nach der Vernichtung des Wikinger-Imperiums den Urwald des Amazonas durchstreiften oder an seinen strategisch wichtigen Punkten in Garnison standen.

4. Forscher und Soldaten

Wiederholen wir: Wir haben uns hier darauf beschränkt, nur eine kleine Auswahl der unzähligen Spuren in diesem riesigen Gebiet Brasiliens zu geben, das die letzten unerforschten Gegenden der Welt umschließt. Der undurchdringliche Urwald im Nordosten, wo man kaum damit begonnen hat, die ersten Wegstrecken zu trassieren, hat bisher die Aufmerksamkeit der Archäologen nicht sonderlich geweckt. Wir müssen daher Triatão de Araripe, Bernardo da Silva Barros, Ludwig Schwennhagen und einigen wenigen anderen dankbar sein, daß sie uns ein unschätzbares Material geliefert haben, wenn auch ihre Auslegung desselben im höchsten Maße phantastisch ist.

Konnten sie andererseits, so muß man gerechterweise fragen, vor einem halben oder ganzen Jahrhundert die Dinge klarer sehen, als sie es taten? Die Frage kann nur verneint werden, wenn man bedenkt, daß Posnansky⁶¹ noch 1940 der Stadt Tiahuanacu ein Alter von 17 000 Jahren gab, obwohl deren Konstruktion im Jahr 1290 noch nicht abgeschlossen war, daß die blonden Mumien von Paracas erst 1925 entdeckt wurden, und daß die Runologie selbst in Europa bis unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg eine tote Wissenschaft war, für die sich nur einige wenige Philologen interessierten. Die Situation hat sich geändert, seit wir wissen, daß sich die Wikinger im Mittelalter am Titicacasee niedergelassen, ein Imperium zwischen den Anden und dem Pazifik erobert und sich auch zum Atlantik Zugang verschafft hatten, im Süden auf sorgfältig instandgehaltenen Straßen und im Norden auf dem Amazonas.

Was das vorliegende Kapitel den Ergebnissen unserer vorhergehenden Untersuchungen hinzufügt, sind neue Beweise für die beträchtliche Ausdehnung des brasilianischen Gebietes, in dem die Wikinger und ihre Nachkommen operierten oder das sie besetzt hielten. Die Inschriften vom Amazonas müssen, nach ihrem Text zu urteilen, von Kundschaftern stammen. Aber diejenigen aus dem Nordosten zeigen uns, daß die Männer von Tiahuanacu sich nicht damit begnügten, den Parnaiba und den São Francisco zu befahren: Sie hatten sich in den Gebieten zwischen diesen Strömen und dem Ozean dauerhaft niedergelassen.

Besetzen bedeutet nicht notwendigerweise auch Bevölkern. Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß sich die Wikinger im Nordosten wie am Amazonas darauf beschränkten, Garnisonen zu unterhalten, oder – wenn man so will – Eingeborenen-Milizen aufzustellen, wie sie das auch in Peru taten. Es handelte sich für sie nur darum, die Sicherheit der Schifffahrt auf dem großen Strom und, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, entlang der Küste zu gewährleisten. Der Fall von Piaui ist ein anderer. Die Menschen mußten von weither nach „Sete Cidades“ kommen, wo es wahrscheinlich, von einigen Priestern abgesehen, keine ständige weiße Bevölkerung gab, wo aber die Pilger, die ihre Frauen zu Hause gelassen hatten, sich trotzdem fortpflanzten und keine Bedenken hatten, massenweise kleine Mestizen in die Welt zu setzen.

Es ist daher verständlich, daß die Männer von Tiahuanacu in Brasilien nur einige Inschriften ohne größere Bedeutung sowie einige Raststätten hinterließen. Sie waren Soldaten, keine Baumeister und schon gar keine Gelehrten.

Das für Nordmänner, die die Kälte des Altiplano gewohnt waren, besonders drückende Klima förderte ihren Tatendrang nicht. Andererseits konnten sich die Indianer der hier unterworfenen Stämme in keiner Weise mit den Quichuas Perus vergleichen. Man braucht nur zu sehen, wie ihre Nachkommen – die unvermischten am Amazonas und die Mestizen im Nordosten – heute leben, um zu verstehen, daß von ihnen keinerlei Initiative oder die geringste Anstrengung zu erwarten war, die über ihre täglichen Obliegenheiten hinausging. Außerdem war für die Wikinger von Tiahuanacu Brasilien nichts weiter als eine Kolonie. Sie kümmerten sich um das Wohlbefinden der autochthonen Bevölkerung, wie das die Trockenlegung der Großen Lagune beweist, aber sie dachten gar nicht daran, irgendwelche Monumente zu hinterlassen, mit denen die Indianer nichts anzufangen gewußt hätten, und die sie selbst nicht nötig hatten.

VI. DIE HÄFEN AM ATLANTIK

1. Die Insel der Töpfer

Zwischen der Mündung des Amazonas im Norden und derjenigen des Tocantins im Süden liegt die riesige Insel Marajó. Sie ist im Westen vom Festland durch einen Kanal getrennt, der die beiden Ströme verbindet und auf beiden Ufern zahlreiche Bäche aufnimmt. Dies war das Durchzugsland für alle Stämme, die vom Amazonas, aus Guayana, ja sogar von den Antillen kamen, wie auch für die, die ihre Küsten befuhren. Die eingeborene Bevölkerung mußte sich daher im Lauf der Jahrtausende beträchtlich verändern, und wenn man die derzeitigen Bewohner betrachtet, stellt man noch heute die zahlreichen verschiedenen Einflüsse fest. Es ist daher nicht der anthropologische Gesichtspunkt, der unser Augenmerk auf diese Insel richten läßt. Das Wichtige für uns ist, daß sie eine der reichhaltigsten archäologischen Lagerstätten Südamerikas darstellt. Denn ihre Töpferkunst von beträchtlichem technischem Niveau verwendet Motive, die uns nicht unbekannt sind.

Betrachten wir die Zeichen der Abbildung 64. Sie wurden von Alfredo Brandão von verschiedenen Keramik-Stücken der Insel Marajó kopiert und in der Num-

mer 6 des „Archivos de Museu Nacional“, Rio de Janeiro, veröffentlicht. Die ersten beiden sind Tiahuanacu-Kreuze. Andere haben alphabetisches Aussehen. Das letzte (unten rechts) enthält das einwandfreie Runenzeichen *solewu* (s).

Noch eindrucksvoller, da besser herausgearbeitet, sind die beiden Tiahuanacu-Kreuze, die Bernardo da Silva Ramos⁶⁰ auf anderen Tongefäßen der Insel (s. Abb. 65 links) entdeckte. Das erste ist klassisch, aber das zweite steht inmitten einer höchst komplexen Zusammenstellung, deren Ausführung dem Indianer-Stil so fremd wie irgend möglich ist. Auf derselben Abbildung sieht man rechts – immer nach Ramos – jenes Malteser Kreuz, das eines der Symbole des weißen Tolteken-Gottes Quetzalcóatl war. Diese Zusammenstellung braucht uns nicht zu überraschen, da wir wissen, daß die Gründer von Tiahuanacu durch Mexiko gekommen waren, wo sie rund 22 Jahre lang gewirkt hatten¹⁴. Das Tiahuanacu-Kreuz war anderseits in Mittelamerika nicht unbekannt. Man sieht es besonders auf der Mütze von Huehueteotl, dem Feuer-gott, dessen im Anthropologischen Museum von Mexiko befindliche Statue einen bärtigen und langohrigen Alten darstellt, der uns in Peru weniger als im Anáhuac überraschen würde.

Wir selbst sahen anderseits im Museum Emílio Goeldi in Belém do Pará Keramiken von Marajó mit Zeichen (s. Abb. 66), von denen man sagen kann, daß sie von der Runenschrift inspiriert wurden. Ja mehr noch, am Hals einer Vase sieht man eine umlaufende Inschrift (s. Abb. 67), deren Zeichen durchaus wie Runen aussehen. Und es ist keineswegs die einzige. Wir zeigen sie hier nur als Beispiel.

Das alles ist ganz natürlich. Die Wikinger von Tiahuanacu befuhren den Amazonas. Die Insel Marajó stellte daher für sie einen Stützpunkt von höchster Bedeutung dar, und sie hatten hier logischerweise Eingeborenensämme angesiedelt, auf die sie sich verlassen konnten, ganz gewiß Tupís, aber vielleicht auch Arahuaaks unter dem Befehl von weißen Offizieren. Über Jahrhunderte hinweg hatten diese Eingeborenen mit den Männern von Tiahuanacu in Verbindung gestanden und viele ihrer Sitten angenommen. Eine ihrer Gruppen mit besonderem Geschick für die Töpferei – und das ist es, was uns an die Arahuaaks denken läßt – hatte von ihnen die Symbole und vielleicht sogar ihre Schrift entlehnt. Nach der Zerstörung des Tiahuanacu-Reiches hatte die (mit ihren weiten Sümpfen nicht sonderlich anziehende) Insel ihren Sinn als Stützpunkt verloren. Die Weißen und die von ihnen zivilisierten Indianer verließen sie, sobald die Wikingerschiffe aus den Gewässern des Deltas verschwunden waren. Die sporadischen Überschwemmungen und die ständige Feuchtigkeit löschten in kurzer Zeit jede Spur ihres Vorhandenseins aus – nur nicht die Keramik-Scherben, die nach und nach von der Erde verschlungen wurden, und die heute jede Ausgrabung als unvergängliche Zeugen der Vergangenheit zutage fördert.

2. Posten und Mauern

Wenn wir von der Marajó-Bucht etwa 500 km Luftlinie an der brasilianischen Küste nach Süden gehen, stoßen

wir auf die ungeheuer weite Bucht von San Marcos. In ihrer Einfahrt liegt die Insel San Luis mit der gleichnamigen Hauptstadt des heutigen Staates Marañón, die im 17. Jahrhundert von Franzosen gegründet wurde. Am Ende dieser Bucht und 300 km von der Küste entfernt fließen zwei bedeutende Ströme zusammen, der Pindaré und der Mearim. Dieser letztere ist auf mindestens 400 km seines Unterlaufes schiffbar, und seine Häfen Arari, Bacanal, Ipixuna und Pedreiras haben noch heute einen recht lebhaften Verkehr. 40 km oberhalb seiner Mündung nimmt der Mearim den Fluß Grajaú auf, der seinerseits einige Kilometer weiter oberhalb aus einer Kette von drei Seen gespeist wird, die Maracú, Verde und Assú heißen. Hier gibt es, wie Schwennhagen⁵⁸ schreibt, Spuren von sehr alten Seehäfen: „lange Reihen von versteinerten Grundmauern, auf denen sich Schiffswerften befanden.“ Mit „Grundmauern“ haben wir das von Schwennhagen gebrauchte portugiesische Wort „estejo“ (korrekt: „esteio“) übersetzt, dessen genaue Bedeutung lautet: „Stück Holz, Metall oder Stein, mit dem etwas gestützt wird.“ Obwohl Schwennhagen nichts Genaueres darüber sagt, können diese Grundmauern, die er als versteinert bezeichnet, offenbar nur aus Holz gewesen sein, womit jede Möglichkeit eines Naturphänomens ausgeschlossen ist. Die „Schiffswerften“ sind natürlich nur eine Vermutung, aber doch eine durchaus logische: Grundmauern unter Wasser können nur als Stütze für etwas dienen, was sich über den Wasserspiegel erhebt. Das wären also wenigstens Molen gewesen. Die Überlegungen, die unser Autor in bezug auf den See des Parnaíba anstellt (s. Kap. IV, 10), scheint auch für den des Grajaú zu gelten.

Von der Bucht von San Marcos in südlicher Richtung an der Küste entlang erreicht man nach 300 km das Delta des Parnaíba, von dem wir im Kapitel IV ausführlich sprachen, und den See São Domingos. Weitere 350 km südlich stoßen wir, schon im Staat Ceará, auf zwei mit dem Meer durch Kanäle von 3 und 8 km Länge verbundene Seen, an deren zweitem die Ortschaft Paracurú liegt, jener Ort, den die Lagekarte von „Sete Cidades“ (s. Kap. IV, 11) sehr wahrscheinlich bezeichnet. Und nochmals etwa 500 km weiter südlich, im Staat Rio Grande do Norte, nimmt der Hafen von Touros in der Nähe von Kap San Roque, dem östlichsten Punkt der Küste, die sich danach deutlich gen Süden neigt, eine bevorzugte Stellung ein. In seiner Umgebung hat – nach Schwennhagen – der See Geral einem Hafen der erwähnten Art Schutz gewährt. Das gleiche gilt auch weiter südlich für den See Estremós mit seinen „alten Wällen und unterirdischen Anlagen“. Diese beiden Seen, so fügt unser Archäologe hinzu, sind mit dem Meer durch Kanäle von 10 bzw. 11 km Länge verbunden.

Wenn diese Tatsachen zutreffen – wir hatten keine Möglichkeit, sie nachzuprüfen, aber Schwennhagen war, wie bereits erwähnt, ein ungemein sorgfältiger Beobachter – besaßen die Wikinger an der brasilianischen Nordostküste zwischen dem Amazonas und Kap San Roque, ja noch weiter südlich eine Reihe von Binnenhäfen, die drei bis fünfhundert Kilometer voneinander entfernt waren, was für Drachenschiffe zwei oder drei Tagereisen bedeutete. Sie fanden hier nicht nur sichere Liegeplätze wie in den Fjorden ihres Herkunftslandes, sondern auch Werften, wo sie notfalls ihre Schiffe reparieren lassen konnten.

Diese Anlagen setzten einen Seeverkehr von gewissem Umfang voraus, der sich, wie wir sehen werden, noch viel weiter ausdehnte.

Die Spuren dieser Häfen sind nicht die einzigen Hinweise auf die Gegenwart der Männer von Tiahuanacu an den Küsten des brasilianischen Nordostens, die wir kennen. Wir haben schon die zementierten Mauern von Tutóia an der Mündung des Parnaíba erwähnt. Schwennhagen verzeichnet andere Ruinen gleicher Art, die am Maraón, auf der Halbinsel gegenüber der Stadt San Luis und auf der Insel Troína gefunden wurden, „wo die Seeleute noch heute große Steinblöcke sehen, die von den Mauern einer Festung stammen“. Auch an der äußersten Spitze der Halbinsel Camocim (Ceará), 100 km von der Mündung des Parnaíba entfernt, wurden ähnliche Ruinen gefunden, deren nachkolumbianische Herkunft nicht nachgewiesen werden konnte. Wenn übrigens die Franzosen, Holländer oder Portugiesen Befestigungen aus Stein an diesen Küsten errichtet hätten, so könnten sie dies erst seit dem 17. Jahrhundert getan haben, und die seit damals verstrichene Zeit wäre nicht ausreichend gewesen, um Bauwerke, deren Zweck sorgfältige Konstruktion und Erhaltung erforderte, so weitgehend zu zerstören.

3. Der „Weg des weißen Mannes“

Wir müssen sieben Breitengrade nach Süden gehen, um an der Küste weitere Spuren von vorkolumbianischen Weißen zu finden. Sie stammen nicht von unbekannten See-

fahrern, sondern vom Pater Gnupa, jenem katholischen Priester, der um das Jahr 1250 von der Normandie nach Brasilien kam, und in dem die portugiesischen und spanischen Missionare den Apostel Thomas erkennen wollten. Wir haben an anderer Stelle¹⁶ seine abenteuerliche Reise durch Guayrá, Paraguay und Peru erzählt. Aber da das nicht zu unserem Thema gehörte, begnügten wir uns damit, seine Reise entlang der Küste Brasiliens nur kurz zu erwähnen. Hier nun müssen wir wieder mit Einzelheiten anknüpfen.

Die älteste Bezugnahme auf den Geistlichen, der in den Überlieferungen der Eingeborenen als Pay Zumé weiterlebt, verdanken wir dem ersten Jesuiten-Provinzial Brasiliens. In einer aus San Salvador de la Bahía de Todos los Santos (bekannter unter dem Namen Bahía, obwohl sich die offizielle Bezeichnung der Stadt bis heute nicht geändert hat) im Jahr 1549 an seine Oberen gerichteten Brief schrieb der Pater Manoel de Nóbrega⁶²: „Wie durch Überlieferung von einem zum andern hat sich unter den Eingeborenen Brasiliens die Erinnerung bewahrt, daß hier der Apostel Sankt Thomas gepredigt hat, und daß die aus dem San Vicente genannten Dorf, das am Anfang Brasiliens (im Süden) liegt, berichtet haben, daß dieser Apostel sie sogar gelehrt habe, was sie essen mußten, ohne krank zu werden, und das sie als sichere Sache und in aller Munde von Jahr zu Jahr überlieferten, wie sich jene Wilden einmal gegen einen Schüler des Heiligen so erzürnten, daß sie Pfeile mit Bogen gegen ihn schleuderten, um ihn zu töten; und es begab sich, daß die Waffen, ohne den Schüler zu treffen, gegen die Mörder zurückflogen und diese besser trafen als das Ziel ihrer Grausamkeit. Und

daß man in Brasilien die Spuren dieses heiligen Apostels zeigt, die auf einem hohen Felsen deutlich abgedrückt sind.“

Drei Jahre später kam der Pater de Nóbrega auf das Thema zurück: „Die brasilianischen Eingeborenen haben Nachrichten vom heiligen Thomas, den sie Pay Zumé nennen; und es ist eine von ihren Vätern überkommene Überlieferung, daß er durch diese Gebiete wandelte, und man sagt, daß die Spuren dieses heiligen Apostels am Rande eines Flusses zu sehen seien. Um mich dessen zu vergewissern, ging ich persönlich dorthin und sah mit meinen eigenen Augen vier tief eingedrückte Spuren menschlicher Füße und Zehen; wenn das Wasser steigt, bedeckt es sie manchmal, und sie sagen, daß sich die Füße des Heiligen dort abdrückten, als er floh, weil sie ihn mit Pfeilen töten wollten, und die Wasser hielten in ihrem Lauf inne, damit er trockenen Fußes hinüber käme. Sie erzählen auch, daß die Pfeile, die sie gegen ihn schossen, umkehrten und die Angreifer trafen, und daß sich der Wald, durch den er kam, vor ihm auftat, indem sich die Bäume vor ihm verneigten, sodaß er Durchgang fand. Und schließlich, daß er versprach, in einiger Zeit wiederzukommen, um sie zu besuchen.“

Erzählungen dieser Art finden sich in der Korrespondenz und in den Schriften aller Missionare, die im 16. und 17. Jahrhundert über die Sitten und den Glauben der Eingeborenen berichteten. Führen wir den Pater Yves de Evreux⁶³ an, der 1613 und 1614 den Norden Brasiliens bereiste. Wie das andere zur gleichen Zeit in Peru taten, glaubte dieser französische Kapuziner – vielleicht in einer Art Rivalität zwischen den verschiedenen religiösen

Orden – in dem sagenhaften Pay Zumé nicht den Heiligen Thomas, sondern den Heiligen Bartholomäus zu erkennen. So bemühte er sich, einen Kaziken vom Marañón davon zu überzeugen: „Ich zeigte ihm Sankt Bartholomäus und sagte: hier hast du den großen Marata, der in dein Land kam, und von dem ihr soviel Wunder erzählt, die euch eure Väter überliefert haben. Er war es, der den Felsen behauen, den Altar errichten, die Bilder und Schriften anfertigen ließ, die heute noch da sind und die ihr gesehen habt.“ Was, nebenbei bemerkt, beweist, daß es noch im 17. Jahrhundert in der Gegend ein Denkmal und Inschriften gab, die die Indianer, wie der gute Pater, dem geheimnisvollen Evangelisator aus vorkolumbianischer Zeit zuschrieben.

Der Heilige Thomas oder Bartholomäus – sie sind nichts anderes als das Produkt missionarischer Phantasie oder übermäßigen Glaubenseifers. Trotzdem besteht kein Zweifel: in Brasilien wie in Paraguay und Peru hat der Pay Zumé im Gedächtnis der Eingeborenen viele Erinnerungen zurückgelassen. Nehmen wir hier die außerordentlich genaue Zusammenfassung wieder auf, die uns davon der Pater Lozano⁶⁴ gegeben hat: „An einem anderen Strand der Bahía de Todos los Santos, zwei Meilen von der Stadt San Salvador, die die Hauptstadt Brasiliens ist, entfernt, hat man an einem Itapúa genannten Ort eine andere menschliche Fußspur entdeckt, in harten Fels gedrückt, der alle Brazilianer, die dort vorüberkommen, ihre Ehrfurcht erweisen, weil sie glauben, daß sie vom gleichen Apostel stamme.

Am Strand der gleichen Bucht gibt es einen anderen Felsstein, auf dem der Heilige den Eindruck seiner beiden

Füße zurückließ, in einer solchen Entfernung voneinander, daß man daran die Länge seiner Schritte messen kann. Die von den Vätern auf die Söhne überkommene Überlieferung ist dieselbe, der wir bei den Indianern anderer Landeshauptmannschaften Brasiliens begegnen, und aus diesem Grund wird jener Ort jetzt Santo Tomé genannt, von dem insbesondere jene ersten Brasilianer, Bewohner der Bahía, berichteten, daß ihre Großväter, erregt von der Neuheit seiner Lehre, eines Tages Hand an ihn legen wollten, um ihn zu ergreifen; aber der Heilige entwich über den Strand und drang in einen Wald ein, der so dicht war, daß sie ihm nicht folgen konnten, und sie sahen ihn über das Meer wandeln, so daß er ihre Absichten scheitern ließ, und zur Erinnerung daran grub er die Abdrücke seiner Füße in den Fels, als sei er weicher denn ihre Herzen . . .

Nicht weniger wunderbar ist der Weg aus festem, weißem Sand, der in der Bahía de Todos los Santos über eine halbe Meile durch das Meer zu einer Höhle führt, und es ist die Überlieferung, daß ihn der heilige Thomas wunderbarerweise schuf, als er in jener Bucht predigte und die Indianer jener Gegend sich gegen ihn zusammenrotteten und er vor der Wut ihrer Waffen fliehen mußte, und siehe, da hob sich plötzlich aus dem Meer jener Weg, so daß er vor ihren Blicken trockenen Fußes enteilen konnte, während sich hinter ihm die Wasser wieder schlossen, so daß die Heiden ihm nicht folgen konnten, die am Strand zurückblieben, so wütend wie sprachlos über solch erstaunliches Wunder, und sie nannten fürderhin jenen wunderbaren Weg ‚Maraipá‘, was in brasilianischer Sprache ‚Weg des weißen Mannes‘ heißt, welchen Namen er heute

noch trägt, nach dem heiligen Thomas, weil bis dahin noch nie ein Mensch seiner Hautfarbe in ihr Land gekommen war.“

Die Fußabdrücke sind, wie wir bereits wissen¹⁶, Zeichen, die die Wikinger zur Markierung ihrer Wege benutzten. Der Pater Gnupa hatte sie nicht geschaffen, sondern benutzt. Das beweist die Tatsache, daß sich in Bahía wie in San Vicente und an anderen Orten die Fußspuren zum Meer richten, von wo der normannische Geistliche nach dem Zeugnis der Eingeborenen gekommen war. Was den „Weg des weißen Mannes“ betrifft, so muß es sich um einen Kai oder eine Mole gehandelt haben, die in den Wassern der Bucht errichtet wurde, um einen Hafen abzugrenzen oder als Anlegeplatz zu dienen. Das können wir natürlich nicht mit Sicherheit behaupten, aber es ist die einleuchtendste Vermutung. Die Bahía de Todos los Santos ist mit der ihr vorgelagerten Insel Itaparica eine der geschütztesten Buchten der Welt. Aber sie ist ungeheuer groß, und der Wind ist in ihr sehr spürbar. Die Wikinger müssen dort einen ihrer wichtigsten Stützpunkte errichtet haben, mit einem Hafen, in dem ihre kleinen Schiffe vor Wind und Wellengang gut geschützt waren. Die Überlieferungen der Eingeborenen scheinen darauf hinzuweisen, daß sie dafür nicht einen natürlichen Schutz benutzten, sondern einen Kai bauten, dessen Fundamente noch im 17. Jahrhundert vorhanden waren.

Es gibt oder gab, wie es scheint, noch greifbarere Beweise für die Einrichtungen der Wikinger von Bahía. Tatsächlich lesen wir in den „Akten des Internationalen Amerikanisten-Kongresses“, der 1879 in Brüssel stattfand: „Was Brasilien betrifft, so beginnt man heute, von skan-

dinavischen Kolonien zu sprechen, die dort durch Reisen-
de aus Island und Groenland errichtet wurden. In dieser
Hinsicht sagt Moosemüller: „Einige Autoren schätzen,
daß die Reisen der Normannen sich bis nach Brasilien er-
streckten. Obwohl diese Ansicht nicht mit schriftlichen
Dokumenten belegt werden kann, ist es doch nicht ausge-
schlossen; denn man kann nicht zugeben, wie Bastian⁶⁴
sagt, daß diese skandinavischen Helden, die die fränki-
schen und byzantinischen Herrscher bekriegten und Kö-
nigreiche eroberten, für die das Mittelmeer zu eng war,
und die schon in den ersten Jahrhunderten zu den Kana-
rischen Inseln gelangten, daß diese Helden auf dem hal-
ben Weg nach Amerika haltgemacht hätten, wo sie nur
nackte Indianer zu bekämpfen gehabt hätten, und nicht
weiter nach Süden gegangen wären, wo die herrliche tro-
pische Vegetation ihre Sehnsucht nach Entdeckungen im-
mer stärker erregen mußte.

Außerdem ist diese These durch in Brasilien gemachte
Funde bestätigt. Dr. Lund von Lagoa Santa fand in der
Umgebung von Bahía eine Steinplatte mit Ru-
nen-Inscripfen. Obwohl die Platte zerbrochen war,
konnte er auf ihr einige isländische Worte entziffern. Bei
weiterem Forschen fand er Grundmauern von Häusern,
die den Ruinen sehr ähneln, die heute noch im Norden
Norwegens, in Island und im Westen Groenlands vorhan-
den sind.“ Eine Fußnote enthält folgende Bemerkung:
Moosemüller, O. S. B., „Europäer in Amerika vor Colum-
bus“, Regensburg, Manz. p. 190.

Die Überlegung Bastians ist zutreffend, auch wenn die
Wikinger in Brasilien, wie wir jetzt wissen, keine Norwe-
ger waren. Aber die in Brüssel erwähnten materiellen Be-

weise wären sicherlich für uns viel wichtiger. Bedauerlicherweise sind all unsere Bemühungen, das Werk von Moosemüller in Deutschland, Frankreich, Argentinien und Brasilien zu suchen und suchen zu lassen, vergeblich gewesen. Niemand weiß das geringste davon. Es ist in keinem Katalog irgendeiner öffentlichen Bibliothek verzeichnet. Auch mit Peter W. Lund, dem dänischen Anthropologen, der zwischen 1835 und 1844 in Brasilien den Mann von Lagoa Santa entdeckte und studierte, hatten wir nicht mehr Glück. Wir lasen seine in portugiesischer Sprache veröffentlichten Werke, ohne darin die geringste Bezugnahme auf die ihm zugeschriebenen Entdeckungen zu finden. Wurden die Informationen, auf die sich der geheimnisvolle Moösemüller bezieht, einer Zeitschrift oder einem Brief entnommen, der an irgendeinen europäischen Gelehrten gerichtet war?? Oder handelte es sich um eine Mystifikation wie die, deren Opfer Gravier⁶⁵ wurde, als er mit genauen Namen und Daten, wenn auch unter Vorbehalt, die Entdeckung eines nicht vorhandenen Wikinger-Grabes am Potomac berichtete? Wir wissen es nicht. Tatsache ist, daß nach dem Kongreß von Brüssel niemand von der fraglichen Platte und den Grundmauern die geringste Kenntnis besaß. Es wäre höchst interessant zu wissen, um was es sich gehandelt hat, auch wenn nicht viel Aussichten bestehen, daß sich im Fall einer Bestätigung noch Spuren von Anlagen wiederfinden lassen, die in einem dicht besiedelten Gebiet und in der Zeit von mehr als einem Jahrhundert reichlich Gelegenheit gehabt haben, für immer zu verschwinden.

4. Der Felsen von Gávea

Folgen wir der brasilianischen Küste weiter südlich, so stoßen wir zehn Grad südlich von San Salvador auf die tiefe Bucht von Guanabara, an deren Einfahrt sich Rio de Janeiro und Niteroi gegenüberliegen. Im Süden der alten Hauptstadt reihen sich von Osten nach Westen die weltbekannten Strandbäder Copacabana, Ipanema und Leblon aneinander und weiter, am Fuß eines mit dichtem Urwald bedeckten Gebirges, diejenigen von São Conrado und Barra da Tijuca. Der fragliche Bergzug wird von einem nackten Felsen beherrscht, der ihn wie eine Art Helmspitze verlängert, und der unter dem Namen „Pedra da Gávea“ bekannt ist. Die Nordwand dieses Felsens hat, so wie man sie mit bloßen Auge ganz deutlich von dem gegenüberliegenden Boa Vista-Gebirge aus sieht, das Aussehen eines menschlichen Gesichtes (s. Foto 27 u. 28). Zwei Höhlen bilden die Augen, über denen sich deutlich hervorgehobene Augenbrauen abheben. Die Nase, deren Rücken die Augenhöhlen gehörig voneinander trennt, ist leicht gebogen und sehr spitz. Ein horizontaler Spalt kennzeichnet am rechten Ort den Mund. Ein Vollbart bedeckt und verlängert Wangen und Kinn, während eine Mütze oder ein Helm in Form eines gotischen Spitzbogens dem Mann auf die gerade Stirn gesetzt zu sein scheint. An der Westwand ist in Höhe der Augen eine große rechteckige Öffnung in den Fels gehauen und mit einem Steinblock derartig versperrt, daß ihn bisher niemand zu entfernen versucht hat.

An der Mütze – oder am Helm – sind verschiedene Gruppen von eingegrabenen Zeichen zu erkennen, deren

bedeutendste auf halber Höhe besonders gut sichtbar ist. Ihr Vorhandensein ist seit Anfang vergangenen Jahrhunderts bekannt, und schon 1839 ernannte das Historisch-Geographische Institut Brasiliens eine Kommission mit dem Auftrag, sie zu untersuchen. Ihr gehörten Manoel de Araujo Pôrto Alegre und J. da Cunha Barboza an, deren Bericht eine bis heute noch nicht abgeschlossene Polemik auslöste. Handelt es sich um eine von Menschenhand geformte Inschrift oder um von der Erosion verursachte Ritzen, deren Formen nur einer Laune der Natur zu verdanken sind? Die Verfasser des Berichtes enthalten sich einer genauen Meinungsäußerung: „Die Kommission will den Ruhm nicht fahren lassen, der das Historisch-Geographische Institut für die Entdeckung derartiger Denkmäler erwartet; und auch die Hoffnung nicht, seinem Schoß einen brasilianischen Champollion (sic), diesen Newton des ägyptischen Altertums, oder Cuvier vom Nil entspringen zu sehen, damit der Leuchtturm seines Forschergeistes diesen ach so dunklen Teil der Urgeschichte unseres Brasiliens aufhelle; auf daß sie eines Tages jenes Monument wie Anaxagoras die Sonne betrachten könne, oder auch wie Pythagoras auf jenem Felsen eine von Zeit und Zufall eingegrabene Inschrift oder einen vom Meißel des Menschen stammenden Hinweis erkenne, der kommenden Generationen hinterlassen wurde.“ Allein der Stil rechtfertigt die Wiedergabe.

Wir müssen bis zum Jahr 1920 warten, bis die erste genaue Erhebung über die Zeichen angestellt wird. Sie sind 2,50 m durchschnittlich hoch und bilden eine etwa 30 m lange Reihe, die unregelmäßig sowohl in bezug auf die Höhe als auch die Tiefe der Eingrabung ist. (s. Abb. 68).

Bernardo da Silva Ramos, dem wir die Beschreibung verdanken, konnte sich in seiner bekannten Genauigkeit natürlich nicht auf diese bemerkenswerte Arbeit beschränken, er mußte die Inschrift auch übersetzen, die, da sie nicht die geringste Ähnlichkeit mit der griechischen Schrift hatte, phönizisch sein mußte. Er gelangte so zu einem Text, der seiner Phantasie alle Ehre macht: „Tyros Poenicius Badezir Erstgeborener des Jethbaal.“ So ganz sicher war sich Ramos seiner Sache jedoch nicht: „In der Annahme, daß wir diese Inschrift nicht wortgetreu ausgelegt haben, bleibt uns der Trost, unsere Zeit gut angewendet zu haben, indem wir durch unsere bescheidenen Untersuchungen diejenigen ermutigen, die die erforderlichen Fähigkeiten haben und unsere Meinung entschuldigen werden.“ Das Ergebnis war nicht das erwartete. Statt weitere Forscher zu ermutigen, hat sich bis heute, aus Furcht, sich lächerlich zu machen, niemand getraut, sich mit der „Pedra da Gávea“ zu beschäftigen, es sei denn, daß dieser oder jener mit wenigen Worten die gleiche Skepsis bekundete, von der Ramos selbst ein Beispiel gab. Die Untersuchung der fraglichen Zeichen ist tatsächlich außerordentlich heikel. Der Felsen ist Wind und Wetter in ihrer tropischen Heftigkeit voll ausgesetzt, weshalb es von vornherein nicht ausgeschlossen ist, daß das Gesicht wie die Zeichen Produkte der Erosion sind. Eine Einzelheit scheint jedoch dieser Erklärung zu widersprechen: die senkrechten Striche der Zeichen verbreitern sich nach unten. Das ist das Werk des Regenwassers. Wenn es über den glatten Felsen läuft und auf einen Spalt trifft, wird dieser von ihm nach und nach der glatten Umgebung angepaßt. Das ist der natürliche Erosionsvorgang. Anders

ist der Effekt auf einem mit dem Meißel des Steinmetz bearbeiteten Felsen. Wird der Strom des Regenwassers über eine solche Felsplatte etwa durch eine waagrechte Vertiefung unterbrochen und stößt es hier plötzlich auf einen Widerstand, den es in den senkrechten Vertiefungen nicht fand, so staut es sich und fließt nach links und rechts mit verstärkter Kraft in senkrechte Rillen, die es findet und entsprechend vertieft und verbreitert. Dieser Vorgang wurde in von uns angestellten Versuchen voll bestätigt. Wir stellen also eine Arbeitshypothese auf: die Zeichen am Gávea-Felsen stellen eine von den Elementen mißhandelte Inschrift dar.

So deformiert sie auch sind, haben die Zeichen, die sich im Zuge unserer Hypothese in Buchstaben verwandeln, das eindeutige Aussehen von Runen. Wir wissen anderseits¹⁶, daß die Wikinger die Südküste Brasiliens häufig besuchten, und daß sich ihre Fußabdrücke als Wegemarken bis hinauf nach Kap Frio, etwas nördlich von Rio de Janeiro, finden. Es war auch offensichtlich, daß die Bucht von Guanabara für ihre Drachenschiffe den sichersten Schutz zwischen Bahia und San Vicente (Santos) bot. Dieser letztere Hafen war einer derjenigen, zu denen die „Weichen Wege“ der Wikinger zwischen Tiahuanacu und dem Atlantik führten. Alles scheint also darauf hinzudeuten, daß die Inschrift vom Gávea-Felsen ein Zeichen mehr auf einer uns bereits bekannten Seeroute war. Aber das galt es zu beweisen, was nur durch eine Übersetzung der Inschrift möglich war.

Die Aufgabe war nicht leicht. Einerseits hat die Erosion den größten Teil der Schriftzeichen verformt, indem sie einige ihrer Striche verwischte und, was schwerer wiegt,

andere hinzufügte, die man für Buchstaben halten kann, oder die doch echte Buchstaben verändern. Die Ausführung dieser unechten Striche ist zwar weniger deutlich als die der ursprünglichen Schriftzeichen, aber der Witterungseinfluß macht doch die Unterscheidung höchst schwierig. Andererseits war, wie schon hervorgehoben, die Sprache der Wikinger in Südamerika kein reines Norwegisch, sondern ein germanisch-dänischer Dialekt, von dem es – bisher – keinerlei Wörterbuch gibt. Die Entzifferung und Übersetzung der Inschrift vom Gávea-Felsen kostete unserem Mitarbeiter Hermann Munk drei volle Monate harter Arbeit. Es gelang ihm, die korrekte Schreibweise zu rekonstruieren (s. Abb. 69) und danach zu entziffern, wobei ihm lediglich zwei Gruppen verbundener Runen Schwierigkeiten bereiteten: „es“ im vorletzten und „us“ im letzten Wort:

„en hinli fill eikthils sithil esk kius.“

Einmal soweit, war die Übersetzung relativ einfach: „Nahe diesem Felsen viele Eichenplanken für Schiffe auf grobem Sand- (oder Kiesel) Strand.“*

„Esk“ ist ein Wort, das sich in allen bekannten germani-

* EN: in, bei. HIN: von der germanischen Wurzel „hi“, altsächsisch „he“, angelsächsisch „he“, „him“ = er. LI: altdeutsch „lei“ = Felsen. FILL: altsächsisch und altdeutsch „filu“, altnordisch „fjol“ = viel. EIK altnordisch „eik“ = Eiche. THILA: altnordisch „thilja“ = Schiffsplanke. SITHIL: altnordisch „sitja“, altfriesisch „sitta“, angelsächsisch „sittan“ = sitzen, sich befinden (von der gleichen Wurzel: altnordisch „setja“, altfriesisch „setta“, angelsächsisch „settan“ = setzen, stellen, legen). ESK: gotisch „atisk“, altdeutsch „ezzisc“ = Feld. KIUS: germanisch „kisa“, altdeutsch „kisil“, angelsächsisch „cibil“, „ceosil“ = grober Sand, Kiesel.

schen Sprachen auf ein bestelltes Feld bezieht. Hier wird es zweifellos im Sinn einer weit ausgedehnten Fläche gebraucht und, da es neben dem Wort „kiaus“ (grober Sand, Kiesel) steht, noch genauer: des Strandes.

Unser Mitarbeiter mißt dem Ergebnis seiner philologischen Untersuchung (Rekonstruktion der Schreibweise, Entzifferung und Übersetzung) einen Gewißheitsgrad von 80 % zu. Berechtigte Zweifel könnten nur auftauchen, wenn die Inschrift keine einleuchtende Beziehung weder zu den mutmaßlichen Verfassern, noch zu dem Ort hätte, an dem sie sich befindet. Das ist jedoch ganz gewiß nicht der Fall. Nichts könnte logischer sein als ein Lagerplatz von Schiffsplanken, den die Wikinger an einem überaus geeigneten Ort, zwischen ihren Stützpunkten von Bahia und San Vicente, angelegt hätten, um ihre Schiffe auszubessern. Denn die Bucht von Guanabara besitzt gleichzeitig die Kennzeichen eines sicheren Liegeplatzes und eines Binnenhafens der Art, wie wir sie weiter oben erwähnten. Die Inschrift legt jedoch die Annahme nahe, daß die Männer von Tiahuanacu zumindest zu der Zeit, als sie in den Felsen gegraben wurde, über keine festen Einrichtungen in einem Gebiet verfügten, das für sie nur eine gelegentliche Zuflucht darstellte: es gab hier keine Werft, sondern nur ein Lager von Eichenplanken, die dazu bestimmt waren, in einem Notfall verwendet zu werden. Das Wort „thila“ ist unmißverständlich: es handelte sich nicht um irgendwelche Bretter, sondern um solche für den Schiffskörper. Natürlich war mit „eik“ (Eiche) nicht notwendigerweise der so benannte europäische Baum, sondern wahrscheinlich eine örtliche Holzart ähnlicher Eigenschaften gemeint, die die Wikinger in Süd-

amerika für ihre Schiffskonstruktionen verwendeten. In Brasiliens Urwäldern im allgemeinen und besonders in denen von Gávea, Boa Vista und Tijuca gab es genug davon.

Ist die Inschrift in bezug auf ihren Inhalt auch logisch, so wirft sie doch einige Fragen auf. Zunächst die ihrer Lage. Der Gávea-Felsen ist vom Meer aus gut zu sehen. Seine Form und seine Höhe machten ihn zu einem idealen Bezugspunkt für Schiffe, die sich der Küste näherten. Man könnte also wohl vermuten, daß die „Schiffahrts-Handbücher“ der Wikinger ihn in dieser Eigenschaft verzeichneten. Aber in diesem Fall wäre die Inschrift überflüssig gewesen, da ein Bezugspunkt nur sinnvoll ist, wenn die, die sich nach ihm richten sollen, wissen, was er bedeutet. Anderseits ist die Nordwand des Felsens mit der Inschrift zu den Bergen von Boa Vista gerichtet und nur von verschiedenen Punkten des damals schwer zugänglichen Landesinnern aus sichtbar. Auch heute noch ist der nächste dieser Punkte die „Pedra Bonita“, ein Felsen, in den einige merkwürdige konzentrische Kreise eingegraben sind. Es wirkt im ersten Augenblick schwer verständlich, daß sich eine für Seefahrer bestimmte Mitteilung an einer Stelle befindet, wo man sie erst nach mehrstündigem Marsch durch Berg und Wald lesen kann.

Wir haben eine annehmbare Erklärung: die Inschrift verdankt ihre Entstehung nicht einer dringenden Notwendigkeit oder überhaupt einem nützlichen Zweck, sondern in erster Linie dem Vorhandensein eines von Wind und Wetter geformten Männergesichtes an der Nordwand eines Felsens, der den Seefahrern vertraut und von besonderer Wichtigkeit war. Versuchen wir, uns in die Lage

derjenigen Wikinger zu versetzen, die den Auftrag bekommen hatten, in der Bucht von Guanabara einen Stützpunkt einzurichten und dort das für die Instandsetzung der Schiffe unerläßliche Material zu lagern. Sie stießen in den angrenzenden Urwald vor, um die Bäume, die sie zu diesem Zweck brauchten, auszuwählen und zu fällen. Die Indianer der Gegend, mit denen sie die besten Beziehungen unterhalten (ist es ein Zufall, daß ihre Nachkommen ein paar Jahrhunderte später die Verbündeten der Franzosen gegen die Portugiesen sind?), stellen die ortskundigen Führer und Arbeitskräfte. Eines schönen Tages gelangt man zur „Pedra Bonita“ oder nach Boa Vista und sieht sich plötzlich einem riesigen Wikingerkopf gegenüber: nordische Gesichtszüge, voller Bart, spitzbogenförmiger Helm. Vielleicht Gott Odin, der sie erwartet. Ein Zeichen jedenfalls. Unter den Holzfällern befindet sich ein Runenschneider. Er möchte sich auf dem Götterbild verewigen. Die Wikinger erklimmen den Felsen. Das ist gar nicht so schwer. Auf der Ostseite steigt der Berg sanft bis etwa zu der Höhe des Bildnisses an. Der Steinmetz läßt sich auf einem von vier Tauen gehaltenen Brett an der Felswand herunter und beginnt seine Arbeit. Was soll er schreiben? Er ist weder Priester noch Skalde, sondern Handwerker. Er wird also ganz einfach ein unauslöschliches Zeichen des Auftrages hinterlassen, den er und seine Gefährten erfüllen. Er hat keine Eile. Das Schiff, das die Mannschaft abholen soll, wird erst in einigen Wochen oder Monaten kommen.

Bleibt ein letzter Punkt aufzuklären. Die Inschrift erwähnt einen Strand aus grobem Sand oder Kiesel, wo die Gruppe, der auch unser Runenschneider angehörte, die

von ihr vorbereiteten Bohlen lagern sollte. „Nahe diesem Fels“, präzisiert der Text. Der Strand am Fuß des Gávea-Gebirges – São Conrado und Barra da Tijuca – ist aus feinem Sand, und der einzige an der Küste von Rio de Janeiro und Umgebung, der grob ist, ist die kleine Praia Vermelha, am Fuß des Zuckerhutes, mehrere Dutzend Kilometer von unserem Gebirge entfernt. Eine allzu schnelle Schlußfolgerung könnte uns zu der Annahme verleiten, daß die Inschrift von Gávea, wie Munk sie übersetzte, mit der geographischen Wirklichkeit absolut nicht in Einklang steht. Diese Überlegung wäre verfehlt. Nichts ist tatsächlich so veränderlich wie ein Strand, vor allem, wenn er am Fuß eines Bergmassivs liegt. Es ist durchaus möglich, daß der Strand von São Conrado oder der von Barra da Tijuca vor sechs- oder siebenhundert Jahren ganz anders war, als er heute ist. Außerdem ist der Begriff „nahe“ dehnbar und muß nicht „am Fuß von“ bedeuten. Der fragliche Kieselstrand kann sich sehr gut in der Bucht von Guanabara selbst befunden haben, wo man ihn heute vergeblich suchen würde, da die Küste hier schon seit langem ihren natürlichen Verlauf verloren hat. Dies ist die einleuchtendste Erklärung. Offensichtlich benutzten die Wikinger zum Festmachen und Reparieren ihrer Schiffe den unvergleichlichen Schutz, den ihnen die ideale Bucht von Guanabara bot, und nicht den Strand von Gávea, an dem sich die Wellen des Ozeans brachen. Wenn unsere Auslegung richtig ist, hatte der Odinsfelsen von Gávea keineswegs den Charakter einer Art überdimensionaler Mitteilungstafel für in Bedrängnis geratene Wikinger-Seefahrer. Die Kapitäne solcher Schiffe wußten ganz gewiß auch ohne den steinernen Hinweis, wo sie das

Schiffsplankenlager finden und auch wie sie sich sonst weiterhelfen würden. Die Inschrift verdankt ihre Entstehung der Laune der Natur und vielleicht einer ebensolchen eines schriftkundigen Wikingers, den es – wie so viele Mitmenschen unserer Zeit – drängte, ein Wunderwerk der Natur mit seinen eigenen Ergänzungen zu versehen.

5. Das Wunderding aus Gold

Folgt man der brasilianischen Küste 150 km Luftlinie südsüdöstlich von Rio de Janeiro, so gelangt man zur Bucht der Isla Grande, an deren Ende sich der Fischerei- und Wassersporthafen Angra dos Reis befindet, durch die vorgelagerte Insel, die dem Golf den Namen gab, gut geschützt und einer der beliebtesten Schiffsliegeplätze Brasiliens. An ihren Ufern, in der Nähe der kleinen Stadt Parati, schlummert das alte Dörflein Trindade. In seiner Umgebung, über einer tiefen Schlucht, entdeckten zwei unserer Mitarbeiter eine Wikinger-Inschrift.

Jean-François Mongibeaux und Jean-Pierre Bouleau arbeiteten seit einem Jahr in Paraguay, wo sie eine schwierige Expedition zu dem Felsunterstand vom Cerro Guazú geführt hatte, der die größte Zusammenstellung von Runen (71 übersetzte Inschriften) enthält. Im Februar 1974 waren sie zum Karneval nach Rio de Janeiro gereist. Dort erzählte ihnen ein Architekt aus São Paulo mit dem – wie wir sehen werden – ungemein passenden Namen Goldstein von zwei Inschriften, die er im Verlauf eines Jagdausfluges gefunden hatte. Sie schienen ihm aus Ru-

nen zu bestehen. Unsere beiden Mitarbeiter ließen die „escolas de samba“ und „batucadas“ im Stich und beeilten sich, an die Fundstelle in der Nähe von Trindade zu gelangen. Nach einem Marsch von 12 km durch die Berge fanden sie tatsächlich einen der bezeichneten Felsen.

Es handelt sich um einen großen Steinblock in Form eines Schiffsbugs mit einem Lithoglyphen von etwa 50 cm Länge, der durch eine Kante des Steins in zwei ungleiche Hälften geteilt ist. Die Zeichen von 10 bis 15 cm Höhe sind sehr deutlich (s. Abb. 70), wenn auch häufig verformt, wie das fast überall in Südamerika der Fall ist. Die Entzifferung bot trotz einiger verbundener Runen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten:

„sam täl ik abbi gulls takn“,

was übersetzt heißt:

„Auch berichte ich von des Goldes Wunder.“*

Wir werden wohl nie erfahren, welches Wunder der unbekannte Runenschneider von Trindade meinte. Aber die Inschrift genügt zu der Feststellung, daß die Wikinger wahrscheinlich häufig die Bucht von Isla Grande besuchten, und daß jedenfalls eines ihrer Schiffe hier einen längeren Aufenthalt hatte.

* SAM: altnordisch „samre“, „same“, altdeutsch „sama“, „samo“ = auch. TÄL: altnordisch „telja“, angelsächsisch „tellen“ = erzählen, berichten. IK: altnordisch „ik“ = ich. ABBI: altnordisch „af“, angelsächsisch „of“, altdeutsch „aba“ = von; altnordisch „af“, angelsächsisch „of“, altdeutsch „aba“ = von; altnordisch „bi“ = in, altdeutsch und angelsächsisch „bi“ = bei. GULLS: Genitiv von GULL: altnordisch „gull“ = Gold. TAKN: altnordisch „teikn“, gotisch „teikna“, angelsächsisch „tacn“, altdeutsch „zeihan“ = Zeichen, Wunder.

6. Die dänische Küste

Von den Tiahuanacu-Symbolen der Insel Marajó im Amazonasdelta bis zu der Runeninschrift von Trindade, von den Überresten von Mauern und Binnenhäfen im Nordosten und den im Kapitel IV beschriebenen Salzsteinen des Parnaíba bis zu dem sagenhaften Weg des Weißen Mannes von Bahia und dem Gávea-Felsen sind uns eine Reihe von Marksteinen auf dem Seeweg bekannt geworden, der von der Mündung des Großen Flusses zum Golf von Santos mit seinen „Fußspuren des Apostels“ und noch weiter nach Süden führte. Einige dieser Angaben wurden uns von Schwennhagen gemacht, ohne daß wir sie nachprüfen konnten. Andere dagegen stammen aus eigenen Untersuchungen, die wir mit Hilfe unserer Mitarbeiter vom „Institut für Menschheits-Wissenschaft“ in Buenos Aires durchführten. Diese letzteren sind die bei weitem bedeutendsten, da wir dank ihnen die Seefahrer identifizieren konnten, von denen sie stammen. Es war logisch anzunehmen, daß es sich um die Männer von Tiahuanacu handelte. Aber es mußte bewiesen werden. Die Inschriften von Gávea und Trindade haben uns gestattet – auch wenn die erstgenannte nur einen Sicherheitsgrad von 80 % hat – das zu tun, ohne daß der geringste Zweifel bleibt.

Die Wikinger benutzten, wie wir wissen¹⁶, als Seefahrtsstützpunkte im Süden den Golf von Santos und die Insel Santa Catalina, wohin die beiden Zweige des „peabirú“ führten, jene vom Altiplano zum Meer herunter führenden „Weichen Wege“. Zwischen diesen beiden Häfen erstreckt sich die Küste von Guayrá, die auf dem Erdglo-

bus von Vulpus¹⁶ aus dem Jahr 1542 im Latein jener Zeit den bezeichnenden Namen „Costa Danea“ (Dänische Küste) trägt. Wir wissen jetzt auch, daß sie den Wasserweg des Amazonas benutzten und daß sie ständige Einrichtungen – wenn „Sete Cidades“ nicht sogar mehr war – im Nordosten Brasiliens unterhielten. Wir konnten anderseits¹⁶ feststellen, daß eines ihrer Schiffe in der Mitte des 13. Jahrhunderts nach Europa und zurück gefahren war, und daß einer seiner Passagiere, der Pater Gnupa, die Küste entlang gen Süden, von Bahia nach San Vicente (Santos) gereist war. Die Männer von Tiahuanacu fuhren also zwischen ihren atlantischen Stützpunkten im Norden und im Süden hin und her. War das ein Zufall? Das anzunehmen, ist uns nicht mehr gestattet. Das Schiffsplanckenlager, das auf dem Felsen von Gávea erwähnt ist, genügt als Hinweis auf einen Verkehr von gewisser Bedeutung.

Wahrscheinlich handelte es sich vor allem um Güterverkehr, welche Annahme verschiedene Gründe rechtfertigen. Um von Tiahuanacu zur Insel Marajó und „Sete Cidades“ zu gelangen, mußte man, um überhaupt den Amazonas zu erreichen, zunächst einmal etwa 2000 km jener beschwerlichen Wege zurücklegen, die sich später in die inkaischen Königsstraßen verwandelten. Die südliche Route war einfacher. Sie war es ganz zweifellos während der Regenzeit, wenn die wilden Wasser des Großen Flusses, die dann um mehrere Meter stiegen, riesige Baumstämme und andere schwimmende Hindernisse mit sich führten, die für leichte Fahrzeuge wie die Drachenschiffe eine schwere Gefahr darstellten.

Anderseits war es für Schiffe, die mit ihrem quadrati-

schen Segel nicht gegen den Wind fahren konnten – und über Tausende von Kilometern zu rudern, war von vornherein ausgeschlossen – relativ einfach, Europa von den Häfen des Südens aus zu erreichen. Die Schwierigkeiten ergaben sich auf dem Rückweg, der an der Mündung des Amazonas endete. Die Wind- und Strömungsverhältnisse machten also eine Art Dreiecksverkehr erforderlich. Nun, wir haben zwar nur für eine einzige Reise über den Atlantik Beweise, doch alles führt zu der Annahme, daß es viel mehr davon gab. Seit dem Jahr 1250 fuhren die Schiffe der Normannen regelmäßig, freilich unter strengster Geheimhaltung, über den Ozean, um am Amazonas das begehrte Brasil-Holz zu laden, wie die Zolltarife von Dieppe, Caen und Harfleur¹⁶ beweisen. Es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß ihre Vettern in Amerika ihr Kommen und Gehen beobachtet haben, ohne gelegentlich den unbezwingbaren Wunsch zu verspüren, eine Fahrt zu wiederholen, die sie schon einmal nach Europa zurückgeführt hatte. Aber um das zu tun, mußten sie von den Häfen des Südens abfahren. Denn sie mußten weiterhin ihre Drachenschiffe benützen, während die Normannen bereits die viel besser zu manövrierenden Karavellen besaßen. Wahrscheinlich gelangten auch die europäischen Schiffe gelegentlich nach dem Süden, wie das die Reise zu beweisen scheint, die Paulmier de Gonneville im Jahr 1503, freilich über die afrikanische Route, nach Guayrá machte. Seine Handelsinteressen mögen ihn dazu verleitet haben, oder auch einfach nur der Wunsch, während der Schlechtwetterperiode einen günstigeren Kurs als den zu wählen, der von Ekuador ausging. Jedenfalls steht fest, daß vor der portugiesischen und spa-

nischen Konquista zahlreiche Schiffe die brasilianische Küste befuhren, wenn die Umstände es erforderten, in Häfen und Buchten einliefen, wo ihre Kapitäne wußten, daß sie nicht nur Schutz vor Wind und Wetter, sondern auch die technische und Versorgungshilfe finden würden, die sie jeweils brauchten. Die „Dänische Küste“ war also nicht bloß die relativ kurze Strecke des Guayrá – sie reichte bis zur Mündung des Amazonas und verband so über das Meer die beiden atlantischen Öffnungen – auf dem Land – und dem Flußweg – des Imperiums von Tiahuanacu.

VII. WIKINGER UND NORMANNEN

1. Bilanz einer Forschung

Im Jahr 967 unserer Zeitrechnung landeten etwa 700 Wikinger beiderlei Geschlechts mit sieben Drachenschiffen an der Küste Mexikos. Zwanzig Jahre später schiffte sich der Jarl Ullman wieder ein und ließ diejenigen seiner Männer zurück, die sich mit eingeborenen Frauen verbunden und mit ihnen Kinder gezeugt hatten. Von seinem kurzen Aufenthalt im Anáhuac und im Maya-Land blieben eine Sonnenmythologie, eine politische Organisation, ethische Werte, wissenschaftliche und technische Kenntnisse und zahlreiche dänische, deutsche und angelsächsische Wörter zurück, die die Indianer noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in ihren Sprachen gebrauchten.

Über die Ebenen Venezuelas und das Hochland von Bogotá hinweg, das noch immer, in seiner spanischen Schreibweise leicht verformt, den Namen Kondanemarka (Königlich Dänische Mark) trägt, erreichten die Wikinger den Pazifik, bauten sich Schiffe aus Seehundsfell und fuhren mit ihnen gen Süden, nicht ohne im Vorüberziehen im heutigen Ekuador weite Gebiete zu erobern. Sie ließen sich schließlich an den Ufern des Titicacasees nieder, einem wahren Binnenmeer auf dem Altiplano der Anden,

dessen Klima, kalt nach ihrem Geschmack, indessen nicht so rauh war, wie es heutzutage ist, und begannen dort, ihre Hauptstadt Tiahuanacu zu bauen. Dank der Hilfe zunächst der Aymarás und später der Quichuas eroberten, organisierten und zivilisierten sie ein riesiges Gebiet, das sich zwischen der Kordillere und dem Pazifik von Valparaiso in Chile bis Bogotá in Kolumbien erstreckte. Jedoch gegen 1290 beendete eine Erhebung der Diaguita-Stämme im Norden Chiles das Erste Reich in Peru. Die Weißen wurden in aufeinanderfolgenden Schlachten besiegt, deren letzte auf der Sonneninsel inmitten des Titicacasees stattfand. Zehn Jahre später zogen einige Überlebende des Gemetzels, die sich in die Berge des Apurimac zurückgezogen hatten, auf Cuzco und gründeten mit Hilfe ihnen treu gebliebener Stämme das Reich der Inkas (wörtlich: der Nachkommen), dessen erster Herrscher Manko Kápak war.

Diese Geschichte, „Des Sonnengottes große Reise“¹⁴ hatten wir in ihrem örtlichen und zeitlichen Ablauf ein Vierteljahrhundert lang erforscht, nicht ohne alle gesammelten Daten genauestens zu belegen. Unsere erste Arbeit über das Thema war, alles in allem, ein wenig theoretisch. Die greifbaren Beweise, die wir für unsere Theorie eines Tages zu finden hofften, lieferte uns die anthropologische Untersuchung eines Stammes „weißer Indianer“ in Paraguay, der aus degenerierten und seit zwei oder drei Generationen leicht vermischten Nordeuropäern bestand. Ausgrabungen an einem Ort, wo dieser Stamm früher ansässig gewesen war und die Entdeckung eines von Menschenhand bearbeiteten Felsens im Urwald erbrachten uns: Runeninschriften, von denen einige ohne Schwierigkeiten

übersetzt werden konnten, skandinavische Symbole, ein großartiges Odin-Bild, einen Lageplan in Gestalt von Felsmalerei, der die wichtigsten Punkte der Gegend bezeichnete.

Der Felsen von Yvytyruzú hatte alle Merkmale einer Poststation. Aber wo eine solche Station ist, muß es auch eine Straße geben. Dank der Eingeborenenüberlieferungen, die von den ersten spanischen und portugiesischen Missionaren zusammengetragen worden waren, konnten wir ihren Verlauf vom Altiplano bis zum Atlantik rekonstruieren. Die Berichte über die Ankunft eines geheimnisvollen Evangelisten, des Paters Gnupa, in Amerika um das Jahr 1250, erlaubten uns, die Herkunft christlicher Elemente zu bestimmen, deren Reste sich noch in Tiahuanacu befinden – insbesondere die Statue des Mönchs, Kopie einer Apostelfigur von der Kathedrale von Amiens – und die Kenntnis kartographischer Daten Südamerikas in Europa lange vor Kolumbus zu klären. Die Männer von Tiahuanacu hatten in der Mitte des 13. Jahrhunderts den Kontakt mit der alten Welt wiedergefunden. Eines ihrer Schiffe war wahrscheinlich nach Dänemark und sicher in die Normandie gelangt, von wo es einen katholischen Geistlichen nach Südamerika brachte. Seit damals reglementierten die Zollverwaltungen von Dieppe, Caen und Harfleur den Import von Brasil-Holz, das es nur am Amazonas gab. Mit „Des Sonnengottes Todeskampf“¹⁶ hatte das Ergebnis unserer Forschung schon nichts mehr von einer bloßen Theorie, ja nicht einmal einer These: es war Geschichte.

Die Logik gestattete uns nicht, auf diesem guten Wege einzuhalten. Wenn es den Wikingern vom Altiplano dank

eines genial ausgeklügelten Verfahrens gelungen war, eine Landverbindung zwischen ihrer Hauptstadt und ihren Marinestützpunkten Santos und Santa Catalina zu konstruieren, wie sollten sie dann die für sie ebenso wichtige, aber ihren Fähigkeiten als Seefahrer gemäßigere Flußverbindung des Amazonas ungenutzt lassen! So war es, wie wir auf den vorstehenden Seiten gesehen haben. Zahlreiche Spuren ihrer Anwesenheit und der ihrer Nachkommen – einschließlich der berühmten Amazonen – als Flüchtlinge im Urwald nach der Katastrophe von 1290 sind noch heute am Amazonas und in Guayana vorhanden: blonde und blauäugige Indianer, übersetzbare Runeninschriften und vor allem die „Externsteine“ von „Sete Cidades“, die wir die Genugtuung hatten, zu entdecken und zu identifizieren.

Von der Mündung des Großen Flusses bis zur Insel von Santa Catalina erstreckt sich die Schutz gewährende brasilianische Küste, von der wir wissen, daß der Pater Gnupa sie besuchte. Sie war daher auch den Wikingern bekannt. Suchten sie sie mit einer gewissen Häufigkeit auf? Alles führt zu dieser Annahme, und wir haben Beweise dafür angeführt. Aus materiellen Gründen war es uns nicht möglich, diejenigen, die wir Schwennhagen⁵⁸ verdanken, persönlich nachzuprüfen, und vergeblich versuchten wir, diejenigen zu bestätigen, die von Lund stammen. Aber die Runeninschrift von der „Pedra da Gávea“ oberhalb von Rio de Janeiro und diejenige von Trindade mögen genügen, um das Vorhandensein eines ständigen Seeverkehrs festzustellen.

Jetzt ist die Landkarte des Reiches von Tiahuanacu vollständig: zwischen der Kordillere und dem Pazifik ein von

Aymarás, Quichuas und anderen Stämmen dicht besiedeltes Gebiet, das die Inkas seit 1300 langsam zurückeroberten; im Süden auf den „Weichen Wegen“ und im Norden auf dem Amazonas. Zugangswege zum Atlantik, bewacht von Guaraní- und Tupí-Truppen unter weißer Führung; noch weiter nördlich der Orinoco, mit dessen Schutz die „Ehren-Garde“ der Arahuaaks beauftragt war; im Osten die Atlantikküste, an der sich Häfen und Stützpunkte aneinanderreiheten; schließlich im Landesinnern, zwischen Parnaíba und Bahia, das riesige Bergbauggebiet, das der São Francisco durchströmt (und dessen Nutzen für die Wikinger teilweise weiter in Dunkel gehüllt bleibt), mit dem Wallfahrtsort „Sete Cidades“ im Norden. All dies fest in der Hand von nicht mehr als etwa 40 000 Nordmännern, die ihre Kräfte derartig zersplittern mußten, daß das Zentrum ihrer Macht in der Schlacht auf der Sonneninsel von aufständischen Eingeborenen vernichtet werden konnte. Selten ist in der Weltgeschichte von so wenigen ein so glänzendes Kapitel geschrieben worden.

2. Der Ursprung der Wikinger von Tiahuanacu

Unsere brasilianischen Entdeckungen bestätigen eine Schlußfolgerung die wir in unserer vorhergehenden Arbeit nur am Rande erwähnt haben: diejenige über den unmittelbaren Ursprung der Wikinger von Tiahuanacu. Dank den philologischen Analysen von Brasseur de Bourbourg und Vicente Fidel López¹⁴ wußten wir bereits, daß die Sprache, die sie gebrauchten, Worte enthielt, die aus

dem Norwegischen (dem alten Dänisch-Norwegisch) und dem alten Niederdeutsch stammten. Die Inschriften in Paraguay – diejenigen, die unser vorhergehendes Buch enthält, und die 71 vom Cerro Guazú, die noch nirgends veröffentlicht wurden – liefern uns ebenso, wie die aus Brasilien, zusätzliche Beweise. Sie gestatten uns ferner, festzustellen, daß es sich nicht um eine Mischung handelte. Tatsächlich begegnen wir in ihnen wenig Worten, die eindeutig norwegisch oder eindeutig deutsch sind. Fast alle verwendeten Ausdrücke nähern sich in ihrer Form der einen oder der anderen der fraglichen Sprachen an, aber sehr wenige gehören wirklich zu ihnen, und einige stammen direkt aus einer indoeuropäischen Wurzel. Die Besatzungen von Ullmans Drachenschiffen kamen aus Schleswig, aber es waren nicht gut voneinander zu unterscheidende Dänen und Deutsche – alle sprachen einen gemeinsamen örtlichen Dialekt, ein Mittelding zwischen Norwegisch und Plattdeutsch.

In Brasilien wie in Paraguay sind die Inschriften anderseits in Runen geschrieben, die nicht nur dem skandinavischen Futhark, sondern auch dem angelsächsischen Futhorc zugehören, ohne von einigen archaischen Buchstaben zu sprechen. Die Mischung von Zeichen aus dem alten, dem neuen und dem punktierten Futhark hat an sich nichts Überraschendes. Die Runen-„Alphabete“ waren nicht starr und unveränderlich wie die unsrigen, sie wechselten mit Zeit und Raum ihrer Anwendung. Das 10. Jahrhundert war außerdem eine Übergangsperiode, in welcher die drei wichtigsten Abarten des Futhark (und noch manche andere) in Skandinavien nebeneinander bestanden: keine Akademie schrieb den Gebrauch des einen

statt des anderen vor. Das Futhorc seinerseits entstand, als unter dem Einfluß der Wikinger, die einen guten Teil Englands – den Danelaw – besetzt hielten, die Angelsachsen begannen, die Runenschrift zu benutzen. Da die englische Sprache reich an phonetischen Schattierungen ist, mußten neue Zeichen erfunden werden, um sie auszudrücken. So hat das alte Futhark 24 Grundformen, einige davon abgewandelt, also 35 Buchstaben insgesamt, das neue Futhark weist 16 von den einen und 24 von den anderen auf, das punktierte Futhark 28 von beiden, aber das angelsächsische Futhorc besitzt 33 Grundformen, 57 Buchstaben!¹⁶ In Brasilien trafen wir auf 21 Grundformen, vier davon aus dem Futhorc, und 46 Buchstaben, ohne die auf den Kopf gestellten und nach links gerichteten zu zählen. Das bedeutet einerseits, daß die Wikinger in Südamerika, deren Dialekt Laute enthalten mußte, die in keinem Futhark auszudrücken waren, sich unter Verwendung von Elementen des verschiedensten Ursprungs ein eigenes „Alphabet“ zusammenstellten, und andererseits, daß ihnen das Futhorc bekannt war, daß sie also nicht direkt aus Schleswig, sondern auf dem Umweg über die dänischen Besitzungen in England hierher gelangten.

Die erwähnte phonetische Notwendigkeit schließt übrigens ein gewisses Durcheinander in der Schrift nicht aus. Vergessen wir nicht, daß es sich bei den Wikingern, die im Jahr 967 in Mexiko an Land gingen, keineswegs um eine wissenschaftliche Expedition, sondern um Eroberer handelte. Es waren keine Skalden und Runenschneider, sondern vor allem Seefahrer und Soldaten. Einige von ihnen konnten natürlich lesen und schreiben, aber auch diese zeigten mehr Lust und Geschick in der Handhabung von

Ruder und Schwert als in der von Meißel und Feder. Außerdem sind die Inschriften Brasiliens, von wenigen Ausnahmen abgesehen, einfache „graffiti“, Gelegenheitsinschriften, deren korrekte Schreibweise ihre Autoren nicht weiter interessierte. Wir sind es gewohnt, skandinavische Platten und Grabsteine zu betrachten, die von Fachleuten mit aller Sorgfalt hergestellt wurden, und wundern uns, daß wir in Südamerika nicht der gleichen Ordnung und Genauigkeit begegnen. Das ist so, als würden die Menschen einer späteren Zeit das, was unsere Soldaten auf irgendeinem Feldzug an die Wände eroberter Gebiete kritzeln, mit den Inschriften an den Heldenmälern vergleichen, die für sie errichtet wurden. Was uns dagegen wirklich überraschen muß, ist, daß wir gelegentlich einer Inschrift in klassischem Stil begegnen, wie der auf Foto Nr. 17 wiedergegebenen, oder – wie am Cerro Guazú in Paraguay – dem Werk eines wahren Könners, wenn er auch auf dem Gebiet des Runenschneidens offenbar Autodidakt war.

Stellen wir andererseits die Zeit in Rechnung, die zwischen der Landung des Ullman und der Zerstörung des Ersten Reiches oder gar der Ankunft der Spanier und Portugiesen verging. Keine der in Brasilien entdeckten Inschriften trägt ein Datum, aber die jüngste der von uns in Paraguay gefundenen stammt aus dem Jahr 1457. Die Wikinger und ihre Nachkommen lebten also fast fünf Jahrhunderte lang in einer (von der Ankunft des Paters Gnupa kaum unterbrochenen) kulturellen Isolierung, und das zu einer Zeit, da die Runenschrift in Europa praktisch verschwunden war. Zur „schlechten Handschrift“ der gelegentlichen Verfasser von Steininschriften kamen also noch

eine langsame (durch Unwissenheit und Phantasie bedingte) Vermischung heterogener Elemente hinzu und – nach der Zerstörung des Imperiums – eine kulturelle Degeneration, die durch die Lebensbedingungen im Urwald nur allzu erklärlich ist, denen sich die überlebenden Männer von Tiahuanacu und ihre Nachkommen ausgesetzt sahen. Was die Inkas des Zweiten Reiches betrifft, so hatten sie den Gebrauch der Schrift ganz einfach verboten, und zwar weil die Priester, wie die Chronisten berichten, die Schrift für die Niederlage von 1290 verantwortlich machten. Wir halten es für wahrscheinlicher, daß das Verbot auf die Absicht zurückzuführen war, die eingeborene Bevölkerung die schmachvolle Niederlage so schnell wie möglich vergessen zu lassen. Geschichte läßt sich leichter fälschen, wenn sie nicht geschrieben wird.

3. Das normannische Erbe

Der Pater Gnupa sprach französisch und lateinisch, aber wahrscheinlich nicht norwegisch und ganz gewiß nicht den Dialekt Schleswigs. Die normannischen Seefahrer, die Brasil-Holz luden, müssen sich in irgendeinem französischen „patois“ ausgedrückt haben, da im Herzogtum der Normandie das alte Dänisch-Norwegisch schon lange vor der Mitte des 13. Jahrhunderts vollkommen erloschen war. Als sich später der Handelsverkehr zwischen Dieppe und Hedeby entwickelte, lernten viele normannische Seeleute, in dänischer Sprache zu radebrechen, aber das war im Jahr 1250 noch nicht der Fall. Andererseits bestand

der Kontakt zwischen den Vettern aus Europa und denen in Amerika nur für wenige Jahrzehnte. Nach der Niederlage auf der Sonneninsel hörten die Drachenschiffe auf, den Amazonas zu befahren, und die Wikinger verließen die Küsten des Nordostens, um sich im Landesinnern in kleineren oder größeren Gruppen zu sammeln. Die Normanen ihrerseits fuhren unbeirrt fort, ihren Handel zu treiben, bis die ersten portugiesischen Schiffe auftauchten. Danach gab es für zwei Jahrhunderte Krieg, ob er nun erklärt war oder nicht.

Im 17. Jahrhundert besetzte Frankreich, wie wir gesehen haben, Groß-Guayana militärisch, das heißt jenes riesige Gebiet, das der Orinoco, der Amazonas und das Meer begrenzen. Es beherrschte die Inseln im Delta des Großen Flusses, die (heute zusammengewachsen) die Insel Marajó bilden, und das Tal von Tocantins mit Ausnahme der portugiesischen Stadt Pará (Belém). Die von uns wiedergegebene portugiesische Landkarte von Teixeira (s. Abb. 71) ist mit ihren französischen Ortsbezeichnungen ein recht interessanter Beweis für geschichtliche Tatsachen, die heutzutage selbst in Frankreich wenig bekannt sind. Weiter südlich waren es auch Franzosen, die im 17. Jahrhundert Marañón (s. Karte auf Abb. 17) kolonisierten und die Hauptstadt des gleichnamigen brasilianischen Staates, Saint-Louis, gründeten. Schon einige Jahrzehnte vorher hatte der unter dem Befehl des Admirals de Coligny stehende Villegaignon vergeblich versucht, in Rio de Janeiro die Grundlagen für ein „Antarktisches Frankreich“ zu schaffen, das zusammen mit dem „Äquatorialen Frankreich“ von Guayana das portugiesische Brasilien in die Zange nehmen sollte. Von seinem Unternehmen blieb

nicht mehr als sein Name, den eine kleine Insel in der Bucht von Guanabara trägt, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Das war ganz in der Nähe des „Kieselstrandes“, den die Inschrift auf dem Odin-Felsen von Gávea erwähnt. Ironie der Weltgeschichte?

War dies alles nur ein Spiel des Zufalls? Ganz gewiß nicht. Seit Jahrhunderten gingen die Fischer von Saint-Malo auf Kabeljaufang nach Neufundland, und es ist gleichfalls einer der im Mittelalter für ihre Kühnheit bekannten Bürger dieser französischen Hafenstadt, Jacques Cartier, der im Namen des Königs von Frankreich von Kanada Besitz ergreift. Seit Jahrhunderten holten die Normannen Brasil-Holz vom Amazonas, und es sind die Normannen, die sich auf der Insel Marajó, in Marañón, in Rio de Janeiro, in Guayrá¹⁶ niederlassen. Die einen wie die anderen besetzen die Gebiete, die sie aufsuchen, unter strengster Geheimhaltung lange vor der offiziellen „Entdeckung“ Amerikas. Und überall verstehen sie sich mit den Eingeborenen aufs beste. Eingeborene, von denen einige mit blondem Haar vielleicht noch die Sprache verstehen, die die normannischen Dolmetscher bei ihren Aufenthalten in dänischen Häfen lernten.

Die Zivilisation von Tiahuanacu war bereits tot lange bevor Pizarro nach Peru kam. Was die Spanier ohne Scheu und Vernunft zerstörten waren nur ihre großartigen Spuren auf dem Altiplano. Es gibt deren noch viele im Urwald. Wir haben einige von ihnen entdeckt. Wir suchen weiter. Nach „Sete Cidades“ sind alle Hoffnungen erlaubt.

ENDE

BIBLIOGRAPHIE

- ¹ Carvajal, P. Caspar de: „Descubrimiento del Río Amazonas“, Madrid, 1894.
- ² „Relación anónima sobre sucesos ocurridos en el Río de la Plata“ (Anonymer Bericht über Geschehnisse am Rio de la Plata), Asunción, 1545.
- ³ Díaz de Guzmán, Ruiz: „Historia argentina del descubrimiento, conquista y población del Río de la Plata“. (Argentinische Geschichte der Entdeckung, Eroberung und Bevölkerung des Rio de la Plata), Asunción, 1845.
- ⁴ Acuña, P. Cristóbal de: „Descubrimiento del Gran Río de la Amazonas“. (Entdeckung des Großen Flusses Amazonas), Buenos Aires, 1942.
- ⁵ San Martín, Juan de, und Lebrija, Alonso de: „Relación del descubrimiento y conquista del nuevo reino de Granada, años 1536 a 1539“. (Bericht über die Entdeckung und Eroberung des Neuen Königreichs Granada in den Jahren 1536 bis 1539), Madrid, 1916.
- ⁶ „Cartas y relaciones de Hernán Cortés al Emperador Carlos V“. (Briefe und Berichte von Hernán Cortés an Kaiser Karl V.“, zitiert von Barros Prado¹².
- ⁷ „Tercera relación de la jornada de Nuño de Guzmán“. (Dritter Reisebericht von Nuño de Guzmán) in García Icalbaceta: „Documentos para la historia de México“ (Dokumente zur Geschichte Mexicos), Mexiko, 1856–1866, Band II.
- ⁸ Humboldt, Alexander von: „Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent, fait en 1799, 1800, 1801, 1802, 1803 et 1804 par Alexandre de Humboldt et A. Bonpland“. (Reise in die Gebiete der Tag- und Nachtgleiche des Neuen Kontinents, durchgeführt in den Jahren 1799, 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804 von Alexander von Humboldt und A. Bonpland), Paris 1822.

- ⁹ Condamine, Charles-Marie de la: „A succinct abridgment of a voyage made within the inland parts of South-America“, London, 1747.
- ¹⁰ Coudreau, Henri A.: „La France Equinoxiale“, Paris, 1886–1887.
- ¹¹ Crevaux, Jules: „Voyage dans l'Amérique du Sud“, Paris, 1883.
- ¹² Barros Prado, Eduardo: „Yo viví entre las Amazonas“. (Ich lebte unter den Amazonen), Buenos Aires, 1973.
- ¹³ Posnansky, Arthur: „Os índios Paumaris e Ipurinás no Rio Purús: seus costumes etnológicos“. (Die Paumaris- und Ipurinás-Indianer am Fluß Purús: ihre ethnologischen Gebräuche), Pará, 1898.
- ¹⁴ Mahieu, Jacques de: „Des Sonnengottes große Reise“, Tübingen, 1972.
- ¹⁵ Wheaton, Henry: „Histoire des Hommes du Nord“. (Geschichte der Nordmänner), Paris, 1957.
- ¹⁶ Mahieu, Jacques de: „Des Sonnengottes Todeskampf“, Tübingen, 1974.
- ¹⁷ Barco de Centenera, Martín de: „De la Argentina“. (Über Argentinien), Lissabon, 1602.
- ¹⁸ Candía, Enrique de: „Historia crítica de los mitos de la conquista americana“. (Kritische Geschichte der Mythen der Eroberung Amerikas), Buenos Aires, 1929.
- ¹⁹ Grillet, John, und Béchamel, Francis: „A journal of John Grillet and Francis Béchamel into Guayana, in the year 1674, in order to discover the Great Lake of Parima and the many cities said to be situated on the banks, and reputed the Richest in the world“ in „Voyages and discoveries in South America“, 3d part, London, 1698.
- ²⁰ Jover Peralta, Anselmo, und Osuna, Tomás: „Diccionario guaraní-español y español-guaraní“, Buenos Aires, 1950.
- ²¹ Greiffenstein, C.: in „ZEITSCHRIFT FÜR ETHNOLOGIE“, Berlin, 1878.
- ²² Castelnau, F. de: „Expédition dans l'Amérique du Sud“, Paris, ohne Jahresangabe.
- ²³ Bastian, A.: „Das Beständige in den Menschenrassen“, Berlin, 1869.
- ²⁴ Appun, Carl Ferdinand: „Unter den Tropen“, Jena, 1871.

- ²⁵ Schomburgk, Robert: „Reisen in Guiana und am Orinoko“, Leipzig, 1841.
- ²⁶ Mathews, Edward D.: „Up the Amazon and Madeira rivers“, London, 1879.
- ²⁷ Keller-Leuzinger, Franz: „Vom Amazonas und Madeira“, Stuttgart, 1874.
- ²⁸ Rivero, Mariano Eduardo de, und Tschudi, Dr. Juan Diego de: „Atlas de Antigüedades peruanas“. (Atlas peruanischer Altertümer), Wien, 1851.
- ²⁹ Acosta, P. Joseph de: „Historia natural de las Indias“. (Naturgeschichte West-Indiens), Sevilla, 1590.
- ³⁰ Feijó y Montenegro, P. Benito Jerónimo: „Theatro crítico universal“. (Kritisches Welttheater), Madrid, 1759.
- ³¹ Hagen, Victor von: „Los caminos del sol“. (Die Wege der Sonne), Buenos Aires, 1958.
- ³² Flornoy, Bertrand: „Voyage en Haut-Amazone“. (Reise am Oberen Amazonas), Rio de Janeiro, 1945.
- ³³ Homet, Marcel: „Los hijos del Sol“. (Die Söhne der Sonne), Barcelona, 1963.
- ³⁴ Goodwin, William B.: „The ruins of Great Ireland in New England“, Boston, 1946.
- ³⁵ Fawcett, P. H.: „Exploration Fawcett“, London, 1953.
- ³⁶ Sahagún, P. Bernardino de: „Historia de la Nueva España. (Geschichte des Neuen Spanien), Madrid, 1829.
- ³⁷ Orbigny, Alcide d': „L'homme américain“. (Der amerikanische Mensch), Paris, 1830. Spanische Übersetzung: „El hombre americano“, Buenos Aires, 1944.
- ³⁸ „Proceedings of the Royal Geographic Society“, zitiert von Brinton, Daniel: „La raza americana“. (Die amerikanische Rasse), Buenos Aires, 1946.
- ³⁹ Crevaux, Jules: „Voyage dans l'amérique du Sud“. (Reise in Südamerika), Paris 1883.
- ⁴⁰ Poirier, Jean: „L'élément blanc en Polynésie et les migrations nordiques en Océanie et en Amérique“. (Das weiße Element in Polynesien und die nordischen Wanderungen in Ozeanien und Amerika), Paris, 1953 (Broschüre).

- 41 De Goeje: „Neolitische Indianer“, zitiert von Poirier ohne weitere Hinweise.
- 42 Coudreau, M.: „Chez nos Indiens“. (Bei unseren Indianern), Paris 1893.
- 43 Coudreau, Henri A.: „La France Equinoxiale“, Paris, 1886/87.
- 44 La Varre, William: „En el país de los diamantes“. (Im Land der Diamanten), in: „La Nación“, Buenos Aires, Sept./Nov. 1934.
- 45 Saake, P. Wilhelm: „Napäuma, die Tochter des Weißen“, in: STADEN JAHRBUCH, Instituto Hans Staden, São Paulo, 1966.
- 46 Caulin, P.: zitiert von Humboldt⁸.
- 47 Gili, „Saggio di storia americana“, Rom, ohne Jahresangabe.
- 48 Jones, Gwyn: „The North Atlantic Saga“, Oxford, 1964.
- 49 Bodard, Lucien: „Le massacre des Indiens“. (Das Indianer-Massaker), Paris, 1959.
- 50 Barros Prado, Eduardo: „Yo vi el Amazonas“. (Ich sah den Amazonas), Buenos Aires, 1958.
- 51 „Sertanista localiza índios de olhos azuis no Pará“. (Mann aus Sertãozinho macht blauäugige Indianer in Pará ausfindig), in: JORNAL DO BRASIL, Rio de Janeiro, 31. 5. 1974.
- 52 Nunes, Odilon: „Devassamento e conquista do Piauí“. (Entdeckung und Eroberung von Piauí), Teresina, 1972.
- 53 Schwennhagen, Ludwig: „Antiga história do Brasil“. (Alte Geschichte Brasiliens), Teresina, 1928; Rio de Janeiro, 1970.
- 54 Musset, Lucien: „Introduction à la runologie“, Paris, 1965.
- 55 Onffroy de Thoron, Henrique: „Voyage des vaisseaux de Salomon au fleuve des Amazones“. (Reise der Schiffe Salomons zum Amazonas), Genua, 1869; Manaus, 1876.
- 56 Gauch, Hermann: „Die Entstehung unserer Sprache und Schrift“, Heusenstamm, 1970.
- 57 Varnhagen, Vizconde de Pôrto Seguro: „História geral do Brasil“. (Allgemeine Geschichte Brasiliens), São Paulo, ohne Jahresangabe.
- 58 Alencar Araripe, Tristão: „Cidades petrificadas e inscrições lapidárias do Brasil“. (Versteinerte Städte und Felsinschriften Brasiliens), Rio de Janeiro, 1886.
- 59 Brandão, Alfredo: „A escripta prehistória do Brasil“. (Die geschriebene Vorgeschichte Brasiliens), Rio de Janeiro, 1937.
- 60 Ramos, Bernardo da Silva: „Inscrições e tradições na América

- prehistórica". (Inschriften und Übersetzungen im vorgeschichtlichen Amerika), Rio de Janeiro, 1930.
- ⁶¹ Posnansky, Arthur: „Tiahuanaco, the cradle of American man/ Tiahuanaco, la cuna del hombre americano“. (Tiahuanacu, die Wiege des amerikanischen Menschen), zweisprachige Ausgabe Englisch-Spanisch, New York, 1932.
- ⁶² Nóbrega, Manoel de: „Cartas do Brasil“. (Brief aus Brasilien), in: „Cartas jesuíticas“ (Briefe von Jesuiten), Rio de Janeiro, 1886.
- ⁶³ Evreux, P. Yves d': „Voyage dans le Nord du Brésil, fait durant les années 1613 et 1614“. (Reise im Norden Brasiliens während der Jahre 1613 und 1614), Paris und Leipzig, 1864.
- ⁶⁴ Lozano, P. Pedro: „Historia de la conquista del Paraguay, Rio de la Plata y Tucumán“. (Geschichte der Eroberung Paraguays, des Rio de la Plata und Tucumáns), Buenos Aires, 1873.
- ⁶⁵ Gravier, Gabriel: „La découverte de l'Amérique par les Normands au X^e siècle“. (Die Entdeckung Amerikas durch die Normannen im 10. Jahrhundert), Paris, 1873.

Abbildungen

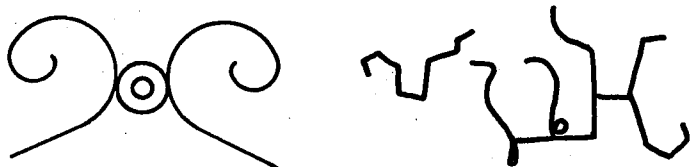


Abbildung Nr. 1

Zeichnungen auf der Haut der Amazonen von Jacipurá: Arawak-Motive. Nach Fotos von Silvino Santos-Barros Prado¹².

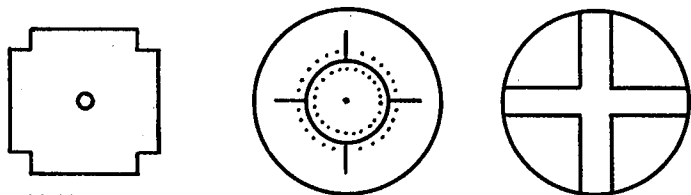


Abbildung Nr. 2

Zeichnungen auf der Haut der Amazonen von Jacipurá: Tiahuanacu- und Keltenkreuz. Nach Fotos von Silvino Santos-Barros Prado¹².

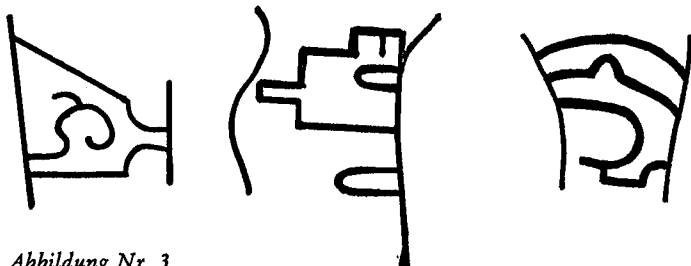


Abbildung Nr. 3

Zeichnungen auf der Haut der Amazonen von Jacipurá: Tiahuanacu-Motive. Nach Fotos von Silvino Santos-Barros Prado¹².



Abbildung Nr. 4

Zeichnungen auf der Haut der Amazonen von Jacipurá: das „Zeichen in Fortsetzungen“, aus Tiahuanacu stammend. Nach Fotos von Silvino Santos-Barros Prado¹².



Abbildung Nr. 6

Das Sprachgebiet der Guaraní (gestrichelt), nach Jover Peralta y Osuna²⁰.

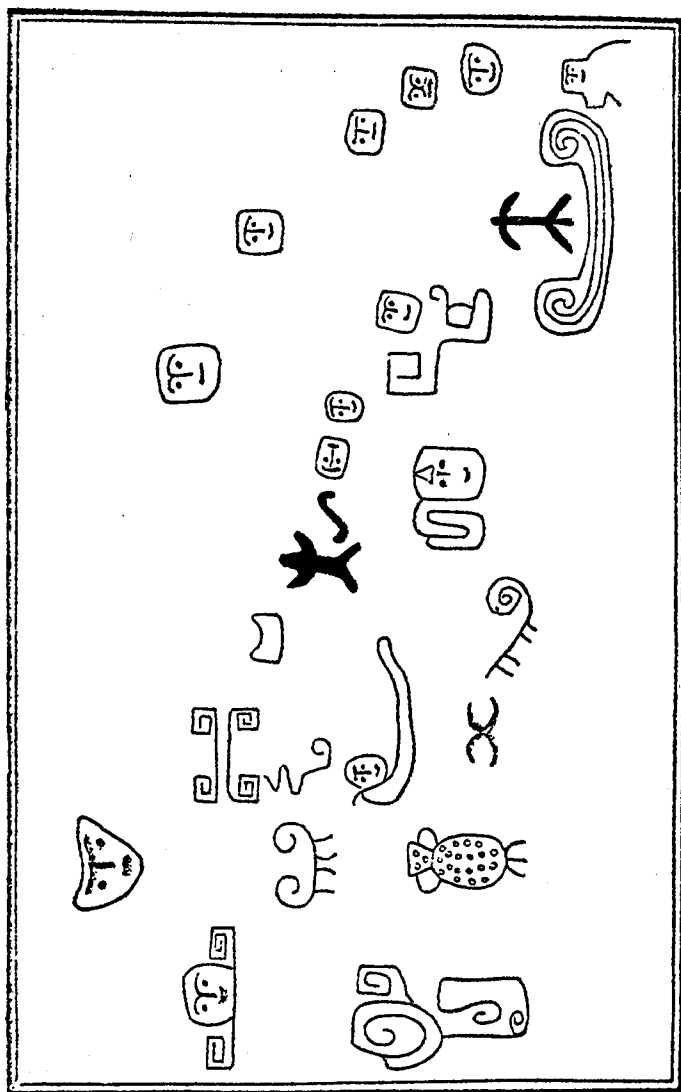


Abbildung Nr. 7
Die Inschrift von San Esteban, Venezuela, nach Appun²⁴.

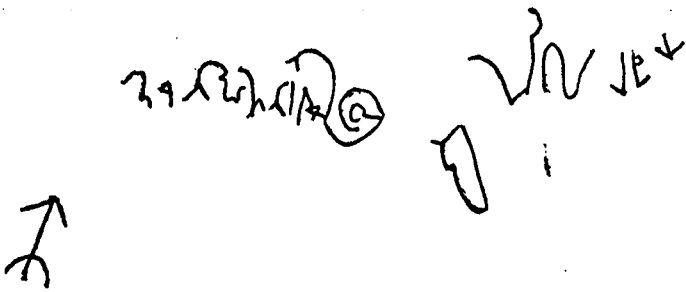


Abbildung Nr. 8

Eine runenartige Inschrift vom Cassiquiare, nach Schomburgk²⁵.



Abbildung Nr. 9

Runenartiger Namenszug von Taquiare, nach Schomburgk²⁵.

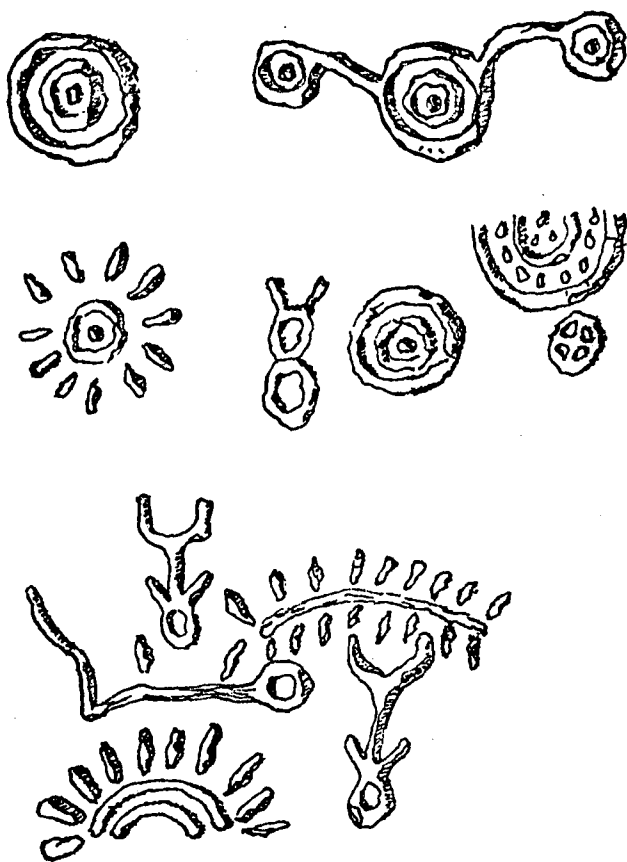


Abbildung Nr. 10

Gegenstände der Wikinger, Steinzeichnung von Madeira,
nach Mathews²⁶.

AMAO

Abbildung Nr. 11

Runeninschrift von Madeira, nach Ramos⁶⁰.

At 6 9
AMRO

Abbildung Nr. 12

Runeninschrift von Timana (Kolumbien), nach Rivero und Tschudi²⁸.
Vgl. Abb. 11.

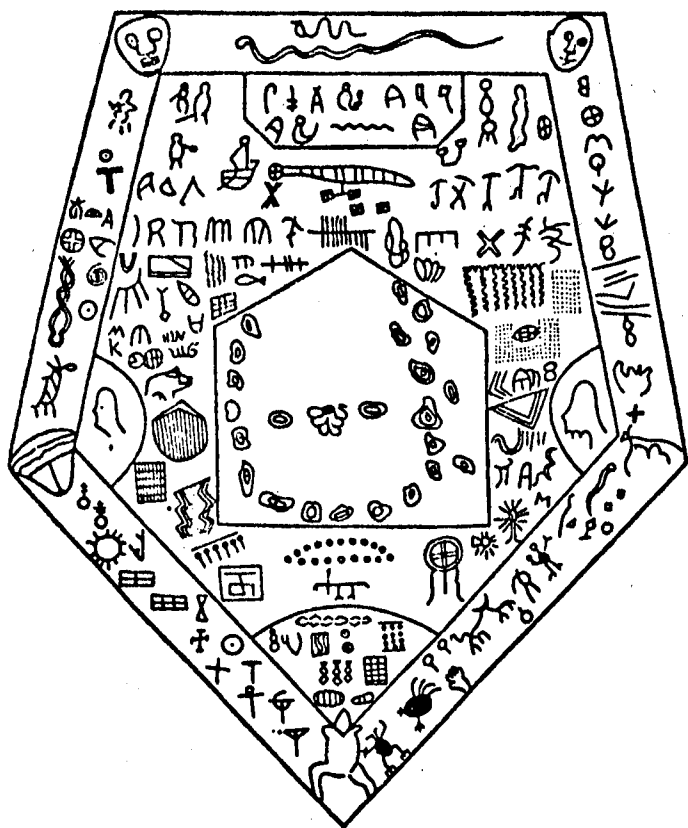


Abbildung Nr. 13

Runenzeichen und symbolische Figuren auf dem „Bemalten Stein“,
nach Homet³³.



Abbildung Nr. 14

Hakenkreuze, Runenzeichen und Wagen mit zwei Booten vom Dra-chenschiff-Typ, nach Homet³³.



Abbildung Nr. 15

Nach dem Vorbild von Bohuslän (Schweden) stilisiertes Boot im Norden des Amazonas, nach Homet³⁹.



Abbildung Nr. 16

Ayampi-Korb mit Zeichnungen nach Tiahuanacu-Art, nach Coudreau⁴².

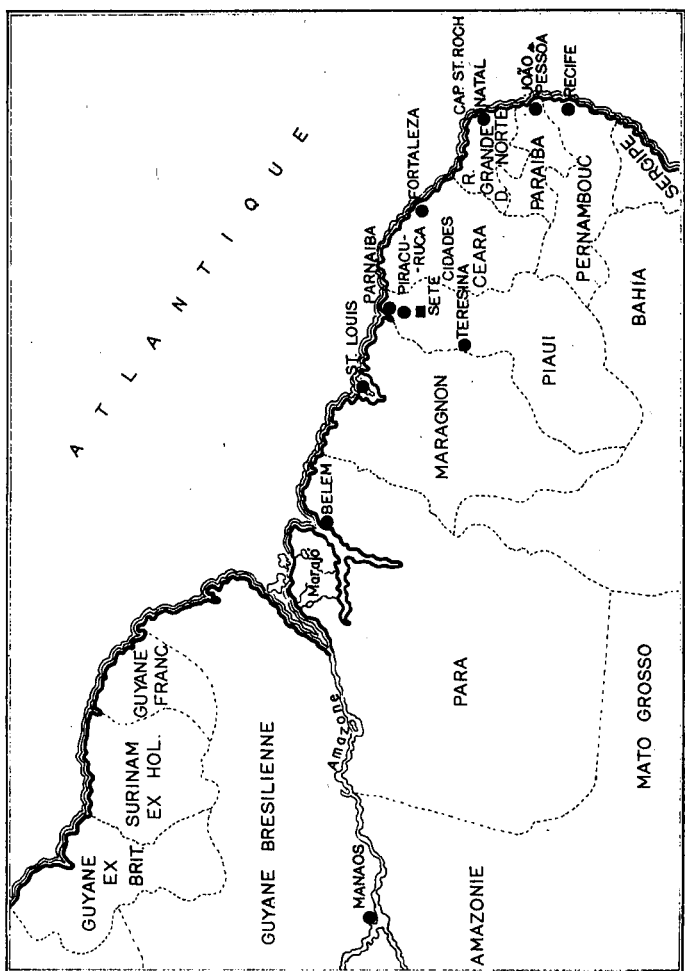


Abbildung Nr. 17 Karte vom Nordosten Brasiliens.

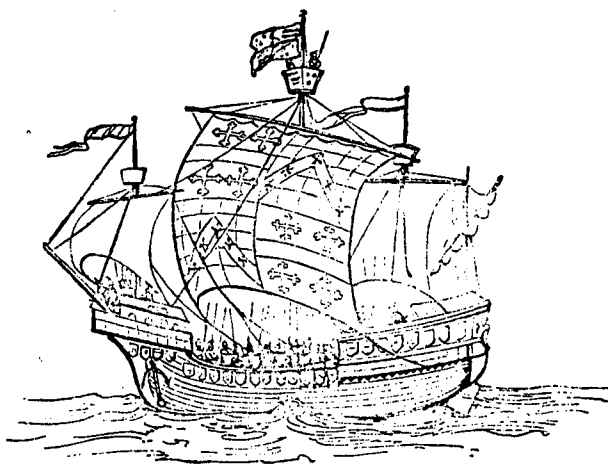


Abbildung Nr. 19

Skandinavisches Schiff aus dem 12. Jahrhundert, nach einer zeitgenössischen Miniatur.



Abbildung Nr. 20

Sete Cidades: Die Runeninschrift des Drachenschiffes von Foto 14.



Abbildung Nr. 21

Sete Cidades: die Inschrift von Serra Negra (s. Foto 17).

71474^u 72 34
 73 12 RT
 3° 1 X 2 S
 7 X 4 E 1 7 6 4

Abbildung Nr. 22

Sete Cidades: die Inschrift des Ulf (s. Foto 18).

YOLU H 2

Abbildung Nr. 23

Sete Cidades: Namensinschrift auf Stein.

777

Abbildung Nr. 24

Sete Cidades: Namensinschrift auf Stein.

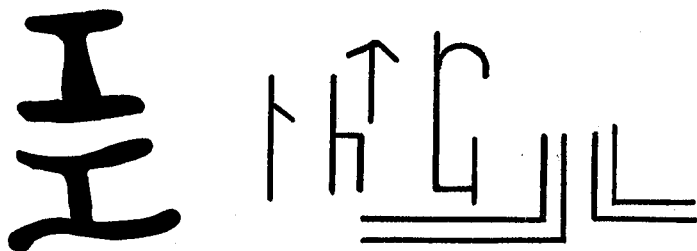


Abbildung Nr. 25

Sete Cidades: Namensinschrift auf Stein.

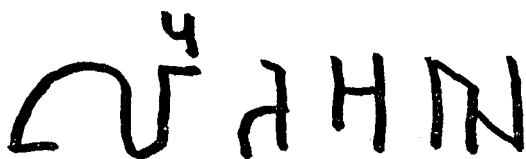


Abbildung Nr. 26

Sete Cidades: Namensinschrift auf Stein.

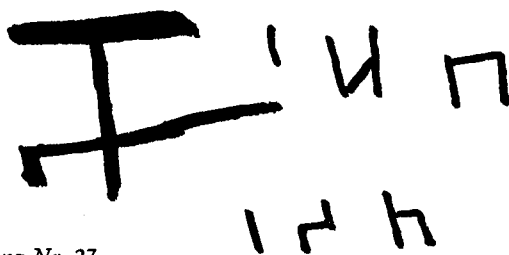


Abbildung Nr. 27

Sete Cidades: Namensinschrift auf Stein.

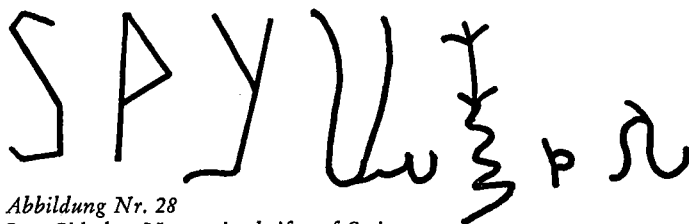


Abbildung Nr. 28

Sete Cidades: Namensinschrift auf Stein.

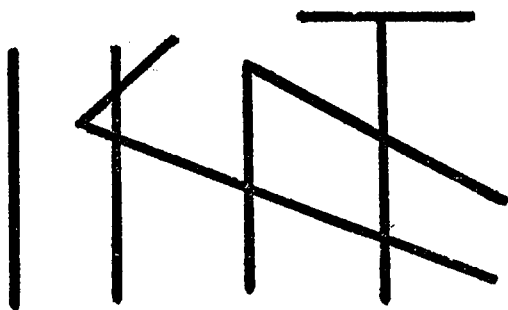


Abbildung Nr. 29

Sete Cidades: Namensinschrift auf Stein.



Abbildung Nr. 30

Sete Cidades: Runeninschrift auf Steinblock.

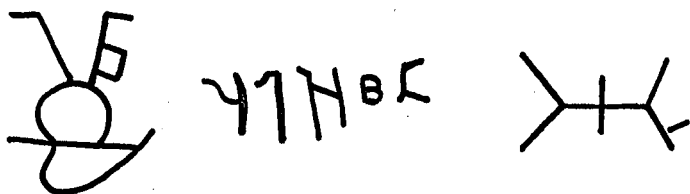


Abbildung Nr. 31

Sete Cidades: runenartiges Monogramm.

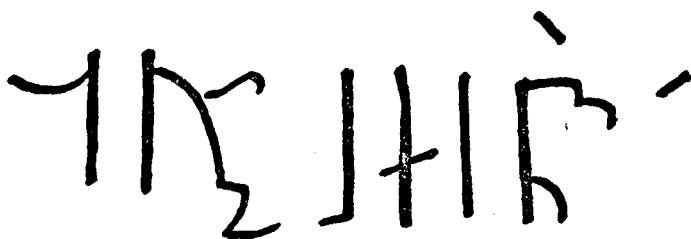


Abbildung Nr. 32

Sete Cidades: Runeninschrift.

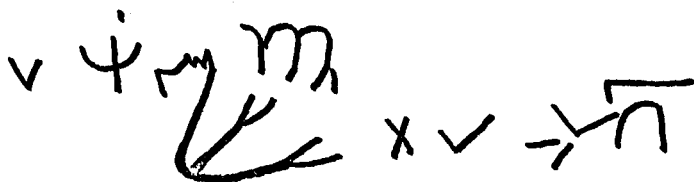


Abbildung Nr. 33
 Sete Cidades: Runeninschrift.

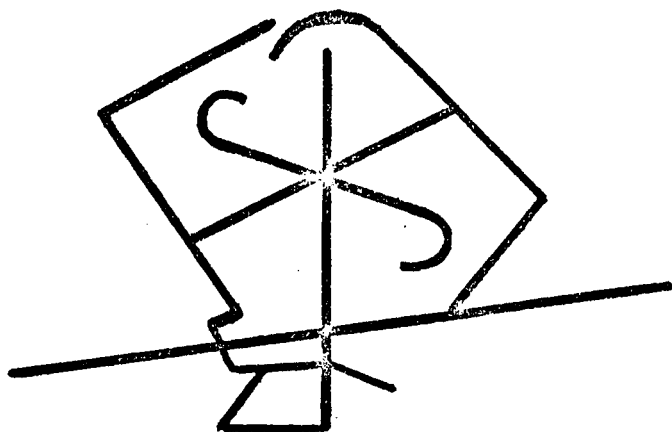


Abbildung Nr. 34
 Sete Cidades: Sonnenrad.

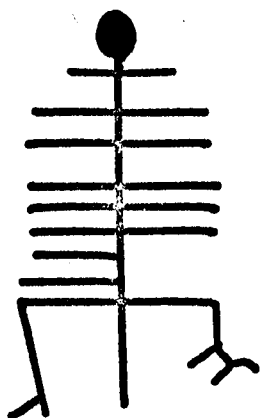


Abbildung Nr. 35
Sete Cidades: Lebensbäume mit Adlernest.

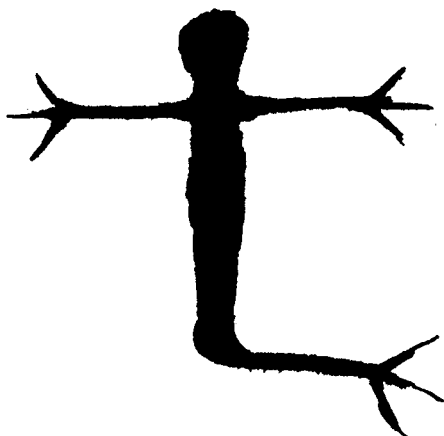
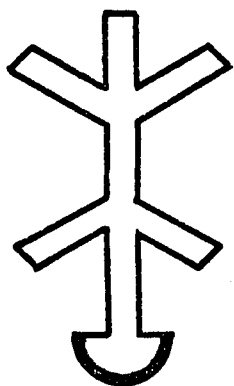


Abbildung Nr. 36
Sete Cidades: stilisierter Lebensbaum in Form verbundener Runen.

Abbildung Nr. 37
Sete Cidades: Zeichnung einer Sirene.

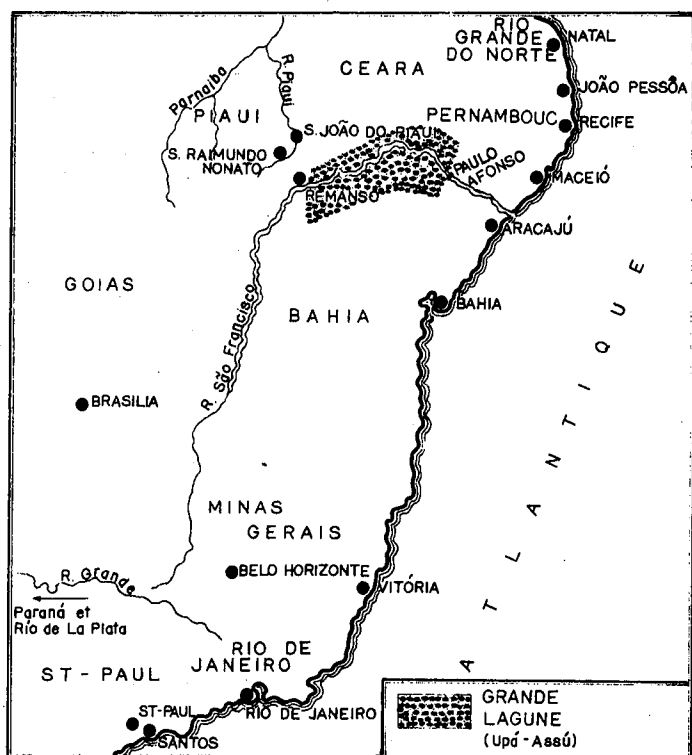


Abbildung Nr. 38

Karte des Flusses São Francisco und der Großen Lagune.

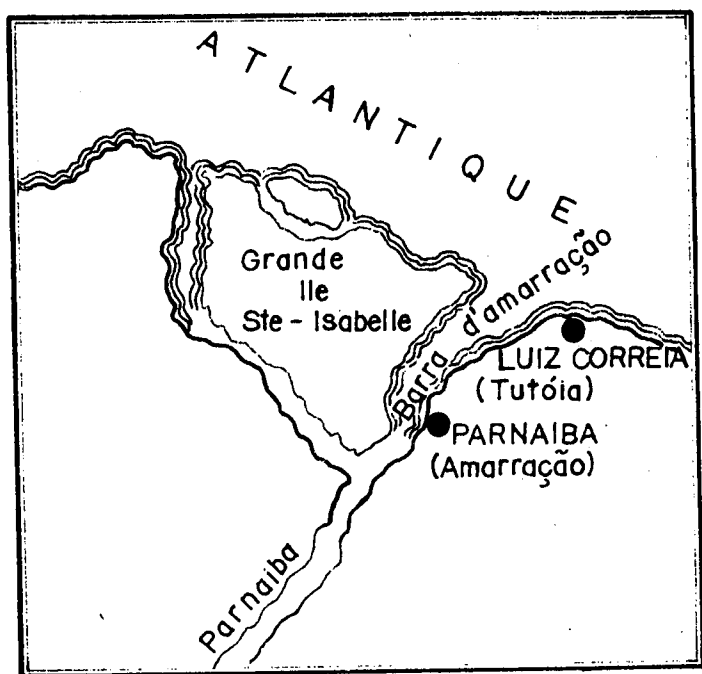


Abbildung Nr. 39
Karte des Deltas von Parnaíba.

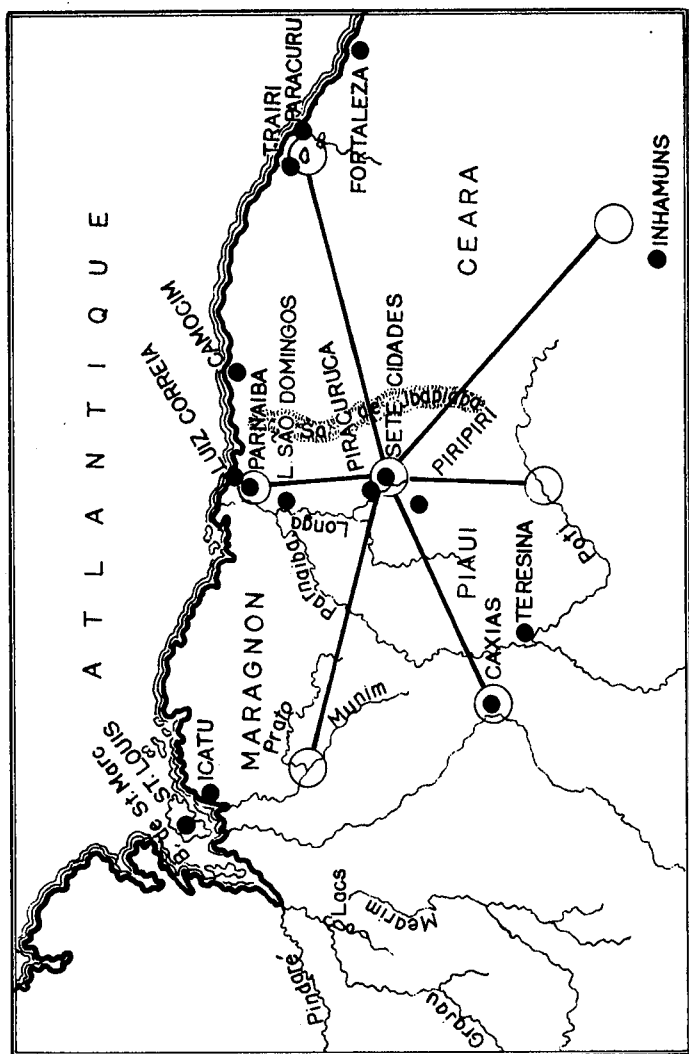


Abbildung Nr. 41
Der alte Lageplan von Sete Cidades auf eine moderne Landkarte projiziert.

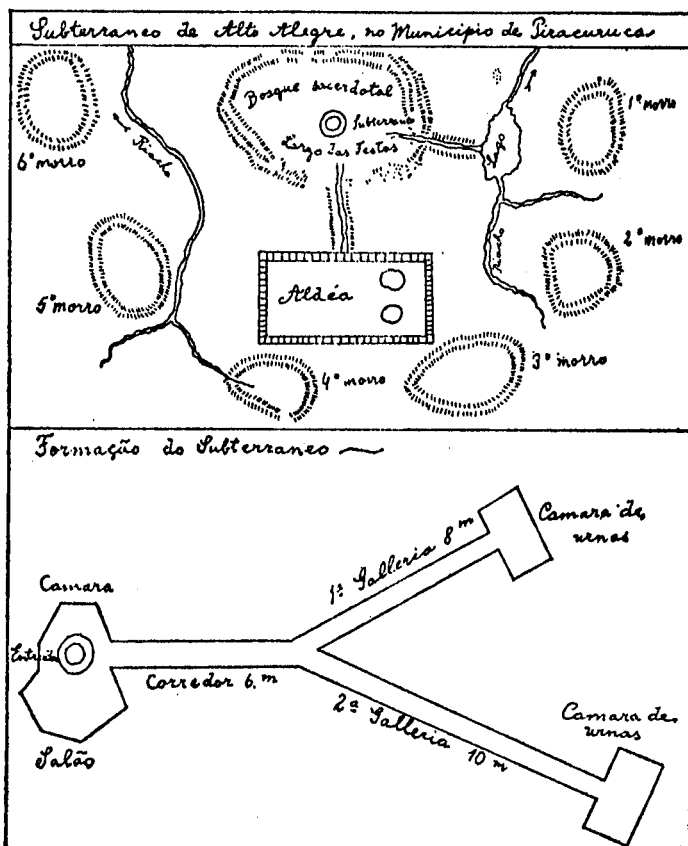


Abbildung Nr. 42
Der „Heilige Hain“ von Piracuruca, nach Schwennhagen⁵⁸.

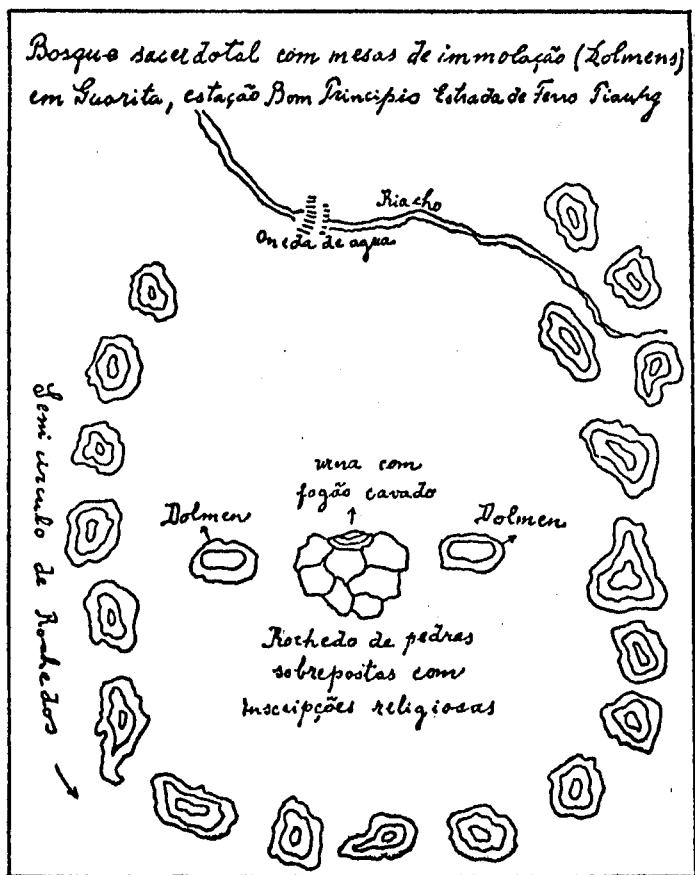


Abbildung Nr. 43

Der „Heilige Hain“ von Guarita, nach Schwennhagen⁵⁸.

*Pyramide de Marvão
com 2 portas abertas nos lados opostos*

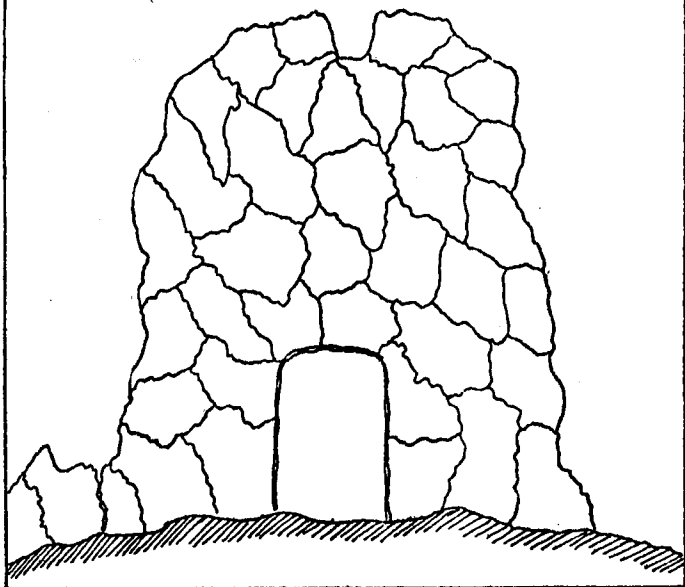


Abbildung Nr. 44

Grabhügel von Marvão, nach Schwennhagen⁵⁸.

Porta fechada de pedras dum templo
subterraneo em Buritizal mun. Valença
com inscripções religiosas ~

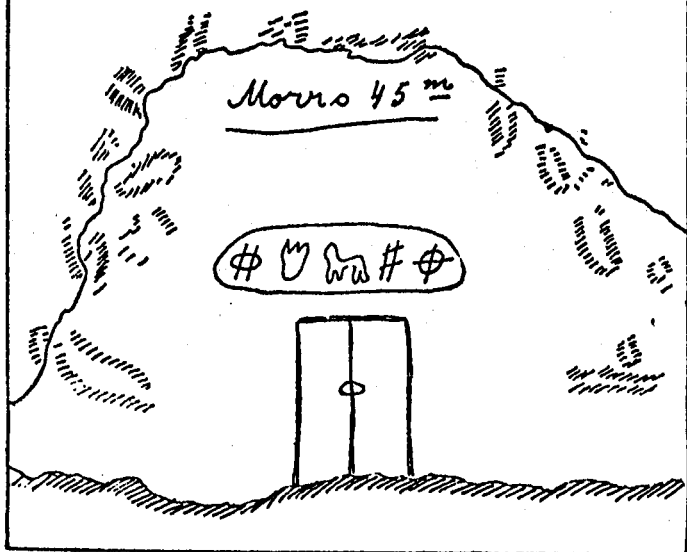


Abbildung Nr. 45
Grabhügel von Buritizal, nach Schwennhagen⁵³.



Abbildung Nr. 47 Das Drachenschiff von Inhamuns, nach Araripe⁵⁸.



Abbildung Nr. 46

Runen und Monogramm in Inhamuns, nach Araripe⁵⁸.

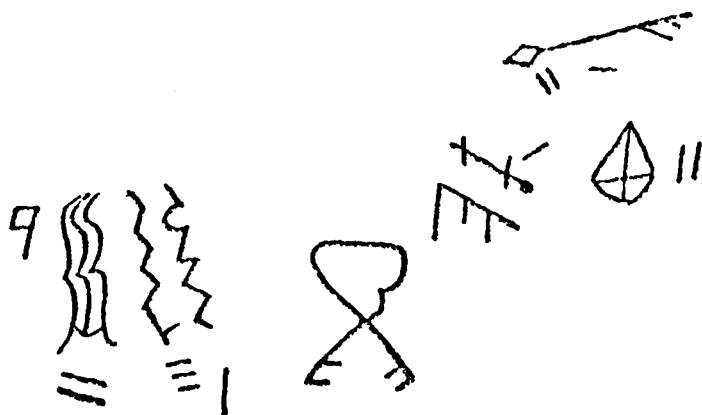


Abbildung Nr. 48

Inschrift von Carrapateira (Inhamuns), nach Araripe⁵⁸.



Abbildung Nr. 49

„Rongo-Rongo“-Figur in Inhamuns, nach Araripe⁵⁸.

ᐅᐅ:ᐱ:ᐅᐱᐱ:ᐅᐅᐅᐅ:ᐅᐅᐅ:ᐅᐅᐅᐅ

Abbildung Nr. 51

Die normalisierte Inschrift des linken Medaillons von Cracará.

ᐅᐅᐅ:ᐅᐅᐅ:ᐅᐅᐅ:ᐅᐅᐅᐅᐅᐅᐅᐅᐅᐅ

Abbildung Nr. 52

Die normalisierte Inschrift des rechten Medaillons von Cracará.

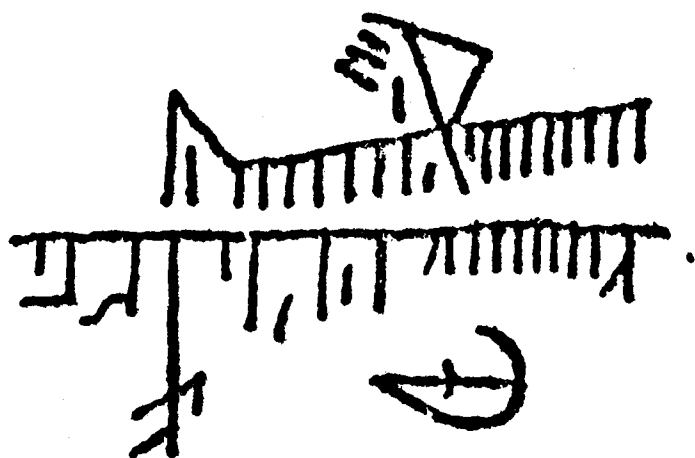


Abbildung Nr. 53

Inschrift in Malungú (Inhamuns), nach Araripe⁵⁸.

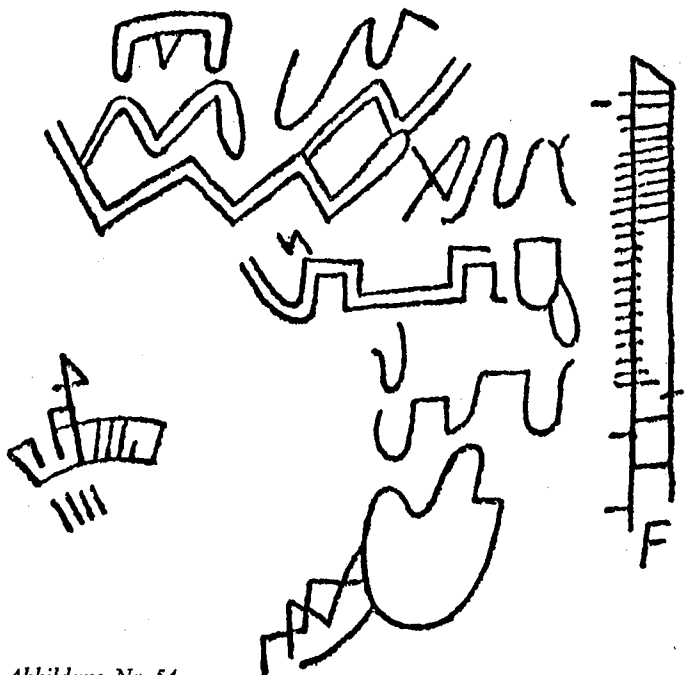


Abbildung Nr. 54

Inschrift am Sertão de Cratins (Inhamuns), nach Araripe⁵⁸.

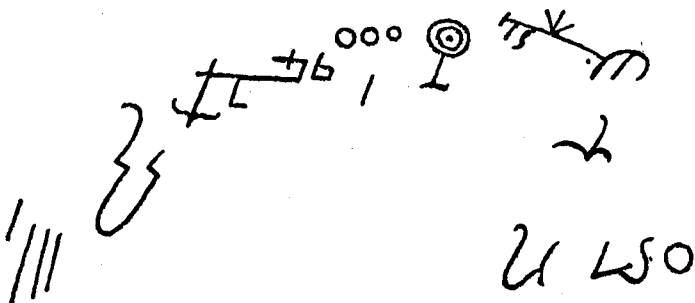


Abbildung Nr. 55

Zeichen, die den von „weißen Indianern“ (Guayakís) in Paraguay gemalten ähneln, in Banabuiu (Paraíba), nach Araripe⁵⁸.

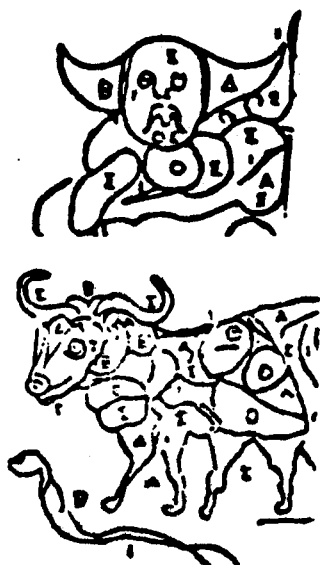


Abbildung Nr. 56

Gehörnter Helm und Rind auf einer Zeichnung vom Amazonas, nach Ramos⁶⁰.

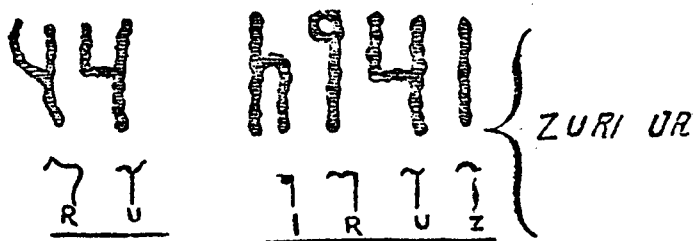


Abbildung Nr. 57

Inschrift von Lages (Amazonas) mit der „phönizischen“ Übersetzung von Ramos⁶⁰.

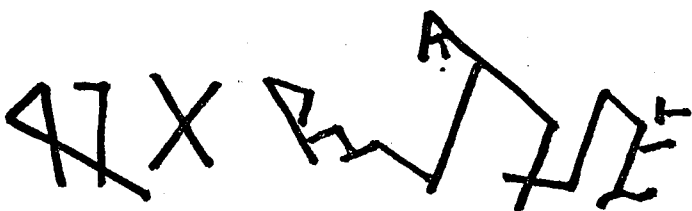


Abbildung Nr. 58

Runeninschrift von Itacoatiara (Amazonas), nach Ramos⁶⁰.



Abbildung Nr. 59

Runeninschrift von Itacoatiara (Amazonas), nach Ramos⁶⁰.

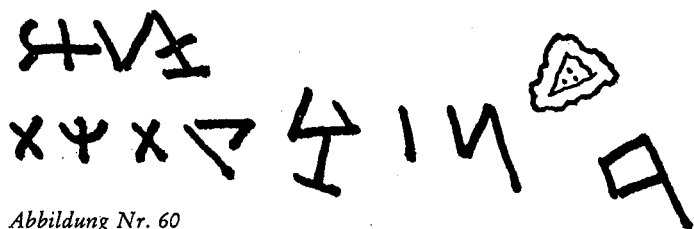


Abbildung Nr. 60

Inschrift von Sanguá (Amazonas), nach Ramos⁶⁰.

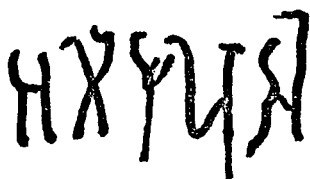


Abbildung Nr. 61

Runen-Ideogramm von Lages (Amazonas), nach Ramos⁶⁰.



Abbildung Nr. 62

Runen-Ideogramm von Puraquequara (Amazonas), nach Ramos⁶⁰.



Abbildung Nr. 63

Tiahuanacu-Kreuz in einer Inschrift von Sanguá (Amazonas), nach Ramos⁶⁰.

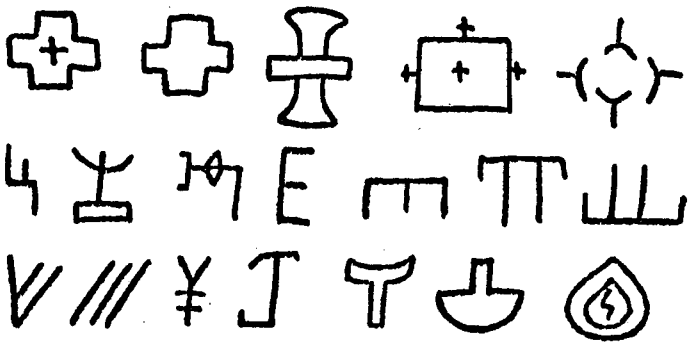


Abbildung Nr. 64

Buchstaben und dekorative Zeichen auf Tonscherben von der Marajó-Insel, nach Brandão⁵⁹.

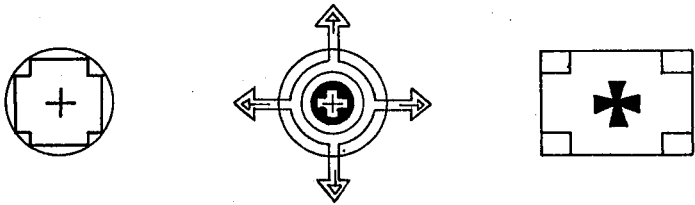


Abbildung Nr. 65

Zwei Tiahuanacu-Kreuze und ein Malteser Kreuz, von Ramos⁶⁰ auf Töpfereiwaren der Insel Marajó entdeckt.

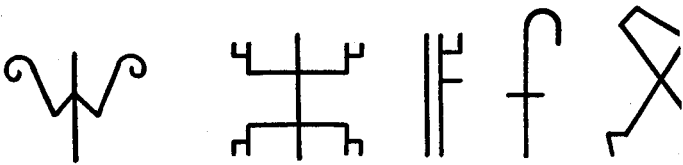


Abbildung Nr. 66

Runenartige Motive auf Töpfereiwaren der Insel Marajó.

π 1 6 η 2 1 4 7 η 1 ρ 7 π 7 4 :

Abbildung Nr. 67 Runenartige Verzierungen am Hals einer Vase der Insel Marajó.



Abbildung Nr. 68 Die Inschrift auf dem „Stein von Gávea“, nach Ramos⁶⁰.

441K:K4+:L1A1H:YJ1A:Al+:L1K:1L11H:Y+

Abbildung Nr. 69

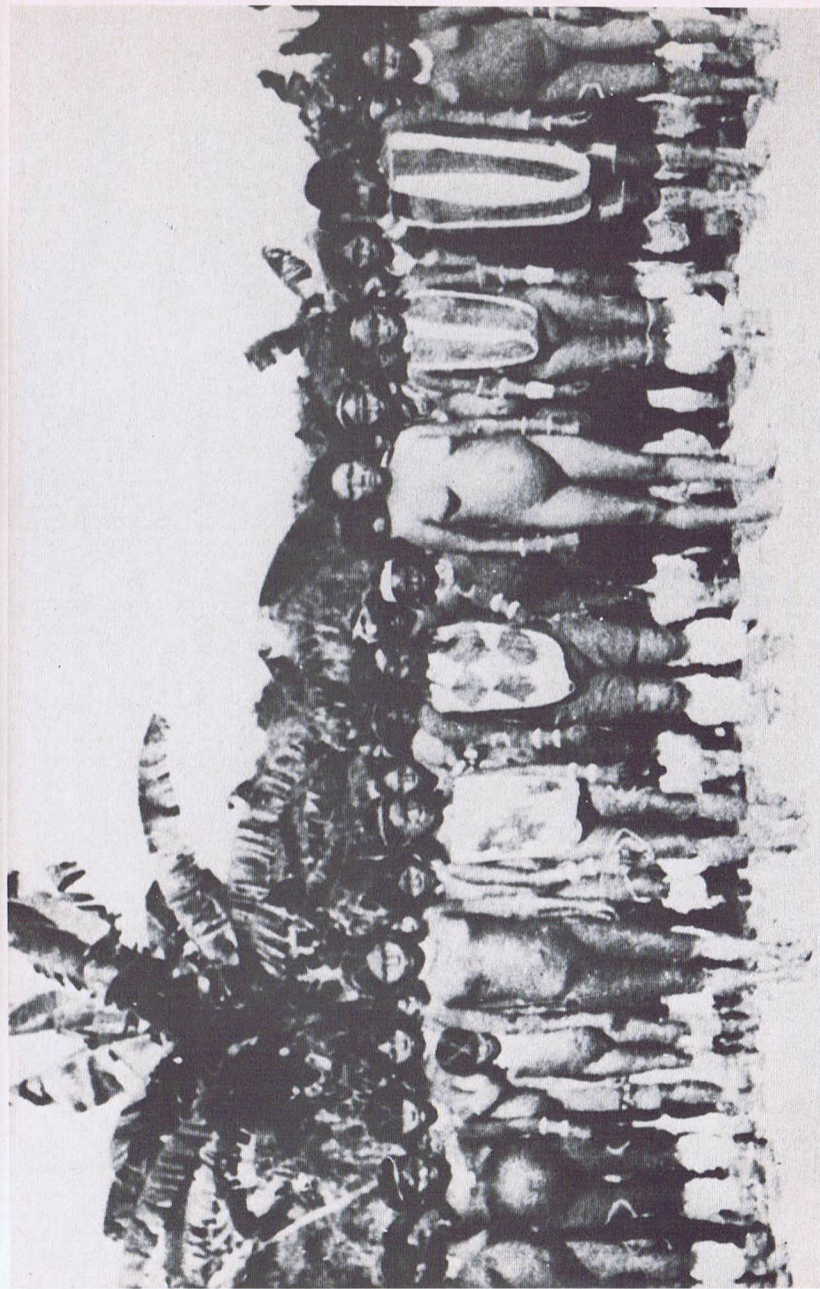
Die restaurierte und normalisierte Inschrift vom „Stein von Gávea“.

211K 1007 52 X1B3
K5L1H1S

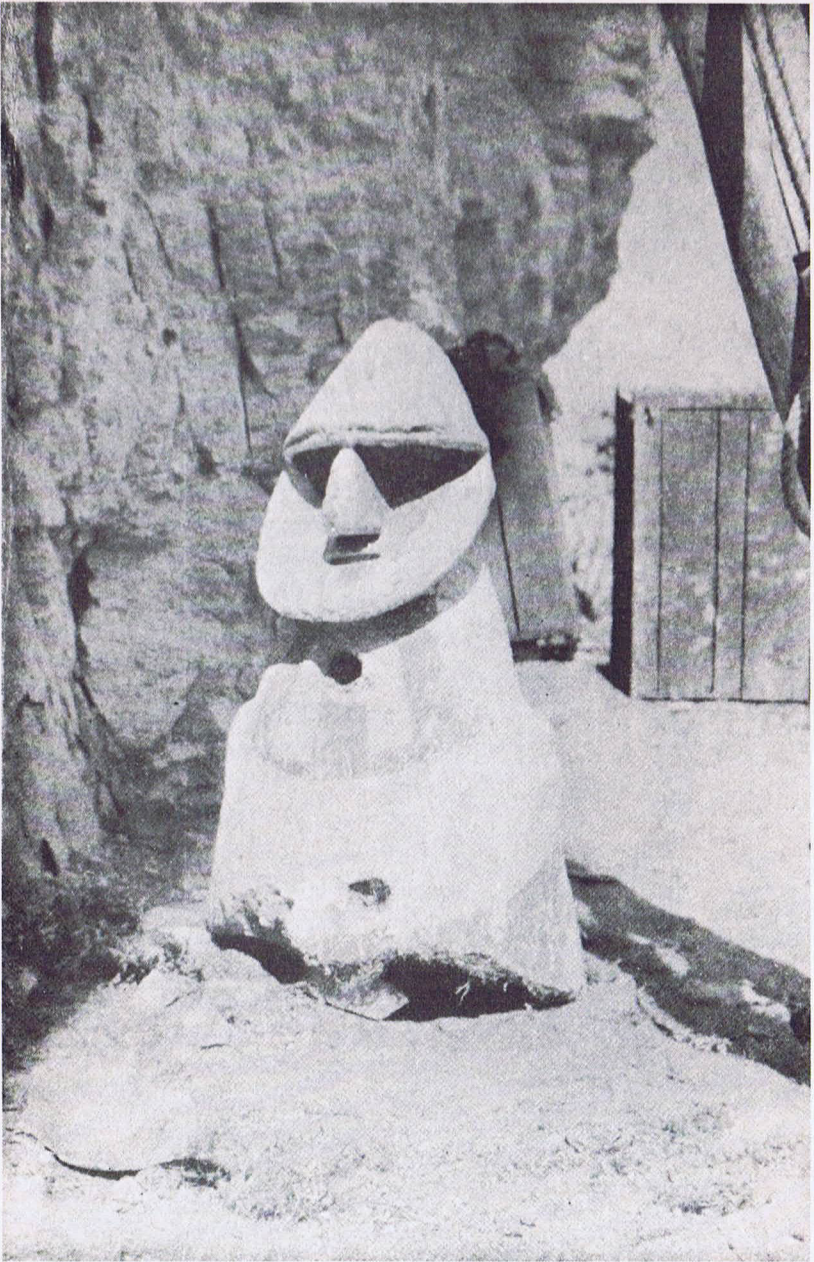
Abbildung Nr. 70

Die Inschrift von Trinitade.

Bildtafeln



I. Die Töchter der Amazonen von Jacipurá. Im Vordergrund die weiße „Novizenmeisterin“. (Foto: Silvino Santos-Barros Prado.)



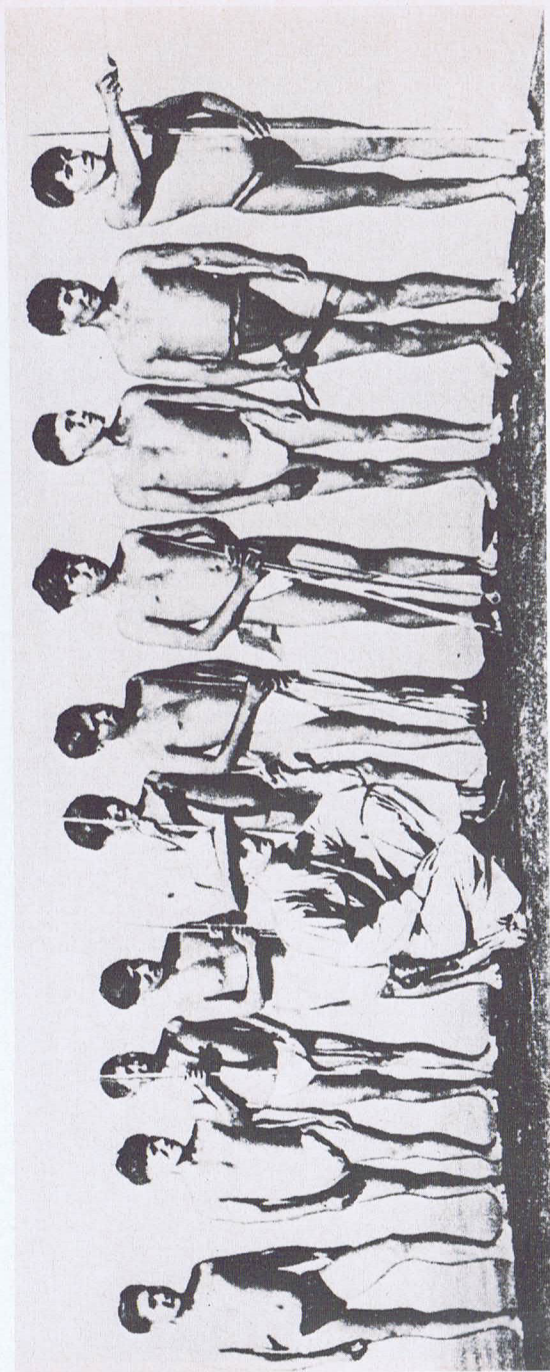
II. Anthropomorphes Grabmal im Tal von Utcubamba am oberen Amazonas. Nach Bertrand Flornoy³².



IIIa. Der „Bemalte Stein“ von Roraima.



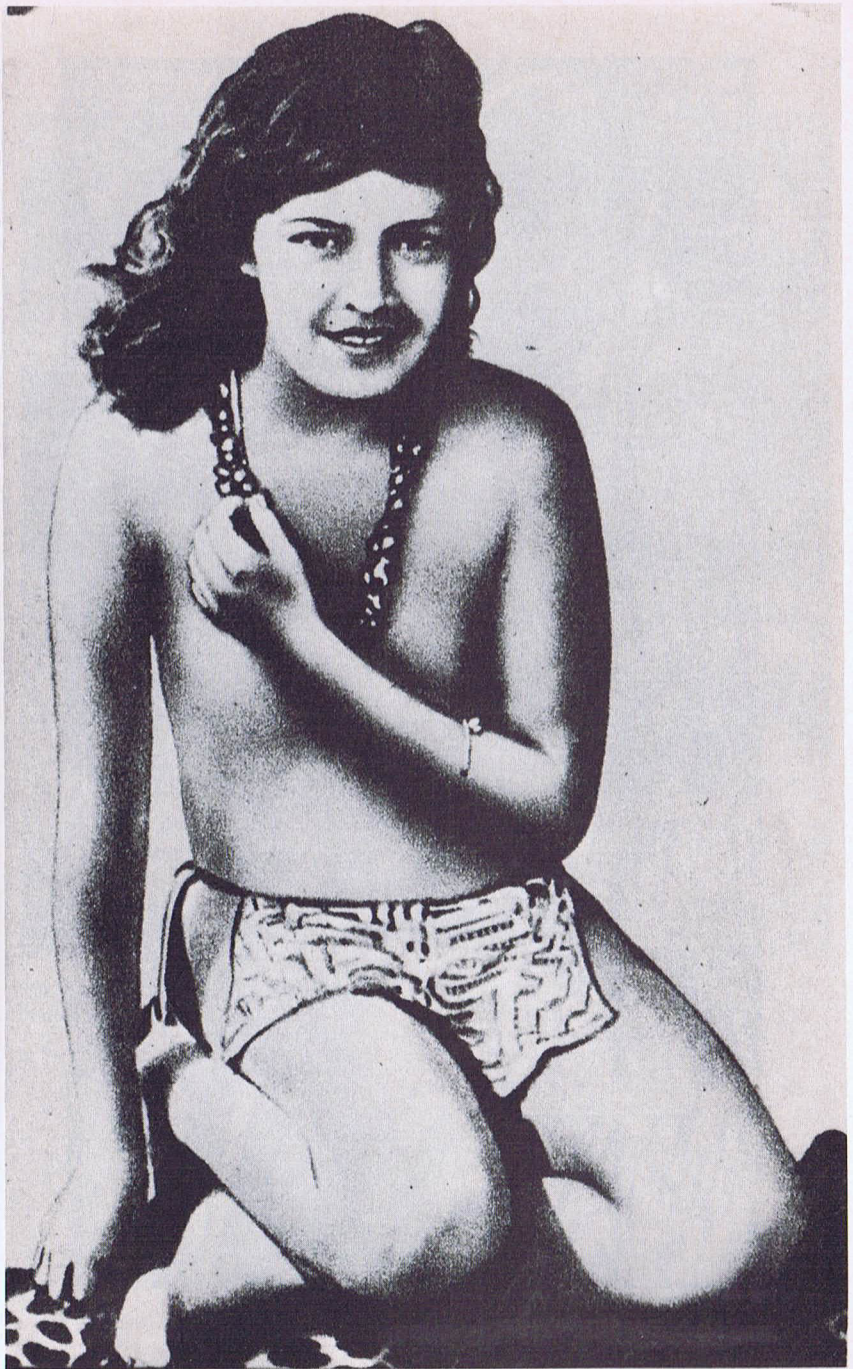
IIIb. Steinhaus im Urwald des Amazonas. (Foto: Joao A. Péret.)



IVa. Eine Gruppe von Waiwais, nach William La Varre⁴⁴.



IVb. Ein Waiwai in Anbetung der Sonne, nach William La Varre⁴⁴.



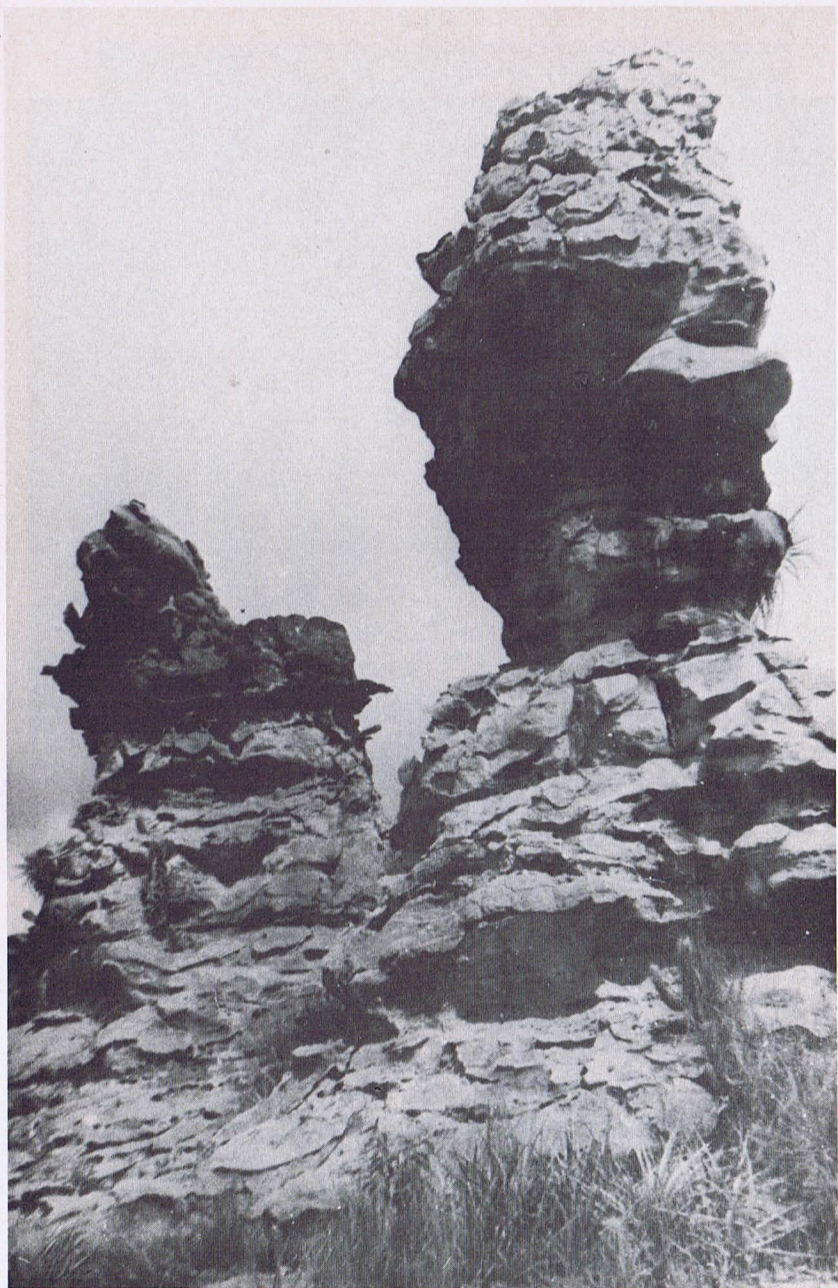
IVc. Waiwai-Mädchen, nach William La Varre⁴⁴.



Va. Canela-Indianer vom Amazonas mit fast europäischen Gesichtszügen. (Foto: Kurt Nimuendaju.)



Vb. Canela-Indianer mit grau-blondem Haar.
(Foto: Kurt Nimuendaju.)



VIa. Sete Cidades (Sieben Städte): Statue eines bärtigen Mannes von europäischen Gesichtszügen mit Schiffermütze.



VIb. Sete Cidades: Standbild des „Ikarus“.



VIIIa. Sere Cidades: Standbild des Reiters.



VIIIb. Sete Cidades: Zeichnung des „Teufels“ (Bildmitte). Links daneben zwei Handabdrücke, die linke lang, die rechte kurzfingerig.



VIIIa. Sete Cidades: ein Drachenschiff auf der „Pedra do Americano“.



VIIIb. Sete Cidades: ein Drachenschiff auf der „Descoberta“.



IX. Prof. Jacques de Mahieu betrachtet eine beschriftete Steinwand von Sete Cidades.



Xa. Sere Cidades: die große Inschrift von „Serra Negra“ (Schwarzwald).



Xb. Sete Cidades: das Runenzeichen Uruz als Rahmen der Inschrift des Ulf.



XIa. Seté Cidades: Runeninschrift und „Teufel“.



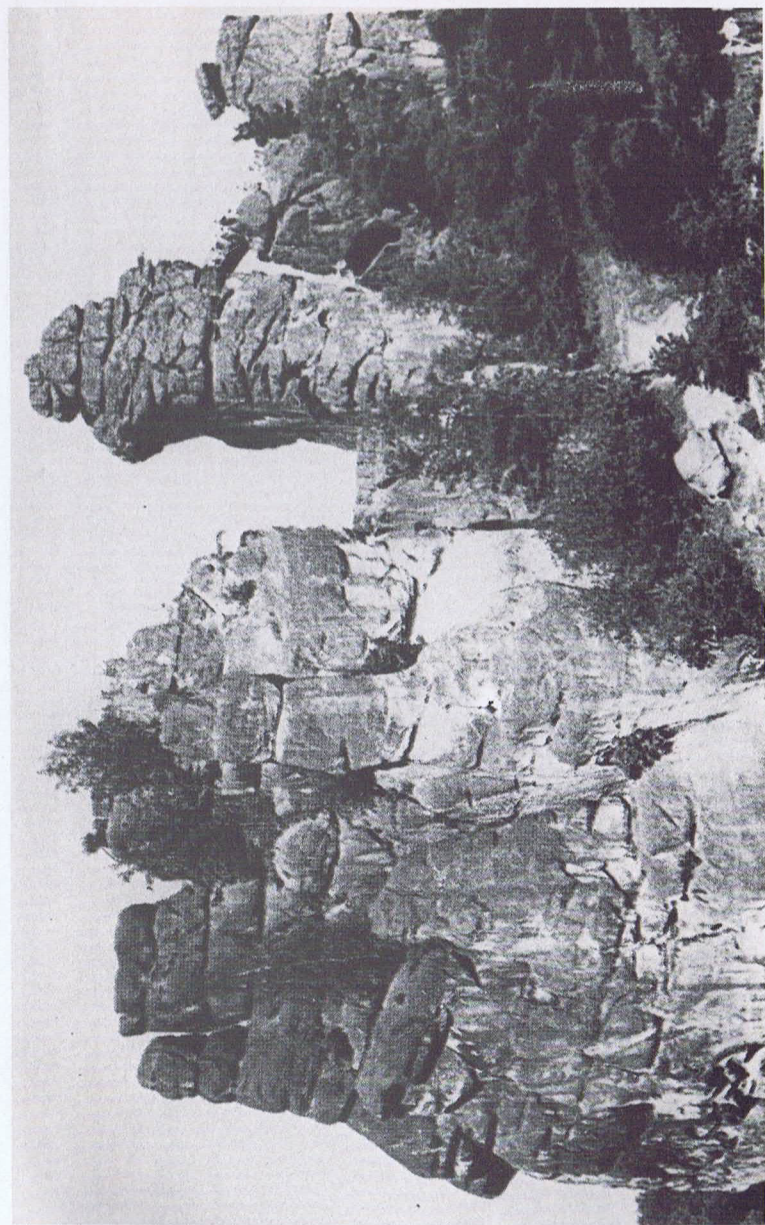
XIb. Sete Cidades: zwei Hammer des Thor auf der „Descoberta“.



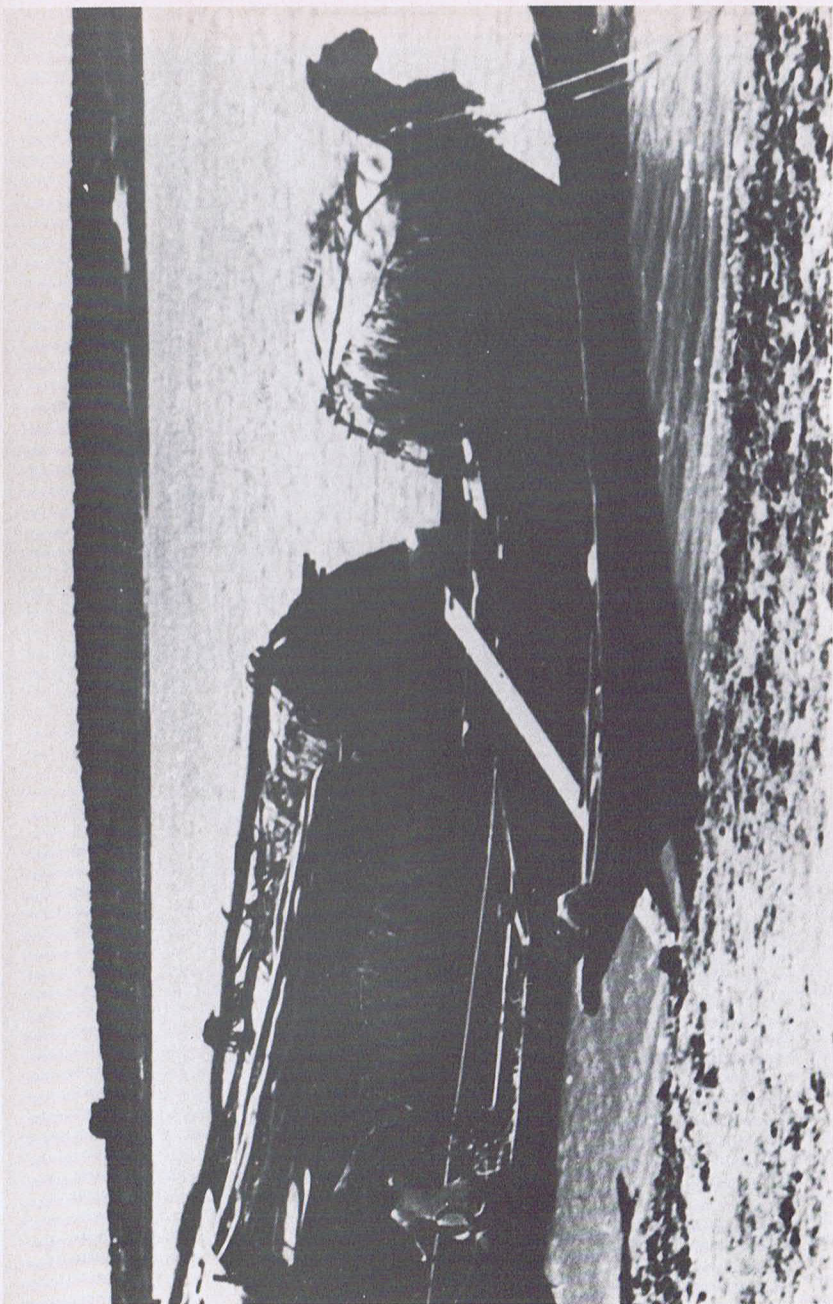
XII. Sete Cidades: nordische Symbole.



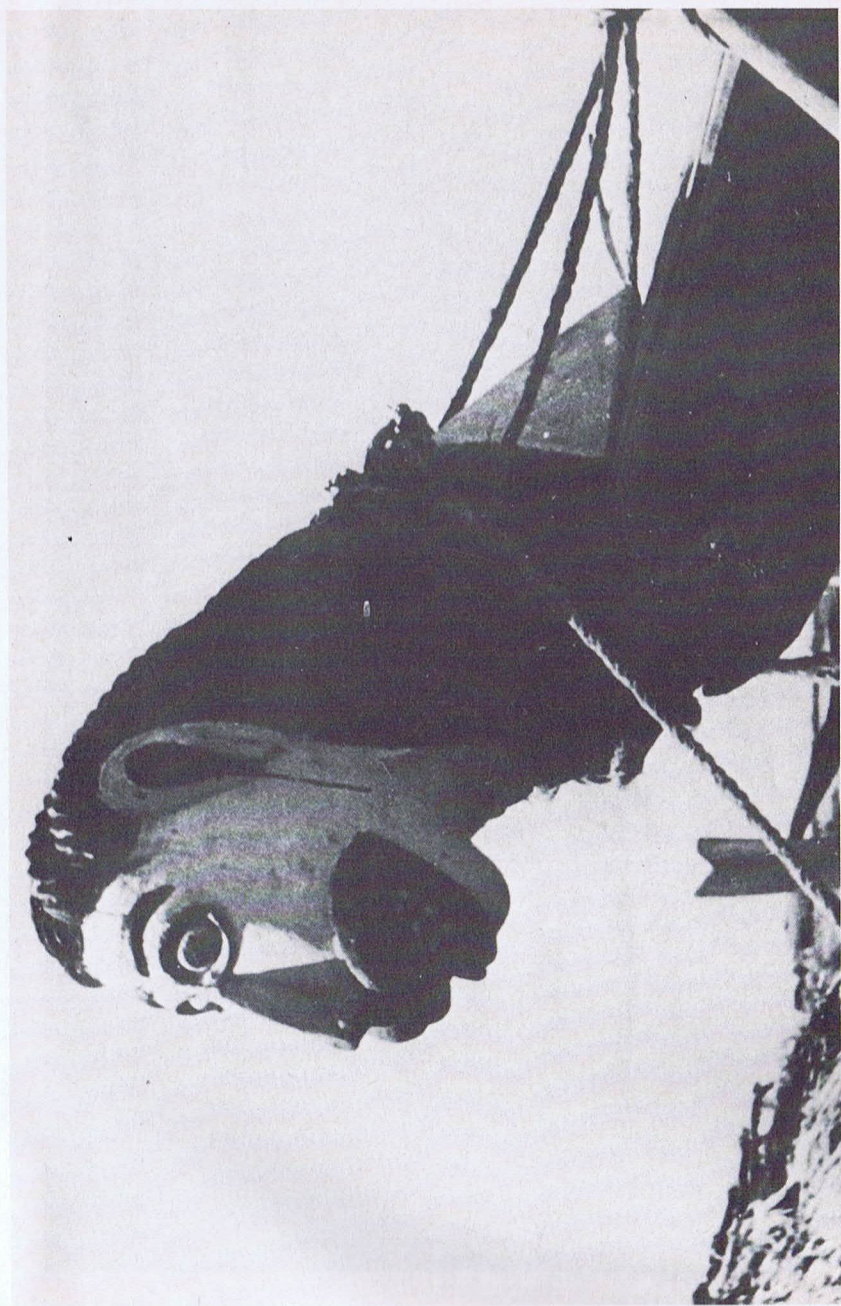
XIIIa. Sete Cidades: phantastische Felsformation.



XIIIb. Teutoburger Wald: die Externsteine.



XIVa. Bootstyp vom Fluß São Francisco. (Foto: Eduardo B. Chaves.)



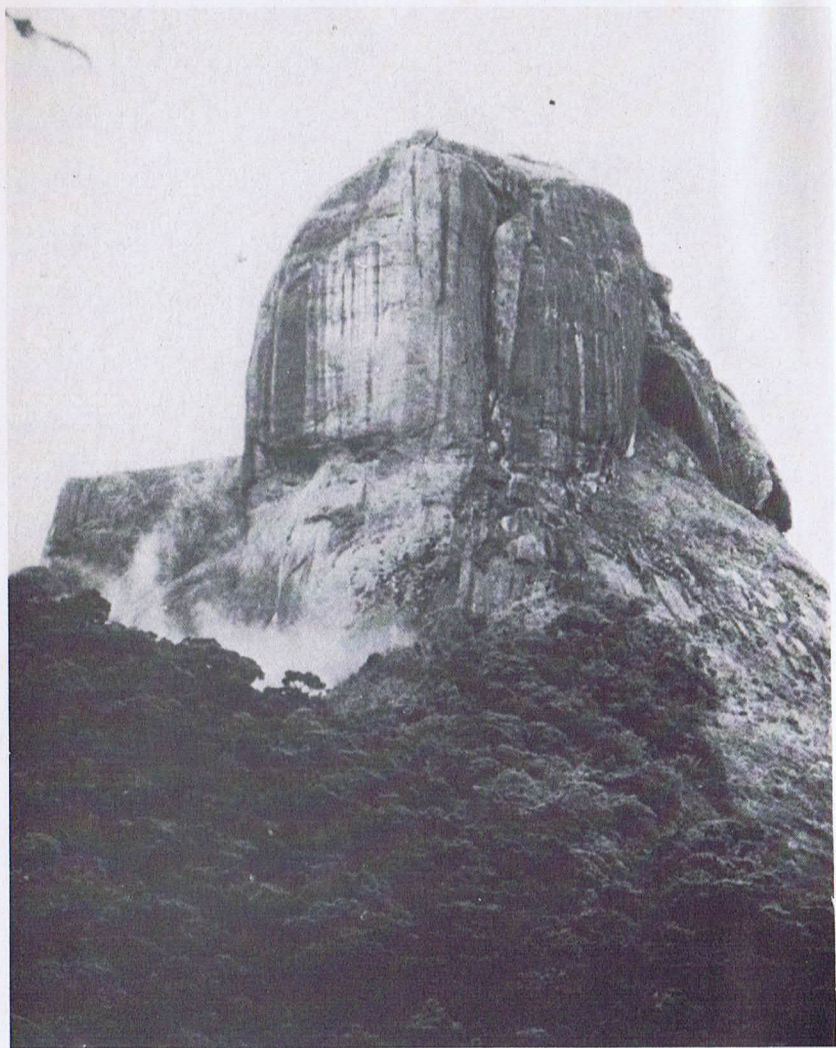
XIVb. Galionsfigur eines Bootes auf dem Fluß São Francisco. (Foto: Eduardo B. Chaves.)



XIVc. Die Landkarte von Sete Cidades.



XV. Der Wikingerkopf von Gávea, von vorn gesehen. (Foto: Eduardo B. Chaves.)



XVI. Der Wikingerkopf von Gávea, Halbprofil.
(Foto: Eduardo B. Chaves)

Jacques de Mahieu

Des
Sonnengottes
Heilige
Steine

hat. Nach seinen beiden ersten „Sonnengott“-Büchern sind uns Wesen und Geschichte dieses präkolumbianischen Reiches ebenso bekannt wie die Gründe und Folgen seiner Zerstörung. Was der französische Gelehrte mit der Entdeckung einer einst bestehenden Landverbindung zwischen dem Zentrum des Tiahuanacu-Reiches auf den Höhen der Anden und dem Atlantischen Ozean nur vermutete, wird jetzt zur Gewißheit: etwa seit dem Jahr 1250 nahmen die Wikinger von Tiahuanacu die Verbindung mit ihren in Europa verbliebenen Vettern, den seefahrenden Normannen an der französischen Atlantikküste, wieder auf. Im Amazonasdelta begegneten sich ihre traditionellen Drachenschiffe mit den moderneren und seetüchtigeren der Normannen. Als ihr Reich vernichtet wurde, suchten ihre als „Amazonas“ in die Geschichte und Geographie Südamerikas eingegangenen Witwen in den Wikinger-Stützpunkten längs des Amazonas-Stromes und seiner Nebenflüsse Zuflucht. Ihre Spuren sind wie die der Tiahuanacu-Kultur noch heute in den Urwäldern des Amazonas vorhanden. Prof. de Mahieu ist ihnen nachgegangen. Er stützt sich mit der für ihn charakteristischen wissenschaftlichen Gründlichkeit ausschließlich auf eindeutig erwiesene Daten und solide untermauerte Voraussetzungen. In blendendem Stil reiht er die Fakten aneinander und läßt so eines der spannendsten Kapitel der Frühgeschichte Amerikas entstehen.

GRABERT-VERLAG TÜBINGEN

de Mahieu

DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE

